



Menschen mit Zivilcourage
*Mut, Widerstand
und verantwortliches Handeln
in Geschichte und Gegenwart*

Menschen mit Zivilcourage

*Mut, Widerstand
und verantwortliches Handeln
in Geschichte und Gegenwart*

Vorwort	Reto Wyss	4
Zivilcourage – Annäherungen an einen historischen Begriff	Paul Bernet	8
19. Jahrhundert		
Der Notruf aus Solferino. Henry Dunant (1828 – 1910) und die «Humanisierung» des Krieges	Paul Bernet	17
«Die Waffen nieder!» Bertha von Suttner (1843 – 1914) und ihr Kampf gegen den Krieg	Julia Müller	27
Katastrophenzeitalter		
Anders als die Andern. Magnus Hirschfeld (1868 – 1935)	Martin Lücke	37
Die unbedingte Suche nach Wahrheit. Edith Stein (1891 – 1942)	Verena Lenzen	45
Menschlichkeit an der Grenze. Paul Grüninger (1891 – 1972)	Karin Fuchs	53
Humanität in Zeiten der Barbarei. Carl und Gertrud Lutz-Fankhauser (1895 – 1975 / 1911 – 1995)	Patrick Kury	63
Ein Judenretter aus der Wehrmacht. Feldwebel Anton Schmid (1900 – 1942)	Wolfram Wette	73
Ein Gebot von Anstand und Redlichkeit. Ernst Prodolliet (1905 – 1984)	Simone Prodolliet	83
Der Engel von Gurs. Elsbeth Kasser (1910 – 1992)	Therese Schmid-Ackeret, Walter Schmid	93
«Ja, Herrschaft, man sollte ... man sollte wirklich helfen gehen!» Rösli Näf (1911 – 1996)	Yves Bremer	103
Nazi-Rassenkrieg an der Ostfront, Flüchtlingsnot im Schweizerlager, Antijudaismus im Elternhaus. Ruth Herz-Hablützel (1915 – 2008)	Jürg Stadelmann	113

123 Aram Mattioli **«Tired of giving in.» Rosa Parks (1913 – 2005)
und die Bürgerrechtsbewegung in den USA**

133 Hans Utz **«Ich bin eine Fanatikerin für die Wahrheit.»
Die Journalistin Anna Stepanowna Politkowskaja
(1958 – 2006)**

143 Peter Kirchschräger **Ehemalige Kindersoldatin kämpft gegen Einsatz
von Kindern im Krieg. China Keitetsi (1976)**

153 Paul Bernet **Big Brother Is Watching You. Edward Snowden (1983)
und die Verteidigung der Privatsphäre**

163 Carla Marfurt **Bildung ist die einzige Lösung.
Malala Yousafzai (1997)**

171 Peter Gautschi **Vom Nutzen des Biografischen für das historische Lernen**

192 **Verzeichnis der Autorinnen und Autoren**

Vorwort

5,6 bis 6,2 Millionen jüdische Menschen sind zur Zeit des Nationalsozialismus in den Jahren 1933 – 1945 ermordet worden. Das entspricht der ganzen Schweizer Bevölkerung im Jahr 1970. Wer sich 70 Jahre nach dem Holocaust mit dieser systematischen Ermordung einer Religionsgemeinschaft befasst, ist auch heute noch fassungslos, verständnislos, sprachlos.

Aus der Geschichte lernen

Was geschehen ist, können wir, die heutige Generation, nicht rückgängig machen. Wir müssen mit diesem düsteren Kapitel der Geschichte leben. Und wir sowie unsere Nachkommen haben die Pflicht, uns damit auseinanderzusetzen und daraus zu lernen. Das ist umso wichtiger, weil die Holocaust-Überlebenden und somit die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen der damaligen Gräueltaten immer weniger werden. Am Holocaust wird die Notwendigkeit der Geschichtsvermittlung klar sichtbar. Nur wenn wir das Gestern kennen, können wir das Heute verstehen und nur dann können wir die Zukunft gestalten und die gleichen Fehler nicht wiederholen.

Luzerner Schulen engagieren sich

Die vorliegende Publikation ist ein zentrales Produkt des Luzerner Holocaust-Erinnerungstages 2015. Eine kleine Rückblende: Im Kanton Luzern wurde erstmals am 27. Januar 2005, exakt 60 Jahre nach der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz, der europäische Holocaust-Gedenktag begangen. Viele Schulen aller Bildungsstufen folgten damals dem Aufruf des Bildungs- und Kulturdepartements und beteiligten sich mit diversen Aktivitäten an diesem Ereignis der Erinnerungskultur. Im Jahr 2009 wurde der Anlass in ähnlicher Form unter dem Leitmotiv «Hinschauen – nicht wegsehen!» erneuert. Eine viel beachtete Ausstellung im Historischen Museum Luzern war damals Dreh- und Angelpunkt des Gedenktags: Die Sammlung Elsbeth Kassers wurde einem breiten Publikum zugänglich gemacht. Das sind Zeichnungen, Aquarelle und Objekte

von Gefangenen des Internierungslagers Gurs in den französischen Pyrenäen.

Nun folgt der dritte Anlass, der unter dem Leitthema «Menschenrechtsverletzung und Zivilcourage in Geschichte und Gegenwart» steht. Auch dieses Mal wird versucht, anhand von Ausstellungen, Vorträgen und einer Publikation den Respekt gegenüber Minderheiten und Andersdenkenden zu fördern und so die Bedeutung der Menschenrechte darzustellen. Dabei wurde angestrebt, die Perspektive über den Holocaust und die Verbrechen des Nationalsozialismus hinaus zu öffnen.

Ein Kernstück des Erinnerungstages 2015 ist diese Publikation. Sie ist in erster Linie gedacht für Schülerinnen und Schüler, für Lehrpersonen und auch alle weiteren Personen, die sich für die Geschichte und Gesellschaft interessieren. Die Publikation verharret, wie erwähnt, nicht beim Holocaust, sondern beschreibt weitere Dimensionen von Menschenrechtsverletzung und Zivilcourage. Es werden 16 Personen aus verschiedenen Ländern, Epochen und unterschiedlichen persönlichen Kontexten porträtiert. Der St. Galler Polizeioffizier Paul Grüninger kommt genauso vor wie Henry Dunant, das Ehepaar Lutz, Rosa Parks, Anna Politkowskaja oder Edward Snowden.

Gegen das Unrecht gehandelt

Was verbindet diese Persönlichkeiten bei aller Verschiedenheit? Alle handelten entschlossen und nahmen drohende Nachteile der eigenen Person in Kauf. Ein Handeln, das im offenen oder verdeckten Widerspruch zu staatlichen, religiösen Autoritäten oder wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Sozietäten stand oder steht. Diese Persönlichkeiten sahen ihre Werte, Überzeugungen und Normen verletzt und handelten: Sie boten Flüchtlingen Schutz und widersetzten sich so staatlichen Weisungen. Sie setzten sich für die freie Meinungsäusserung ein und bezahlten diesen Einsatz mit ihrem Leben. Oder sie setzten sich für die Grundrechte der Frauen ein und wurden so zur Zielscheibe von Gewalt.

Kurzum: Die porträtierten Personen handelten – in sehr unterschiedlichen Kontexten – *zivilcouragiert*. Die Porträts verleihen der Zivilcourage ein konkretes Gesicht, wobei die Biografien und insbesondere die Konsequenzen, welche die Personen für ihr Handeln zu tragen hatten, den Leser betroffen machen.

Beitrag zur Werteerziehung

Doch Betroffenheit allein ist nicht die primäre Intention dieser Publikation. Von ihr ausgehend soll bei der Leserschaft eine kritische Auseinandersetzung in Gang kommen über die Grundrechte des Menschen und wie schnell diese von Machtsystemen infrage gestellt und schliesslich nicht selten missbraucht werden. Somit soll das Buch auch einen Beitrag zur Werteerziehung bei den Schülerinnen und Schülern leisten können.

Die politischen oder gesellschaftlichen Umstände haben immer wieder Menschen bewogen, zivilcouragiert zu handeln. Die Geschichte lehrt uns aber auch, dass systematische Menschenrechtsverletzungen möglich wurden, weil eine anonyme Masse von Duldern und Mitwissern einfach weggesehen hat.

Mutige Schülerinnen

Zivilcourage passiert auch im Kleinen und kennt fast kein Alter. Auch kleine mutige Handlungen können bedeutsam sein. Auch im schulischen Kontext entsteht Zivilcourage: So schrieben 22 Sekundarschülerinnen der Klasse 2c aus Rorschach am 7. September 1942 dem Bundesrat einen Brief und äusserten darin in klaren Worten ihren Missmut über die Flüchtlingspolitik der offiziellen Schweiz: «Wir können es nicht unterlassen Ihnen mitzuteilen, dass wir in den Schulen aufs höchste empört sind, dass man die Flüchtlinge so herzlos wieder in das Elend zurückstösst.» Sie appellierten an die politischen Instanzen, nach christlich-humanitären Grundsätzen zu handeln und die Hilfesuchenden nicht einfach

an der Grenze abzuweisen. Weiter noch spekulierten die Schülerinnen, ob der Bundesrat einen «Befehl» zur Abweisung der Juden befolgen müsse.

Der Brief zeitigte einige Betroffenheit beim Bundesrat – ein entsprechendes Entwurfsschreiben des damaligen Justizministers Eduard von Steiger zeugt davon – und führte im Nachgang sogar zu einer polizeilichen Befragung der involvierten Klassen. Das ist unglaublich.

Die Schülerinnen konnten damals die Dimensionen ihres Handelns noch nicht erahnen. Erst Jahre später, nach erfolgter historischer Aufarbeitung, wissen wir diese kleine zivilcouragierte Tat zu schätzen. Dieses Beispiel illustriert nach meinem Dafürhalten gut, dass Zivilcourage im Kleinen entstehen kann.

Wir alle sind gefordert

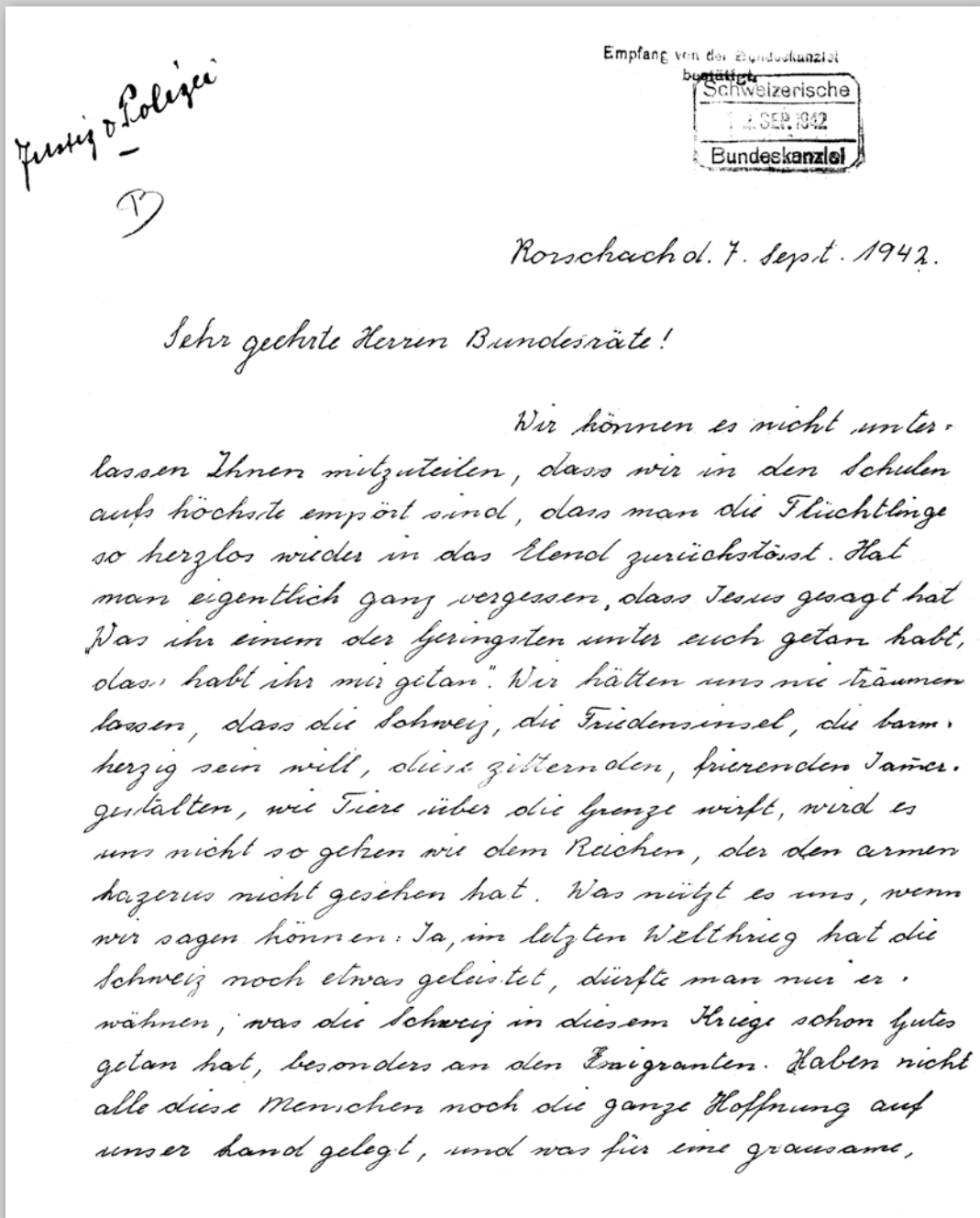
Auch 70 Jahre nach dem schrecklichen Holocaust passieren Verfolgungen und Tötungen von Menschen aus nationalistischen bzw. rassistischen Gründen. Wir können hoffen, dass auch in Zukunft Menschen in der Schweiz, ähnlich wie die Mädchen aus Rorschach, sich hinstellen, um vehement auf Missstände hinzuweisen. Frieden und Menschenrechte sind keine stabilen Werte. Sie müssen immer wieder aufs Neue gesichert und mit Ressourcen gepflegt werden. Dieses Buch ist in einer gewissen Form der Pflege dieser Werte verpflichtet. Es ist ein wertvolles Stück Bildungsarbeit.

Dem Buch wünsche ich, dass es eine breite Leserschaft – auch über den Kanton Luzern hinaus – finden wird. Es bleibt mir, den daran beteiligten Autorinnen und Autoren sowie den Herausgeberinnen und Herausgebern für die vorliegende Publikation aufrichtig zu danken.

Regierungsrat Reto Wyss

Bildungs- und Kulturdirektor des Kantons Luzern

«Wir können es nicht unterlassen
Ihnen mitzuteilen, dass wir in den Schulen
aufs höchste empört sind ...»



Brief an Bundesrat Eduard von Steiger, unterzeichnet von 22 Schülerinnen der Mädchen-
sekundarschulklasse 2c, Rorschach, 7.9.1942. Weitere Dokumente – etwa der Entwurf
eines Antwortschreibens des Justiz- und Polizeidepartements – finden sich auf www.dodis.ch.

Diplomatische Dokumente der Schweiz, Online Datenbank Dodis: dodis.ch/12054.

Math. Dornbierer
Frieda Krawolfer
Trudi Sperrer

schreckliche Enttäuschung muss es sein, wieder zurück-
gestossen zu werden, von wo sie gekommen sind,
um dort dem sichern Tod entgegenzugehen. Wenn
dies so weiter geht, können wir sicher sein, dass
wir die Strafe noch bekommen. Es kann ja sein,
dass Sie den Befehl erhalten haben, keine Juden
aufzunehmen, aber der Wille Gottes ist es bestimmt
nicht, doch wir haben Ihm mehr zu gehorchen
als den Menschen. Wo wir zum Sammeln aufgerufen
wurden, taten wir es sehr gerne, für unser Heimat-
land und haben willig die Freizeit geopfert, deshalb
erlauben wir uns für die Aufnahme dieser ärmsten,
Heimatlosen zu bitten!

Mit Hochachtung und Vaterländischer
Verbundenheit grüßen:

Schunderschule
Klasse 2 c.

✓ Rösli Schlotterbuck	✓ Heidi Weber
✓ Jacqueline Zussy	Rosmarie Gansner.
✓ Inma Hessel	Dorli Stoll
✓ Hildegard Scherer	Ulrich Wagnmann
✓ Margrit Kainer.	Silvia Bader
✓ Heidi Bächli	Elise Thalmann
Uta Duedler	✓ Ruth Locher
Grilli Lühmann	Hildegard Forster
Heidi Opprecht	Margrit Lemann
	✓ Grotli Weber.

Zivilcourage – Annäherungen an einen historischen Begriff

Der Begriff Zivilcourage ist heute überall präsent. Man verwendet ihn für spontan mutige Auftritte und kritische Meinungsäußerungen; man assoziiert ihn mit vorwiegend gewalthaltigen Situationen, mit alltäglichen Bedrohungsszenarien, mit risikobereiter Opferhilfe. Und da es sich offenbar um eine seltene Tugend handelt, werden dafür Preise gestiftet und liegen in Buchhandlungen Ratgeber auf. Je inflationärer der Begriff aber auftaucht, desto schwammiger erscheint er. Wenn hier nun eine Publikation vorliegt, die diesen Terminus mit der Holocaust-Erinnerungstradition und mit dem Menschenrechtskatalog verknüpft, scheint es umso notwendiger, den Begriff zu schärfen. Es geht bei Zivilcourage, wie sie in dieser Publikation verstanden wird, nicht um eine spontane Alltagsreaktion, nicht um eine ausschliesslich psychologische Verhaltensweise, nicht um eine strikte Einübung von Handlungskompetenzen.¹ Wernher von Brauns Bonmot «Zivilcourage ist das, was von einem Menschen übrig bleibt, wenn der Vorgesetzte das Zimmer betritt»² bleibt oberflächlich und verpasst die Tiefgründigkeit des Begriffs. In dieser Publikation liegt das Augenmerk auf dem vorbildhaften Handeln eines Menschen, das wesentlich in einen historisch-gesellschaftlichen Kontext eingebettet ist. Und auch das Gegenüber, das grundlegend zur Auseinandersetzung herausgefordert wird, stammt nicht aus dem privaten Raum, in dem sich eine persönliche Diskriminierung und eine empathische Hilfeleistung abspielen. Sondern das angegriffene Objekt wirkt in einem Unrechtsgebilde, handelt in einer strukturell gewachsenen Autoritätsgesellschaft, agiert in einer stets werteverletzenden Umgebung.

Die begriffliche Annäherung

Etymologisch betrachtet bedeutet Zivilcourage Bürgermut. Während der Begriff «courage civil» im Französischen etwas früher auftaucht, geht der deutsche Begriff auf Otto von Bismarck zurück, der 1864 als Ministerpräsident bei der Behandlung des Rentenbankgesetzes den

Parlamentariern des preussischen Landtags jenen Mut absprach, der normalerweise auf dem Schlachtfeld vorhanden sei.³ Das Entstehungsumfeld dieses Begriffs ist also das militärische Milieu: Dem mutigen Soldaten wird der mutige Bürger gegenübergestellt. Es scheint, dass in der Zivilwelt des 19. Jahrhunderts jene Tugend noch nicht ausgeübt wurde, die im soldatischen Umfeld schon seit Menschengedenken als selbstverständlich galt. Wer Mut und Tapferkeit bewies, war per se mannhaft; wer die ritterliche Kampfestugend ausübte und sogar den Todesmut wagte, lebte ehrenvoll. Bei diesem Szenenwechsel vom Militär zur Bürgerwelt kam allerdings eine neue Dimension hinzu: Während der Mut des Soldaten durch seine Gehorsamspflicht und durch die Befehlsgewalt der Ranghöheren eigentlich gegeben war, vollzog sich der mutige Schritt im zivilen Raum in einer viel offeneren Situation. Der Bürgermut hatte seine Kraft aus einem individuellen Entschluss zu beziehen und war dadurch von eigener Verantwortung genährt. Dadurch, dass die Tapferkeit vom primär militärischen Stempel abrückte, näherte sie sich der seit der Antike gültigen, im 19. Jahrhundert wieder aktuellen Tugend- und Morallehre an. Da ist die fortitudo (Tapferkeit) nicht einfach isolierter Selbstzweck, sondern weitsichtig angelegt und harmonisch ergänzt durch die drei anderen Grundtugenden von prudentia (Klugheit, Einsicht), iustitia (Gerechtigkeit) und temperantia (Besonnenheit, Mässigung). Es lohnt sich, diesen antiken Blick auf die in dieser Publikation behandelten Personen zu werfen und zu analysieren, inwiefern deren zivilcouragiertes Handeln sich in kluger Vorsicht, mit gerechtem Anspruch und in massvoller Art und Weise vollzieht. Idealtypisch ist Zivilcourage immer an moralische Werte gebunden und dem moralischen Gewissen verpflichtet.⁴

Eine ähnliche Schärfung bekommt der Begriff Zivilcourage, wenn man ihn dem Grundbegriff «Mut» gegenüberstellt. Mut ist zweifellos ein umfassenderer, auch wertneutralerer Begriff. Jede Zivilcourage enthält Mut, aber nicht jeder Mut beinhaltet Zivilcourage.⁵ Wenn

ein Basejumper im freien Fall von einem Hochhaus springt oder eine Gruppe beim Canyoning die Schlucht hinunterstürzt, ist das gewagt und riskant, aber nicht Zivilcourage. Adrenalinkick, der das Ego befriedigt, und Abenteuerlust, die das Risiko herausfordert, genügen nicht, denn es fehlen der moralische Hintergrund, die soziale Komponente und der menschenrechtliche Anspruch. Dass man dennoch Mut häufig als Synonym von Zivilcourage verwendet, ist insofern berechtigt, als das Wort Mut ursprünglich – bevor es die vorherrschende Bedeutung von Kühnheit und Tapferkeit bekam – als gemeingermanische Wurzel eine «triebhafter Gemüts-äusserung», einen «seelischen Erregungszustand» bezeichnete, eine Eigenschaft, die sich grundsätzlich sogar des Zorns bediente.⁶ Die Mündung des mutigen Handelns entspringt an der Quelle des Zorns. Dieser ist aber nicht so sehr als bloss eruptiver Groll des Augenblicks zu verstehen, sondern im Sinn einer anthropologischen Bestimmung, die die alten Griechen als Thymiotik bezeichneten. Es war eine Zornkraft, ein heiliger Furor, hoch geschätzt, weil er – von Gerechtigkeit getrieben – ungewöhnliche Helden hervorbrachte. Peter Sloterdijk hat dieser Eigenschaft ein ganzes Werk gewidmet und sie im Spiegel der Geschichte analysiert.⁷ Und weil dieser Zorn durch sein ideelles Fundament und in seiner Ausführung domestiziert daherkommt, ist er auch wirksam und dauerhaft. Er ist nicht Gefühlsfassade, sondern er kommt von innen heraus, man hat ihn auch einen «beherzten Zorn» genannt. Als Bestätigung sei in Erinnerung gerufen, dass das französische Wort *courage* das Wort *coeur* enthält.

Die theoretische Annäherung

Eine systematische Erforschung des Begriffs Zivilcourage liess lange auf sich warten und begann ernsthaft erst an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert. Vorher fristete der Terminus ein stiefmütterliches Dasein und war in einschlägigen Lexika kaum zu finden. Nur vereinzelt fand er Verwendung – so lautete der Titel des 1956 von John F. Kennedy publizierten Buches «Profiles in Courage» in der deutschen Übersetzung «Zivilcourage». Als Senator von Massachusetts, vier Jahre vor seiner Präsidentschaft, untersuchte Kennedy diese Eigenschaft bei acht Senatoren der amerikanischen Geschichte.⁸ Erst neuere historische Studien, die vor allem mutige Menschen in Ungerechtigkeitsregimes (im «Dritten Reich», in der DDR) beschrieben, operierten mit diesem Zentralbegriff⁹, sodass schon bald auch eine theoretische Be-

schäftigung einsetzte. Am intensivsten hat sich damit zweifellos der Tübinger Politikwissenschaftler Gerd Meyer auseinandergesetzt. In mehreren Publikationen¹⁰ schildert er die typischen Situationen mutigen Handelns. Meyer teilt das Handeln mit Zivilcourage in Phasen auf, er unterscheidet förderliche und hinderliche Einflussfaktoren für dieses vorbildliche Agieren, er stellt konkrete Verbindungen her zwischen Wertorientierung und Handlungsmotivation und er visualisiert modellhaft den Entscheidungsablauf des sozialen Mutes. Reizvoll und bereichernd sind vor allem zwei Aspekte: einerseits die vier Hauptmerkmale von Zivilcourage, andererseits der Prozessablauf des Widerstands.

a.

Laut Meyer sind es vier Merkmale, die Zivilcourage von anderen ähnlichen Eigenschaften wie Mut, Tapferkeit, Solidarität, Hilfe und Altruismus unterscheiden. 1. «Es gibt einen latenten und manifesten *Konflikt* zwischen denen, die diese Werte und Normen verletzen, und denen, die sich für ihre Bewahrung einsetzen.»¹¹ Zivilcourage wird nicht etwa ausgelöst, damit in erster Linie Erfolg und Belohnung eintreten, sondern die handelnde Person ist von der Überzeugung durchdrungen, dass verletzte Werte und Normen unbedingt wiederhergestellt werden müssen. 2. «Es gibt nicht immer leicht bestimmbare *Risiken*, das heisst der Erfolg zivilcouragierten Handelns ist meist unsicher, und der Handelnde ist bereit, Nachteile in Kauf zu nehmen.»¹² Dem Handeln geht zweifellos ein bewusster, freier Entschluss voraus. Es ist ein Mut, der jede Art von Feigheit überwindet und der auch eine persönlich negativ ausfallende Kosten-Nutzen-Rechnung einkalkuliert. 3. «Zivilcouragiertes Handeln ist öffentlich, das heisst, in der Regel sind mehr als zwei Personen anwesend.»¹³ Der Wunsch nach Veränderung ist wesentlich und bedingt, dass das Anliegen nach aussen tritt. 4. «Es gibt ein reales und subjektiv wahrgenommenes *Machtungleichgewicht* zuungunsten dessen, der mutig handeln will, etwa weil er sich in einer Minderheits-/Mehrheitssituation in Gruppen oder in einem Verhältnis der Über-/Unterordnung bzw. einer Abhängigkeit befindet (die oft mit Anpassungsdruck verbunden sind).»¹⁴ Die Rahmenbedingungen, in denen der Mut sich bemerkbar macht, sind schwierig, da nicht auf einer gleichwertigen Ebene gekämpft wird. Der Mut bekommt seine schneidende Schärfe erst im Positionsgefälle der Protagonistinnen und Protagonisten, erst in der unterschiedlichen hierarchischen Perspektive.

b.

Für den Ablauf des oppositionellen Verhaltens schlägt Meyer ein dreistufiges Modell vor, das vom Eingreifen über das Sich-Einsetzen zum Sich-Wehren führt.¹⁵ Dieses Modell hat seine Berechtigung nicht bloss in der sinnvollen Ordnungsübung, die aufzeigt, in welcher der drei Etappen der Handelnde sich befindet. Man wird beim Schubladisieren aber unweigerlich feststellen, dass die Grenzen dieser Phasen fließend und dass die vielen möglichen Widerstandsformen nicht immer eindeutig zu klassieren sind. Diese Verunsicherung hat den positiven Nebeneffekt, dass sich bei immer besserer Kenntnis der Umstände eine Vielzahl von Fragen ergibt, die interessante Grauzonen entdecken lassen, etwa: Wo und wann hat sich bei den Porträtierten die Sensibilität entwickelt, sich der Problematik anzunehmen? Wann geht diese Sensibilität in ein Gefühl der Verantwortlichkeit über? Braucht es dazu eine gewisse individuelle Selbstsicherheit? Wo endet die Anpassung, wo beginnt die Nonkonformität, wo die konkrete Intervention? Gibt es Schwachpunkte der Entwicklung? Gibt es Merkmale des Überschreitens? Wann ist der «Point of no Return» erreicht – oder war dieser von Anfang an eingeplant? Inwiefern beeinflussen sich die beiden Parteien durch ihre Aktionen? Erst solche Zusatzfragen bestätigen, dass trotz typologischer Hinweise zum Phänomen Zivilcourage nicht der Folgeschluss gezogen werden darf, dass es sich bei dieser Publikation um die Kollektivbiografie eines vorbildlichen Typus handelt. Jeder Mut ist singular, jede Zeit hat ihre Besonderheiten. Wir haben in dieser Publikation nicht Fallgeschichten, sondern nur Einzelgeschichten in ganz konkreten Ausformungen und situativen Konstellationen.¹⁶

Die mythologische Annäherung

Zivilcourage hat auch ihre mythologische Grundfigur. In der Hauptstadt Böotiens, in der sagenumwobenen Stadt Theben, lebte – der Version Apollodors und Sophokles' folgend – Antigone, die Tochter des erblindeten Ödipus. Dessen zwei Söhne sollten im jährlichen Wechsel die Herrschaft über Theben aufteilen. Aber Eteokles verweigerte die verabredete Übergabe an seinen Bruder Polyneikes, sodass ein mörderischer Bruderstreit entbrannte und sich beide gegenseitig umbrachten. Der neue Herrscher Thebens, Onkel Kreon, sah in Polyneikes einen Widersacher, da er Theben mit Krieg überzogen hatte. Er verbot unter Todesandrohung, dessen Leichnam zu beerdigen. Antigone jedoch, Urfigur der Zivil-

courage, widersetzte sich dem Verbot und bestattete – zuerst symbolisch, dann heimlich – ihren Bruder, um ihm den Eingang in den Hades zu ermöglichen. Zur Strafe liess Kreon Antigone lebendig einmauern. Kreons späte Reue verhinderte nicht, dass Antigone sich selbst erhängte und auch Kreons Sohn Haimon seiner Braut durch Selbstmord nachfolgte.¹⁷

Aus dem Antigone-Mythos lassen sich fünf interessante Eigenschaften von zivilcouragiertem Handeln herauskristallisieren, die auch bei den hier versammelten Porträts aufzuspüren sind: 1. Antigone ist sich bewusst, das Richtige getan zu haben; sie ist überzeugt, *im Recht zu sein*. Inhaltlich lässt sich das dadurch belegen, dass sie ihr Grundprinzip über dasjenige von Kreon stellt: Das Recht der Familie über das Recht der staatlichen Macht, die Schwesternpflicht über die Staatsraison, das persönliche Gewissen über das öffentliche Recht, die göttliche Weltordnung über das irdische Gesetz. 2. Weil Antigone im Recht ist, weil sie das heilige Recht des Hades über einen absolutistischen Gehorsam stellt, ist sie auch *radikal*. Sie scheut kein Mittel, versucht alles. Aus totaler Überzeugung wählt sie rücksichtslose Methoden. Als «edle Rebellin»¹⁸ erlaubt sie keine Kompromisse und keine Halbfertigkeiten. Das zeigt sich in ihrem Meinungsaustausch mit ihrer Schwester Ismene: Sowohl deren Zögern (Ismene gibt Antigone recht, sagt aber, dass sich deswegen der Verlust des eigenen Lebens nicht lohne) als auch deren spätere Solidarität werden von Antigone resolut abgelehnt. Sie ist einzig ihrem Gewissen verpflichtet, unbeugsam. Sophokles nennt sie «autonomos»¹⁹, durch nichts beeinflussbar, unabhängig. Sie ist eine leidenschaftliche Täterin, keine lösungsorientierte Taktikerin. 3. Antigones Tat hat nicht im Verborgenen ausgeführt zu werden, sondern verlangt nach Öffentlichkeit. Ihr zweiter Gang zur Leiche ihres Bruders inszeniert demonstratives Verhalten. Ihre Tat wartet darauf, entdeckt zu werden. 4. Kontrastreich ist dieser Öffentlichkeitswunsch gekoppelt mit dem Gefühl des *Alleinseins*. Mehrmals beklagt Antigone die fehlende Resonanz sowohl bei ihrer Verwandtschaft als auch beim kommentierenden Chor der Ältesten. Schliesslich kulminiert dieses Gefühl in ihrer schon früh angekündigten Todesbereitschaft. 5. Berücksichtigt man zusätzlich zum Kernstoff des Antigone-Mythos literarische und philosophische Deutungen, ist ein weiteres Merkmal erwähnenswert: So sehr in diesem Mythos zwei gegensätzliche, unvereinbare Prinzipien aufeinanderprallen, ist doch in jeder dieser Idealwelten auch immer die andere, gegen

die angekämpft wird, irgendwie vorhanden. Schon rein äusserlich ist dies durch die verwandtschaftlichen Verstrickungen und die Staatszugehörigkeit gegeben: Antigone ist Königstochter und Braut des Königssohns; Kreon ist durch die sich abzeichnende Familientragödie direkt betroffen. Aber auch innerlich kämpft das eine Prinzip immanent mit dem anderen, impliziert die eine Seite auf eine bestimmte Art und Weise wechselseitig ebenso die andere Seite. Georg Wilhelm Friedrich Hegel begründet dies anschaulich mit seiner Dialektik, Judith Butler zeigt dies geschlechterspezifisch und mit sprachlicher Analyse auf.²⁰ Diese Perspektive der gegenseitigen Beeinflussung zeigt gewinnbringend auf, dass zivilcouragiertes Handeln, das gegen die Zeit ankämpft, auch der bekämpften Zeit entstammt, und vermeidet die Gefahr, den mutigen Menschen zeitisoliert und ideenfremd in heldenhafte Sphären zu erheben.

Die menschenrechtliche Annäherung

Wenn in den bisherigen Annäherungen vor allem das individuelle Handeln und das zeitliche Umfeld im Fokus standen, liegt hier das Augenmerk auf dem zentralen Punkt der Motivation und der Rechtfertigung. Woher holen sich die Handelnden ihre moralische Stärke und womit rechtfertigen sie ihr oppositionelles Agieren? Dabei geht es eigentlich nicht mehr um eine Annäherung, sondern vielmehr um eine Fundamentierung, um eine Basisorientierung. Der Mutige und die Mutige handeln so, weil sie die grundlegenden Menschen- und Bürgerrechte verletzt sehen. Sie sind deshalb im Recht, weil sie sich auf allgemeingültige Richtlinien berufen können. Die subjektive Triebfeder erlischt zugunsten einer global verstandenen Verantwortung. Das subjektiv empfundene Recht wird überlagert von einer sozialen Verpflichtung für das Allgemeinwohl. Dies stellt eine Reifung, eine persönliche Entwicklung dar, wie sie analog dazu in der Geschichte der Menschenrechte selbst beobachtet werden kann. Ausgehend von einer ursprünglich bloss nationalen und eingegengten Formung (18. und 19. Jahrhundert) und hinüberführend zu einer internationalen und juristisch immer verbindlicheren Ausgestaltung (2. Hälfte 20. Jahrhundert) haben diese Richtlinien immer mehr an Evidenz und Universalität gewonnen.²¹ Und weil Menschenrechte nicht einfach vorgegeben sind, müssen sie immer wieder kontrolliert, erarbeitet und weitergeführt werden, manchmal eben mit der unverzichtbaren Unterstützung besonders mutiger Akteurinnen und Akteure.

K. Peter Fritzsche hat in einem Aufsatz den Zusammenhang zwischen Menschenrechten und Mut anhand von zehn, sich teilweise überlappenden Thesen zusammengefasst.²² Drei Grundaspekte davon seien hier genannt, da es sich lohnt, sie bei den Personen dieser Publikation konkret aufzuspüren: 1. Das Verhältnis von Mut und Menschenrechten ist wechselseitig. Auf der einen Seite zeigt die Geschichte, dass oft mutiges Handeln – viel stärker als blosser Unrechtfahrung – Druck erzeugt und direkt zur Realisation von Menschenrechten geführt hat. Auf der anderen Seite sind die Menschenrechte selbst Mutmacher, da sie Mut freisetzen können. Das Wissen, dass Menschenrechte verletzt sind, kann motivieren und zur Handlung anregen. 2. Die Menschenrechte bilden ein Korrektiv insofern, als dann der Mut nicht nur dem Eigeninteresse entspringt. Der Mut wird immer auch für andere eingesetzt, was das Risiko des Einsatzes erhöhen kann. 3. Menschenrechte prägen die Tugend des Mutes in einem doppelten Sinne: Sie qualifizieren den Mut, da dieser für universell anerkannte Ziele eingesetzt wird. Und sie bewahren den Mut vor Übermut, da es dem zivilcouragierten Handelnden nicht erlaubt ist, die Menschenrechte anderer, das heisst jener, die man bekämpft, zu verletzen.

Mit der Idee der Menschenrechte verbindet sich als leitendes normatives Prinzip auch das der Menschenwürde, die sich sozusagen immer als Einheit in der Vielfalt manifestiert. Als einheitliche, homogene «condition humaine» gilt, dass der Mensch nie bloss benutzt, nie bloss als Mittel zum Zweck betrachtet, sondern immer als Zweck an sich, als Selbstzweck behandelt werden will, und dass Würde deswegen nicht verhandelbar ist.²³ In der Umsetzung dieses höchsten Guts, in der konkreten Anwendung als Lebensform ist die Menschenwürde aber «vielfältig», für jeden einzelnen «eine bestimmte Art zu leben». Wie variantenreich diese Lebensarten sind, davon zeugt die hier vorliegende Publikation.

Im schulischen Umfeld

Zivilcourage ist auch ein Wert und ein Thema in der Schule. Dies ist aus mehreren Gründen, die sich auf drei unterschiedlichen Ebenen ansiedeln, gerechtfertigt.

a.

Auf der Ebene des eigentlichen Unterrichtsinhalts: Am naheliegendsten ist die Tatsache, dass die Schülerinnen und Schüler sich mit den hier vorgestellten Biografien

auseinandersetzen. Sie können feststellen, dass sich zivilcouragiertes Handeln immer in ganz bestimmten Situationen ereignet hat. Vor allem in diktatorischen Verhältnissen, in Zeiten der Unrechtmässigkeit, zeichneten sich besonders viele Personen durch Zivilcourage und durch zivilen Ungehorsam²⁴ aus. Der Holocaust-Erinnerungstag bietet die beste Gelegenheit für wichtige historische Einsichten: Zivilcourage tauchte stets da auf, wo die offene Gesellschaft bedrängt, wo das politische Handeln nicht mehr frei war, wo Minderheiten kein Gehör oder keinen Schutz mehr fanden, wo die Demokratie ausgeschaltet war. Denn Demokratie – das zeigt uns die Geschichte dieser Staatsform – war nicht von der Regierungsspitze erschaffen, nicht top-down verordnet worden, sondern ist aus Zivilcourage entstanden. Die friedlichen Zustände von Freiheit, Friede, Demokratie, Rechtsstaat sind nicht einfach von selbst gegeben, sondern sie mussten «unter Gefahren erkämpft werden»²⁵. Zivilcourage war (und ist) eine Art «Motor der Demokratie», sogar deren «Lebenselixier».²⁶

Allerdings soll nicht nur Zivilcourage in der Vergangenheit thematisiert werden. Der Blick zurück in vergangene Zeiten bedarf unbedingt der Ergänzung durch die Gegenwart. Keine Epoche darf sich rühmen, Zivilcourage entbehren zu können. Jede Gesellschaft braucht ihre kritischen Beobachter, wird mit unerwarteten Gewissensentscheidungen konfrontiert, provoziert unter Umständen den Notausgang in die Illegalität. Vor allem das aktuelle Beispiel des Whistleblowings²⁷, in vielen Kreisen der Weltbevölkerung akzeptiert und bewundert, zeigt auf, dass Zivilcourage im Moment des Geschehens meist ein «unbequemer Wert»²⁸ ist, auch im Hinblick auf das persönliche Schicksal. Die Gemeinnützigkeit der Tat ist noch nicht so klar ersichtlich, das persönliche Risiko noch nicht detailliert kalkulierbar, die ideelle Auseinandersetzung noch nicht entschieden. Erst im Rückspiegel der Vergangenheit wirken die Ausgezeichneten gefestigt, vom Zeiturteil auf den Sockel gestellt, aber in der Aktualität ist vieles noch labil, die ideelle Kontroverse noch im Gange, die Abwägung der Werte hält noch an, und man muss zugestehen, dass «ein Freiheitskämpfer meist umstritten»²⁹ ist.

Zivilcourage ist ebenfalls eine kontinuierliche Überprüferin, welche die einst erkämpften Werte in der Gegenwart kontrolliert, eine Gesellschaftsbeobachterin, die das Bewahrende aktiv hält. Wo sie fehlt oder abnimmt, herrscht Dekadenz. Darauf wies auch Alexander Solschenizyn hin, selbst ein mutiger Kämpfer seiner Zeit,

als er in seiner berühmten Rede von Harvard 1978 konstatierte, dass der zunehmende Verlust von Zivilcourage in einer Gesellschaft als Vorzeichen für deren Ende zu deuten sei.³⁰

b.

Auf der Ebene der Persönlichkeitsbildung von Schülerinnen und Schülern: Jugendliche – auf der Suche nach ihrer eigenen Identität – schätzen grosse Persönlichkeiten, vor allem solche, die sich gegen Autoritäten auflehnen. Zweifellos bekommen diese Vorbildcharakter, sie wirken identitätsstiftend und aktivieren das Nacheifern. Es ist ein «Lernen von den Meistern»³¹. In ihnen offenbaren sich angesehene, ganz bestimmte Persönlichkeitsmerkmale, die zweifellos erstrebenswert sind, die zweifellos trainiert und gestärkt werden sollen. Das Spektrum dieser förderlichen Eigenschaften – wie es die Sekundärliteratur uns zeigt – ist gross und deckt vieles ab: innere Stärke, Willenskraft, Authentizität, Opferbereitschaft, Solidarität, Gerechtigkeitsgefühl, intuitive Intelligenz.³²

Bei Jugendlichen kann allerdings das Gefühl aufgenommen, dass sich das Vorbild wegen seiner erlangten Bedeutsamkeit und anerkannten Stellung in der Geschichte von den eigenen Persönlichkeitsmerkmalen viel zu weit abhebt. Das ist natürlich ein Trugschluss. Eine zivilcouragierte Handlung hat ihre Berechtigung im Zeitpunkt selbst und nicht erst in der späteren Bewertung oder nachträglichen Gewichtung. Auch ein kleiner Mut, im richtigen Moment, mit ernsthafter Intention, verdient seine Anerkennung, zumal diesem Entschluss ja auch seine prägende, noch meist unbeachtete Vorgeschichte vorausgeht. Als sich Rosa Parks eines Tages auf ihrem Arbeitsweg im Bus weigerte, einem weissen Fahrgast Platz zu machen, wusste sie auch nicht, was sie auslösen würde, und dass sich ihretwegen «eine Schaltung im Weltgetriebe»³³ ändern sollte.

c.

Auf der Ebene der Institution Schule: Weil die Schule – parallel zur familiären Entwicklung – soziale und werteorientierte Verhaltensweisen zu vermitteln hat, ermöglicht sie Chancen zur Zivilcourage.³⁴ Die Bandbreite mutigen Handelns ist gross und vielschichtig, da die Schule in einem heterogenen Beziehungsgeflecht operiert: als institutioneller Lernraum mit hierarchischen und autoritären Strukturen (Lehrer-Schüler-Verhältnis, Leistungsprinzip) und als sozialer Lebensraum mit informellen, kommunikativen Verankerungen (Klassen-

verband, Schülerrat). Institutionelle Verhaltensanforderungen vermischen sich kontrolliert oder unkontrolliert mit informellen Gruppenstandards. Demzufolge stehen individuelle Persönlichkeitsmerkmale und schulische Verhaltenstendenzen in einem ständigen, fruchtbaren Austausch, und dieser hat sich in den unterschiedlichsten Bezugssystemen zu bewähren.³⁵ Wer da, in diesen Kreisel schulischer Prozesse, zivilcouragiert hineinfährt, handelt prosozial, handelt in Eigenständigkeit und weicht nicht in billige Konformität aus. Schule wird hier zur Lernschule und dient der Reifung des eigenen Selbstwerts. Für solche mutige Leistungen, die den Finger auf Schwachstellen legen, müsste eigentlich eine Kultur der Anerkennung geschaffen werden; dies gäbe jeder Schule ein eigenständiges Profil.

Allerdings muss hier auch deutlich unterstrichen werden, dass diese Form der schulischen Zivilcourage in kleineren Stiefeln daherkommt, sich in einem eng konzentrierten Umfeld abspielt, nicht in der weltgeschichtlichen, politisch-gesellschaftlichen Grossdimension. Während in der Schule Trainingsprogramme durchgespielt werden, gibt es in der weltpolitischen Auseinandersetzung keine Rollenspiele mehr. Aber auch in kleineren sozialen Einheiten können moralische Werte verletzt, kann das Gerechtigkeitsempfinden gestört werden. Und es leuchtet ein, dass sich im schulischen Mikrokosmos des Sich-Wehrens und Sich-Einsatzens der Makrokosmos des Gerechtigkeitskampfes und der Menschenrechtsordnung dezent widerspiegeln kann.

Ausgewählte Biografien

Wenn man sich der bisher ausgeführten Annäherungen bewusst wird, lässt sich schlussfolgern, dass die in dieser Publikation präsentierten Lebensläufe alle eine Vorbildfunktion einnehmen. Das ist in der Sache gegeben; da lauern aber auch Gefahren. Porträts von Vorbildern dürfen nicht selbsttätig mit einem Heiligenschein umgeben sein, sondern müssen den sozialpolitischen Kontext und die spezifischen Interessenlagen der skizzierten Figur hinterfragen. Biografien müssen aus dem «Dogma individueller Finalität» herausgelöst werden, sonst pendeln sie sich unwirksam und verfälscht ein «zwischen Ikonoklasmus und Idolatrie», zwischen personeller Verteufelung und unechter Vergötterung.³⁶

Die Porträts dieser Publikation werden in einer dreifachen Art präsentiert. Die Titelseite versucht, mithilfe einer Porträtaufnahme, eines Schlüsselzitats und

einer biografischen Kurzfassung (Abstract) die Person kompakt vorzustellen und das Terrain vorzuspüren. Je einige Seiten am Schluss des Porträts sind für Quellenmaterial reserviert. Damit sind die Verwendung und die Bearbeitung in der Schule sowie Multiperspektivität und Anschaulichkeit bezweckt. Über diese Absichten hinaus soll indirekt aber auch bewusst werden, dass nach der intensiven Analyse eines Bildes und nach der effizienten Auswertung eines Textes eben noch sehr viel fehlt, um Zivilcourage deutlich zu machen. Nach der visuellen Wahrnehmung etwa eines wichtigen Augenblicks und nach der schriftlichen Meinungsäusserung etwa einer störenden Problematik fehlt noch ein dritter entscheidender Schritt, der bibliophil nicht nachgeahmt werden kann: Der Mut zur Tat nämlich, der die Tugend der Zivilcourage krönt. «Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. [...] Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste», stand schon im Lehrbrief Wilhelm Meisters.³⁷

Im Zentrum der Publikation steht schliesslich die eigentliche Darstellung, die das mutige Handeln in all seinen Phasen schildert, die Stärken und Schwächen der Person aufzeigt und deren Wirken in den gesellschaftlichen und historischen Kontext stellt. Grosses Gewicht erhält dabei das Katastrophenzeitalter, insbesondere die Geschichte rund um das «Dritte Reich», bedingt natürlich durch den Anlass der Holocaust-Erinnerungstage. Gut die Hälfte der hier Porträtierten kämpfte gegen die Menschenrechtsverletzungen des Nationalsozialismus und engagierte sich, oft unter Lebensgefahr, für Humanität, vorwiegend in der Flüchtlingshilfe und in der Rettung von Jüdinnen und Juden, aber auch für die Gleichstellung sexueller Minderheiten (z. B. Magnus Hirschfeld). Dennoch ist die Auswahl bewusst vielfältig: Bekannte (z. B. Paul Grüninger) wechseln ab mit eher Unbekannten (z. B. Ruth Herz-Hablützel); Männer und Frauen halten sich in etwa die Waage; geografisch wirkten die Personen in den unterschiedlichsten Ländern und Städten (z. B. Rösli Näf in der Schweiz, Anton Schmid im litauischen Vilnius, das Ehepaar Lutz in Budapest, Ernst Prodolliet in Bregenz, Elsbeth Kasser im besetzten Südfrankreich). Einige handelten aus amtlicher, ja diplomatischer Stellung (z. B. Carl Lutz, Paul Grüninger oder Ernst Prodolliet), andere im beruflichen Umfeld der sozialen Krankenpflege (z. B. Elsbeth Kasser, Rösli Näf); einige wurden selbst Opfer des Holocaust (z. B. Anton Schmid, Edith Stein), andere überlebten und wurden später von der israelischen Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem als «Gerechte unter den Völkern» ehrenvoll

ausgezeichnet (z. B. Ehepaar Lutz, Rösli Näf, Ernst Pro-dolliet). Ganz bewusst sollten die Studien der Zivilcourage aber nicht nur auf diese dunkle Zeit konzentriert bleiben, sondern auch in die vorangegangene und nachfolgende Zeitepoche ausgeweitet werden. Zwei Personen des 19. Jahrhunderts wurden ausgewählt, um die Widerstandskämpfe des Pazifismus (Bertha von Suttner) und der idée humanitaire (Henri Dunant) zu illustrieren. Zahlreicher präsentiert sich schliesslich die Bühne der Geschichte nach 1945, wo auf den verschiedensten Plattformen ideeller Auseinandersetzungen neue, zivilcouragierte Akteurinnen und Akteure auftraten und immer noch auftreten. So kämpfte man gegen die Diskriminierung der Afroamerikanerinnen und Afroamerikaner (Rosa Parks); man protestierte gegen Korruption und die Vertuschung von Kriegsverbrechen (Anna Politkowskaja in Russland und Tschetschenien) oder gegen den Einsatz von Kindersoldaten (China Kei-

tetsi in Uganda und weltweit); man trat ein für das Recht auf Bildung (Malala Yousafzai) und für den Schutz der Privatsphäre (Edward Snowden).

Damit sind 16 Biografien von Menschen ausgewählt, die in ihrem anfänglich gewöhnlichen Leben Ungewöhnliches geleistet haben. Es geht hier nicht nur darum, diese Menschen bewusst in Erinnerung zu rufen und sie ins Schulzimmer zu bringen. Ihre Lebensläufe sind beeindruckend und vorbildhaft, sie sind zweifellos einzigartig und stets ihrer Zeit und ihrem Umfeld verpflichtet. Ohne diese Singularität der Porträtierten trüben und sie in einem typologischen Einheitsbrei vermischen zu wollen, stehen diese Porträts stellvertretend doch immer auch für jene allgemeine Erkenntnis, dass Widerstand «die Kultur und den Gang der Geschichte verändert»³⁸ – für jene historische Einsicht, dass Zivilcourage sozusagen ein Bewegungsprinzip der Geschichte darstellt.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Brandstätter, Veronika: Kleine Schritte statt Heldentaten. Ein Training zur Förderung von Zivilcourage, in: Jonas, Kai J./Boos, Margarete/Brandstätter, Veronika (Hg.): *Zivilcourage trainieren! Theorie und Praxis*, Göttingen 2007, 245 ff.
- 2 Braun, Wernher von, auf: gutezitate.com, gutezitate.com/zitat/246213, Stand: 1.6.2014.
- 3 Vgl. Koblack, Peter: Was versteht man unter «Zivilcourage»? 2005, <http://www.mythoselser.de/zivilcourage-begriff.htm>, Stand: 9.7.2014.
- 4 Vgl. Jasolski, Helmut: Zivilcourage – was ist das?, Vortrag in der VHS Erfstadt, 10.11.1999, http://www.jaskolski.de/ziv_was.htm, Stand: 13.2.2014.
- 5 Vgl. Meyer, Gerd: Perspektiven: Sozialer Mut im Alltag – Chancen couragierten Handelns, in: Meyer, Gerd/Frech, Siegfried (Hg.): *Aufrechter Gang. Zivilcourage im Alltag, Der Bürger im Staat*, Bd. 3, Baden-Württemberg 2011, http://www.buergerimstaat.de/3_11/zivilcourage.pdf, Stand: 13.9.2014, 179; vgl. ausserdem Nürnberger, Mutige Menschen, 14.
- 6 Vgl. Duden, Herkunftswörterbuch, Bd. 7, Mannheim 1997, 477.
- 7 Vgl. Sloterdijk, Peter: Zorn und Zeit, politisch-psychologischer Versuch, Frankfurt a. M. 2006, 22 ff., 40 f.
- 8 Vgl. Wikipedia, Zivilcourage (John F. Kennedy), http://de.wikipedia.org/wiki/Zivilcourage_%28John_F._Kennedy%29, Stand: 8.7.2014. Das Buch erhielt ein Jahr später den Pulitzer-Preis. 2008 erfuhr man, dass der Ghostwriter Ted Sorensen die Studie verfasst hatte.
- 9 Vgl. Wette, Wolfram (Hg.): *Zivilcourage. Empörte, Helfer und Retter aus Wehrmacht, Polizei und SS*, Frankfurt a. M. 2003; Heuer, Wolfgang: *Couragiertes Handeln*, Lüneburg 2002.
- 10 Vgl. Meyer, Gerd: *Lebendige Demokratie. Zivilcourage und Mut im Alltag. Forschungsergebnisse und Praxisperspektiven*, Baden-Baden 2007; Meyer, Gerd/Dovermann, Ulrich/Frech, Siegfried u. a. (Hg.): *Zivilcourage lernen – Analysen, Modelle, Arbeitshilfen*, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2004; Meyer/Frech, Aufrechter Gang.
- 11 Meyer, Gerd: *Jenseits von Gewalt – Zivilcourage als sozialer Mut im Alltag*, in: Meyer/Frech, Aufrechter Gang, 103.
- 12 Ebd.
- 13 Ebd.
- 14 Ebd.
- 15 Ebd.
- 16 Vgl. Germann, Urs/Meier, Marietta: *Fallgeschichten*, in: *traverse*, 2 (2006), 19 f.
- 17 Vgl. Sophokles: *Antigone*, mit einem Nachwort von Kurt Steinmann, Stuttgart 2013; Schadewaldt, Wolfgang: *Die griechische Tragödie*, Frankfurt a. M. 1991; Möbius, Thomas: *Textanalyse und Interpretation zu Sophokles Antigone, Königs-Erläuterungen*, Bd. 4, Hollfeld 2012; Steiner, George: *Die Antigonen*, Frankfurt, Berlin 2014 (München 1988).
- 18 Sophokles, *Antigone*, 9, 58, 66.
- 19 Ebd., 38, 71.
- 20 Vgl. Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Werke*, Bd. 15, *Vorlesungen über die Ästhetik III*, Berlin 1970; Butler, Judith: *Antigones Verlangen: Verwandtschaft zwischen Leben und Tod*, Berlin 2001, 19 ff.; *Sonderheft «Die griechischen Mythen»*, *Philosophie Magazin*, 2 (2014), 24–31; Möbius, *Textanalyse und Interpretation zu Sophokles Antigone*, 71, 116 f.
- 21 Vgl. Kälín, Walter: Was sind Menschenrechte?, in: Kälín, Walter/Müller, Lars/Wytenbach, Judith (Hg.): *Das Bild der Menschenrechte*, Baden 2004, 14 f.
- 22 Vgl. Fritzsche, K. Peter: *Menschenrechte mutig wahrnehmen – zehn Thesen*, in: Meyer/Frech, *Aufrechter Gang*, 113–115.
- 23 Vgl. Bieri, Peter: *Eine Art zu leben. Über die Vielfalt menschlicher Würde*, München 2013, 19 f., 265 f.
- 24 Zum zivilen Ungehorsam vgl. Gugel, Günther: *Ziviler Ungehorsam und gewaltfreie Aktion*, in: Meyer/Frech, *Aufrechter Gang*, 157 f.
- 25 Nürnberger, *Mutige Menschen*, 15.
- 26 Meyer, Gerd: *Perspektiven: Sozialer Mut im Alltag – Chancen couragierten Handelns*, in: Meyer/Frech, *Aufrechter Gang*, 185.
- 27 Zum Whistleblowing vgl. Meyer, Gerd: *Jenseits von Gewalt – Zivilcourage als sozialer Mut im Alltag*, in: Meyer/Frech, *Aufrechter Gang*, 110.
- 28 Frey, Anne/Weiss, Sabine: *Zivilcourage in der Schule entwickeln, unterrichten und üben*, in: Meyer/Frech, *Aufrechter Gang*, 172.
- 29 Nürnberger, *Mutige Menschen*, 15.
- 30 Vgl. Soljénitsyne, Alexandre: *Le déclin du courage*, Paris 1978, 14 f.
- 31 Nürnberger, *Mutige Menschen*, 13.
- 32 Diese Aufzählung stützt sich ab auf: Meyer, Gerd: *Jenseits von Gewalt – Zivilcourage als sozialer Mut im Alltag* und Meyer, Gerd: *Perspektiven: Sozialer Mut im Alltag – Chancen couragierten Handelns*, beide Artikel in: Meyer/Frech, *Aufrechter Gang*, 109 f. und 182 f.
- 33 Äusserung des amerikanischen Schriftstellers Eldridge Cleaver, zitiert aus Wottreng, Willi: *Kleine Weltgeschichten, 100 Nachrufe auf Menschen im Mittelpunkt und am Rand*, Zürich 2006, 124 f.
- 34 Vgl. Frey, Anne/Weiss, Sabine: *Zivilcourage in der Schule entwickeln, unterrichten und üben*, in: Meyer/Frech, *Aufrechter Gang*; ausserdem Singer, Kurt: *Zivilcourage in der Schule – Eine demokratische Tugend lernen*, Bonn 2004, <http://www.prof-kurt-singer.de>, Stand: 13.8.2014; Hermann, Angela: *Zivilcourage in der Institution Schule*, in: Breit, Gotthard/Schiele, Siegfried (Hg.): *Werte in der politischen Bildung, Didaktische Reihe*, Bd. 22, Baden-Württemberg 2000, http://www.lpb-bw.de/publikationen/did_reihe/band22/hermann.htm, Stand: 13.8.2014.
- 35 Vgl. Frey, Anne/Weiss, Sabine: *Zivilcourage in der Schule entwickeln, unterrichten und üben*, in: Meyer/Frech, *Aufrechter Gang*, 175.
- 36 Vgl. Jost, Hans Ulrich: *Hinweise zur Theorie und Praxis der Biographie*, in: *traverse*, 2 (1995), 9–23.
- 37 Vgl. Goethe, Johann Wolfgang: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, 7. Buch, 9. Kapitel, *Goethes Werke in 6 Bde.*, Bd. 4, Frankfurt a. M. 1965, 544.
- 38 Hobsbawm, Eric: *Ungewöhnliche Menschen. Über Widerstand, Rebellion und Jazz*, München 2001, 7–9.

Literatur (Auswahl)

- Hermann, Angela: *Zivilcourage in der Institution Schule*, in: Breit, Gotthard/Schiele, Siegfried (Hg.): *Werte in der politischen Bildung, Didaktische Reihe*, Bd. 22, Baden-Württemberg 2000, http://www.lpb-bw.de/publikationen/did_reihe/band22/hermann.htm, Stand: 13.8.2014.
- Jasolski, Helmut: *Zivilcourage – was ist das?*, Vortrag in der VHS Erfstadt, 10.11.1999, http://www.jaskolski.de/ziv_was.htm, Stand: 13.2.2014.
- Jonas, Kai J./Boos, Margarete/Brandstätter, Veronika (Hg.): *Zivilcourage trainieren! Theorie und Praxis*, Göttingen 2007.
- Kälín, Walter/Müller, Lars/Wytenbach, Judith (Hg.): *Das Bild der Menschenrechte*, Baden 2004.
- Koblack, Peter: *Was versteht man unter «Zivilcourage»? 2005*, <http://www.mythoselser.de/zivilcourage-begriff.htm>, Stand: 9.7.2014.
- Meyer, Gerd/Dovermann, Ulrich/Frech, Siegfried u. a. (Hg.): *Zivilcourage lernen – Analysen, Modelle, Arbeitshilfen*, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2004.
- Meyer, Gerd/Frech, Siegfried (Hg.): *Aufrechter Gang. Zivilcourage im Alltag, Der Bürger im Staat*, Bd. 3, Baden-Württemberg 2011, http://www.buergerimstaat.de/3_11/zivilcourage.pdf, Stand: 13.9.2014.
- Nürnberger, Christian: *Mutige Menschen für Frieden, Freiheit und Menschenrechte*, Stuttgart, Wien 2009.
- Nürnberger, Christian: *Mutige Menschen – Widerstand im Dritten Reich*, Stuttgart, Wien 2009.
- Singer, Kurt: *Zivilcourage in der Schule – Eine demokratische Tugend lernen*, Bonn 2004, <http://www.prof-kurt-singer.de>, Stand: 13.8.2014.
- Sloterdijk, Peter: *Zorn und Zeit, politisch-psychologischer Versuch*, Frankfurt a. M. 2006.
- Wette, Wolfram (Hg.): *Zivilcourage. Empörte, Helfer und Retter aus Wehrmacht, Polizei und SS*, Frankfurt a. M. 2003.

*«L'utopie d'aujourd'hui est
la réalité de demain.»¹*



**Der Notruf aus Solferino. Henry Dunant (1828–1910)
und die «Humanisierung» des Krieges**

Henry Dunant ist eine ambivalente, vielschichtige Persönlichkeit: als humanitäres Idol verehrt, mit philanthropischen Visionen ausgestattet, ein Wohltäter, ein ambitionierter Charismatiker, gleichzeitig aber auch ein Karrierist, Einzelgänger, gescheiterter Investor und Opportunist. Im Zentrum des Porträts stehen hier die Episode von Solferino 1859 und Dunants humanitärer Grosserfolg. In einer Zeit zunehmender Kriegsgelüste und nationaler Konkurrenz wurde die damals utopische Idee realisiert, alle Kriegsverwundeten gleich zu behandeln, in den Ländern Europas neutrale Hilfsgesellschaften aufzubauen und den Schutz des freiwilligen und militärischen Sanitätsdienstes zu garantieren.

Zufall oder Absicht

Eigentlich war es Zufall, aber doch war irgendwie alles vorgespurt. Henry Dunant, 31-jährig, ein Schweizer Unternehmer und heute bekannt als Gründer des Roten Kreuzes, sah das Leiden in der Schlacht von Solferino (1859) und half tatkräftig mit. Der Zufall, nach Oberitalien zu reisen, war aber nicht so zufällig, wie es Dunant viele Jahre später in seinen «Memoiren» darstellte, die generell in Anbetracht der grossen Zeitdistanz und des späteren Lebenswandels mit Vorsicht zu geniessen sind. Dunant ging nicht als «einfacher Tourist»², schon gar nicht als Kriegsreporter ins lombardische Kriegsgebiet, sondern er vertrat persönliche Absichten und plante eine Geschäftsreise.

Der algerische Geschäftsmann

Nachdem Dunant wegen fehlender Leistungen das Collège Calvin hatte abbrechen müssen, absolvierte er bei der Privatbank Lullin & Sautter erfolgreich eine Banklehre und liess sich dort anstellen. Die Bank pflegte persönliche Kontakte zu Algerien und finanzierte trotz kriegerischem Umfeld rentable Kolonisierungsgesellschaften. 1853 erhielt die Bank eine kaiserliche Konzession für 20 000 Hektaren rund um Sétif, und Dunant hatte für die neu gegründete Aktiengesellschaft Compagnie genevoise des Colonies de Sétif die finanziellen Verpflichtungen zu regeln. Mehrmals begab sich Dunant in diese französische Kolonie und bekam Lust, sich selbst in Spekulationsgeschäften zu engagieren. Er wollte Getreide anbauen und es in eigenen Mühlen verarbeiten. Nahe der Stadt Djémila fand er sein erstes Geschäftsfeld, das aber finanziell zu wenig einträglich war. Um die Situation zu verbessern, entschloss er sich, bei einer Audienz keinen geringeren als Napoleon III. zu treffen. Da dieser zur Zeit aber in Norditalien wegen Sardinien-Piemont gegen Österreich einen Befreiungskrieg führte, nahm Dunant die Pferdekutsche, zog den weissen Sommeranzug an und reiste dorthin. Um das Terrain günstig zu gestalten, hatte er zuvor eine Lobschrift auf den Kaiser verfasst, die er ihm in einer luxuriösen Ausgabe persönlich überreichen wollte. Diese Huldigung war aber nicht nur von geschäftlicher Taktik geprägt, sondern entsprach zeitlebens Dunants Gedankenwelt. Er sah den Kaiser in der Tradition der fränkischen Geschichte und erwartete von ihm – sozusagen als Prozess der «translatio imperii» und als Erfüllung alttestamentlicher Prophezeiungen – die Schaffung eines heilsgeschichtlichen Weltreichs.³

Das kaiserliche Treffen kam nicht zustande und trat auch sofort in den Hintergrund, als Dunant am 25. Juni 1859 in Castiglione eintraf. Vier Schlachten waren schon geschlagen, und auch die fünfte von Solferino, ein Tag zuvor gefochten, zeigte die Überlegenheit der französisch-sardinischen gegenüber den österreichisch-ungarischen Truppen. Die Verluste waren beidseitig gross. Dunant sah die Hilflosigkeit der Schwerverletzten, half spontan bei der notdürftigen Versorgung, machte keinen Unterschied zwischen Freund und Feind und ärgerte sich über das fehlende Hilfspersonal. Er veranlasste, dass alle gefangengenommenen Ärzte freigelassen wurden, um als chirurgische Hilfskräfte eingesetzt zu werden. Viele Frauen, unter denen Dunant, leicht erotisierend, vor allem «de belles et gracieuses jeunes filles» hervorhob, folgten seinem Beispiel, halfen selbstlos mit. «Mais les femmes de Castiglione», so schrieb Dunant später, «voyant que je ne fais aucune distinction de nationalité, suivent mon exemple en témoignant la même bienveillance à tous ces hommes d'origines si diverses, et qui leur sont tous également étrangers. «Tutti fratelli», répétaient-elles avec émotion»⁴. In vielen Städten der Lombardei stellte Dunant zivile Hilfsorganisationen auf und sammelte Verbandsmaterial. Das vorbildliche Verhalten des «Herrn in Weiss»⁵ sprach sich herum, und Viktor Emanuel II., König von Sardinien, verlieh ihm den Orden des Heiligen Mauritius und Lazarus. Der Zufall wollte es, dass die Spontaneität dieses reisenden Samariters für kurze Zeit die algerische Finanzmisere des Unternehmers vergessen liess.

Die soziale Vorprägung

Die soziale Ader war bei Dunant schon deutlich vorgeprägt, sowohl im pietistischen Elternhaus als auch im Geiste des calvinistischen Genfs. Jean-Henri Dunant⁶, erstes Kind des Ehepaares Jean-Jacques Dunant und seiner Frau Anne-Antoinette Colladon, entsprang einer zwar nicht aristokratischen, aber doch gut betuchten Familie. Der Vater, der als Kaufmann selten zu Hause war, da er in Marseille seinen Geschäften nachging, war Mitglied des Waisenrats und verwaltete die Armengelder eines Stadtviertels. Die tiefgläubige Mutter, die unter dem Alleinsein litt, nahm ihren Erstling oft mit zu den Besuchen im Armenviertel und erzog ihn im philanthropischen Geist.⁷ Die Armenhilfe war von der Überzeugung angetrieben, dass, wenn es dem Menschen besser gehe, auch das moralische und soziale Bewusstsein wachse. Dunant selbst trat mit 18 Jahren der Société d'aumônes bei, pflegte gebrechliche Leute und las im Genfer Gefängnis biblische Texte vor. Er initiierte mit gleichgesinnten Jugendlichen die «réunions du jeudi», die sich in religiöser Erbauung übten und sich später zur grossen UCJG (union chrétienne des jeunes gens) entwickelten. Ideologisch verstärkt wurde dieses Engagement durch die gesellschaftliche Situation in Genf. Soziale Aufstiegschancen für das Genfer Bürgertum waren den Zeitumständen entsprechend mit einer politischen Laufbahn kaum mehr

möglich, sodass die Karriere eines «homme d'affaires» mehr versprach, zumal der Calvinismus dies unterstützte.⁸ Wer im Wohlstand leben und sein Vermögen vermehren konnte, war in Gottes Gunst auserwählt, hatte aber dadurch die Verpflichtung, den Gewinn zum Wohle des Nächsten einzusetzen. Der fromme Calvinist sollte seinen Reichtum nicht selbstgefällig ausstellen, sondern ihn in seine Berufstätigkeit investieren und flankierend dazu moralisch Gutes leisten.

Nachhaltige Erinnerung

Schon seit längerer Zeit, als Gegengewicht zur zunehmenden Aufrüstung der rivalisierenden Nationen, war weltweit der Ruf nach Sanitätsreformen laut geworden. Berichte aus dem amerikanischen Sezessions- (1861–1865) und dem russisch-türkischen Krimkrieg (1853–1856)⁹ zeigten, wie schrecklich Kriege sein können. Selbst die französische Generalität¹⁰ kam zur Überzeugung, der Krieg sei wohl unvermeidbar, müsse aber menschlicher geführt werden («nous ferons la guerre avec humanité, avec civilisation»¹¹). Dunant knüpfte an diese Tradition an. Es erstaunt nicht, dass später andere Personen reklamierten, sie hätten Dunants Ideen schon vor ihm aufgegriffen.¹²

Im Herbst 1862 zog Dunant sich in seine Genfer Wohnung zurück und schrieb sein berühmtes Buch «Un souvenir de Solferino». Das geschickt strukturierte Werk enthält drei programmatische Teile, ohne diese jedoch äusserlich zu kennzeichnen. In einem ersten Teil schildert Dunant in konventioneller Art das Kriegsgeschehen, vor allem aus Sicht der Führungspositionen, darunter auch Situationen, die er nicht selbst erlebt, sondern aus gesammelten Zeitungsartikeln recherchiert hat. Der zweite Teil beschreibt die schrecklichen Szenen des Krieges, die sterbenden Soldaten und die operativen Eingriffe, dies alles in emotionaler Detailtreue und in expressivem Stil. Jetzt ist man innerlich für den dritten Teil vorbereitet, der – mit aufrüttelnden Fragesätzen durchmischt – die Notwendigkeit einer freiwilligen Hilfsorganisation in allen Herren Ländern für Kriegs- und Friedenszeiten fordert. Als gewiefter Netzwerker bestimmte Dunant, seine auf eigene Kosten gedruckte Schrift, die noch nicht für den Verkauf bestimmt war, gezielt zu verteilen. Seine 1 600 Exemplare verschickte er an die Prominenz von Genf und Algerien, an Offiziere, Industrielle und Adlige. Erst in einem zweiten Schritt und nach einer kleinen Überarbeitung gelangte das Werk in den öffentlichen Verkauf. Die Resonanz war weltweit gross, das Buch rüttelte auf.

Die Saat wächst

Damit war das ambitionöse Projekt angestossen. Dunants Erlebnisbericht fiel auch dem Genfer Juristen Gustave Moynier auf, dem Präsidenten der Société genevoise d'utilité publique. Er gratulierte dem Verfasser und leistete sofort Überzeugungsarbeit im zuerst skeptischen Vorstand. Man entschloss sich, eine Commission des Cinq (später kühn Comité international de secours aux

militaires blessés umgetauft) zu bilden, die am 17. Februar 1863 – heute das Gründungsdatum des Roten Kreuzes – in Moyniers Villa tagte. Die Kommission bestand neben Moynier (Vizepräsident) und Dunant (Schreiber) aus dem General Guillaume-Henri Dufour, der als renommierteste Persönlichkeit das Präsidium übernahm, und den beiden Chirurgen Louis Appia und Théodore Maunoir. Es gehörte hier wie anderswo zur Eigenart Dunants, nie den obersten Amtssessel bekleiden zu wollen, sondern sich mit dem Schreibposten zu begnügen, da dieser mit seinen Briefkontakten am besten direkten Einfluss gewährte. Das Komitee wollte sein Anliegen bei einem Wohltätigkeitskongress in Berlin vorbringen. Da dieser aber abgesagt wurde, wagte man eine eigene Organisation in Genf. Dunant forcierte sofort die Vorbereitungsarbeiten: Er reiste nach Paris, machte Reklame in der High Society und sprudelte nur so vor neuen Ideen. So kämpfte er für die aussernationale «Unverletzlichkeit» der militärischen Sanitätsdienste, eine Forderung, die seine Kollegen für zu unrealistisch hielten in einer Zeit, da die Nationen auf ihre Souveränität pochten. Dunant schleuste diesen Neutralisierungsgedanken – zum Ärger von Moynier – dennoch ins offizielle Rundschreiben. Es stellte sich heraus, dass diese Idee zur grossen Kraft des gesamten Projekts wurde, auch wenn sie bei der kommenden Vorbereitungskonferenz zuerst nicht in die «résolutions», sondern nur in die hinten angefügten «voeux» aufgenommen wurde.¹³

Zur Genfer Vorbereitungskonferenz (26.–9. Oktober 1863) reisten 36 Vertreter aus 16 europäischen Staaten an und verabschiedeten jene Massnahmen, die für die Folgekonferenz, die sogenannte Genfer Konvention (8.–22. August 1864) als Grundlage dienen sollten. Im Genfer Rathaus tagten 26 Bevollmächtigte aus 16 Staaten in 7 Sitzungen; 12 dieser Staaten unterzeichneten die 10 Artikel des Vertragswerks, das erstmals in der Geschichte den Schutz der Verwundeten ohne Unterschied der Nationalität durch die Kriegsparteien garantierte und damit den Grundstein zum humanitären Völkerrecht legte.¹⁴ Dunant hielt sich bei diesem Grossanlass im Hintergrund, hatte bloss Beobachterstatus ohne Stimmrecht, war aber für das festliche Rahmenprogramm verantwortlich. Schelmenhaft liess er sich ein Jahr später mittels Fotomontage verewigen, indem sein Konterfei direkt oberhalb des Präsidenten Dufour angebracht wurde.¹⁵ Dunant wurde gern gesehener Gast in aristokratischen Kreisen; in den Salons trugen die Damen zu seinem Gefallen demonstrativ die Armbinde des Roten Kreuzes.¹⁶

Die verlorene Ehre

Die algerischen Geschäfte stockten. Alle Rettungsversuche führten nur zu weiterem Elend. Der Kauf der marmornen Steinbrüche von Felfela, die Schaffung mehrerer rein fiktiver Aktiengesellschaften und das blinde Versprechen von zehn Prozent Gewinn führten dazu, dass 1867 offiziell der Bankrott angemeldet werden musste. Wegen der Liquidation der Crédit genevois kam die Sache auch vor Gericht. Während das Genfer Handelsgericht die Klage der Aktionäre noch ablehnte, urteilte das Genfer Zivilgericht in zweiter Instanz strenger, gab Dunant die Hauptschuld und warf ihm vor, seine Mitarbeiter

wissentlich betrogen zu haben. Noch vor der Verurteilung flüchtete Dunant, der sich «moralisch vernichtet»¹⁷ fühlte, aus Genf und kam zeit seines Lebens nie mehr zurück, selbst nicht bei der Beerdigung seiner Mutter. Der Vorstand des Roten Kreuzes, der seinen guten Ruf nicht beflecken wollte, legte ihm den Rücktritt nahe. Im calvinistischen Genf war Misserfolg Zeichen einer göttlich ausgesprochenen Schande.

Rund 20 Jahre führte Dunant nun ein unstetes Leben und vagabundierte durch ganz Europa. Sporadisch setzte er seine humanitären Initiativen fort; setzte sich etwa für Kriegsgefangene, für die Abschaffung der Sklavenarbeit und für ein internationales Schiedsgericht ein. Immer häufiger nahmen abstruse Kolonialisierungsfantasien¹⁸ und eschatologische Wunschnbilder¹⁹ überhand. Krankheiten wie nervöse Störungen, Gelenkrheuma, Hautekzem und Fingerlähmungen gipfelten in einem fast zum Wahnsinn gesteigerten Verfolgungswahn.

Pazifistischer Ausklang

1887 liess sich Dunant, dank einer familiären monatlichen Rente, im Molkenkurort Heiden nieder. Hier gelang es ihm, durch die Bekanntschaft des Redakteurs Georg Baumberger und der beiden Lehrer Wilhelm Sonderegger und Rudolf Müller, die alle über das Schicksal des schon totgeglaubten Patienten zu publizieren begannen, aus der Vergessenheit gerissen zu werden. Dass man ihn explizit als Gründer des Roten Kreuzes darstellte, war für Dunant eine grosse Genugtuung. Seit seinem Fall hatte er für diesen Titel des «fondateur» gekämpft, damit seine Visitenkarten geschmückt und die Version Moyniers, der ihn als blossen «initiateur» sah, stets abgelehnt.²⁰ 1901 erhielt Dunant den erstmals verliehenen Friedensnobelpreis, musste ihn aber mit dem favorisierten Frédéric Passy, Gründer der Internationalen Friedensliga, teilen. Dunant war rehabilitiert; die Preissumme von 104 000 Schweizer Franken holte er aber nicht ab, da er die Fangarme der Genfer Gläubiger fürchten musste.

Diese Auszeichnung darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich Dunant erst in seinen letzten Lebensjahren zum Friedenskämpfer entwickelte. Die persönlichen Erlebnisse von 1870/71 und von den blutigen Maitagen der Pariser Commune führten dazu, dass sich Dunant ausdrücklich gegen den Krieg zu äussern begann.²¹ Für die eigentlichen Pazifistinnen und Pazifisten stand Dunant aber stets zu nah am Militär; man betrachtete ihn weniger als Friedensförderer denn als «Kriegserleichter».²² Wer mit wohltuenden Massnahmen den Krieg entschärft, der ist nicht gegen den Krieg, sondern anerkennt ihn als notgedrungene Tatsache. Sicher war Dunants gemässigte Position zur Zeit von Solferino auch der Garant dafür, dass die Rotkreuz-Idee so schnell Früchte trug. Als damals der angesehene Victor Hugo dem Verfasser des Solferino-Opus schriftlich gratulierte, war Dunant sehr angetan, verwechselte aber bei der Entzifferung der Handschrift zwei Buchstaben. Hugo schrieb «vous aimez l'humanité», Dunant las «vous armez l'humanité».²³ Humanisierung und Bewaffnung gehörten noch zusammen. Überall wuchsen patriotische Frauenvereine vom Roten Kreuz wie Pilze aus dem Boden; sie werden bald dem Kriegsgott Mars im Katastrophenzeitalter ihren Dienst erweisen müssen.

**Convention de Genève du 22 août 1864 pour l'amélioration du sort
des militaires blessés dans les armées en campagne**

ARTICLE 1. - Les ambulances et les hôpitaux militaires seront reconnus neutres, et, comme tels, protégés et respectés par les belligérants, aussi longtemps qu'il s'y trouvera des malades ou des blessés.

La neutralité cesserait si ces ambulances ou ces hôpitaux étaient gardés par une force militaire.

ART. 2. - Le personnel des hôpitaux et des ambulances, comprenant l'intendance, le Service de santé, d'administration, de transport des blessés, ainsi que les aumôniers, participera au bénéfice de la neutralité lorsqu'il fonctionnera, et tant qu'il restera des blessés à relever ou à secourir.

ART. 3. - Les personnes désignées dans l'article précédent pourront, même après l'occupation par l'ennemi, continuer à remplir leurs fonctions dans l'hôpital ou l'ambulance qu'elles desservent, ou se retirer pour rejoindre le corps auquel elles appartiennent.

Dans ces circonstances, lorsque ces personnes cesseront leurs fonctions, elles seront remises aux avant-postes ennemis par les soins de l'armée occupante.

ART. 4. - Le matériel des hôpitaux militaires demeurant soumis aux lois de la guerre, les personnes attachées à ces hôpitaux ne pourront, en se retirant, emporter que les objets qui seront leur propriété particulière.

Dans les mêmes circonstances, au contraire, l'ambulance conservera son matériel.

ART. 5. - Les habitants du pays qui porteront secours aux blessés seront respectés et demeureront libres.

Les généraux des Puissances belligérantes auront pour mission de prévenir les habitants de l'appel fait à leur humanité, et de la neutralité qui en sera la conséquence. Tout blessé recueilli et soigné dans une maison y servira de sauvegarde. L'habitant qui aura recueilli chez lui des blessés sera dispensé du logement des troupes, ainsi que d'une partie des contributions de guerre qui seraient imposées.

ART. 6. - Les militaires blessés ou malades seront recueillis et soignés, à quelque nation qu'ils appartiennent.

Les commandants en chef auront la faculté de remettre immédiatement aux avant-postes ennemis les militaires ennemis blessés pendant le combat, lorsque les circonstances le permettront et du consentement des deux partis.

Seront renvoyés dans leur pays ceux qui, après guérison, seront reconnus incapables de servir.

Les autres pourront être également renvoyés, à condition de ne pas reprendre les armes pendant la durée de la guerre.

Les évacuations, avec le personnel qui les dirige, seront couvertes par une neutralité absolue.

ART. 7. - Un drapeau distinctif et uniforme sera adopté pour les hôpitaux, les ambulances et les évacuations. Il devra être, en toute circonstance, accompagné du drapeau national.

Un brassard sera également admis pour le personnel neutralisé, mais la délivrance en sera laissée à l'autorité militaire.

Le drapeau et le brassard porteront croix rouge sur fond blanc.

ART. 8. - Les détails d'exécution de la présente Convention seront réglés par les commandants en chef des armées belligérantes, d'après les instructions de leurs gouvernements respectifs, et conformément aux principes généraux énoncés dans cette Convention.

ART. 9. - Les Hautes Puissances contractantes sont convenues de communiquer la présente Convention aux gouvernements qui n'ont pu envoyer des plénipotentiaires à la Conférence internationale de Genève, en les invitant à y accéder; le protocole est à cet effet laissé ouvert.

ART. 10. - La présente Convention sera ratifiée, et les ratifications en seront échangées à Berne, dans l'espace de quatre mois, ou plus tôt si faire se peut. En foi de quoi, les plénipotentiaires respectifs l'ont signée et y ont apposé le cachet de leurs armes.

Fait à Genève, le vingt-deuxième jour du mois d'août de l'an mil huit cent soixante-quatre.

Die 10 Artikel der Genfer Konvention vom 22. August 1864.

Aus: Chaponnière, Corinne: Henry Dunant. La Croix d'un homme, Paris 2010, 184. Für die deutsche Übersetzung vgl. Steiner, Yvonne: Henry Dunant Biographie, Herisau 2010, 228f.



*Die Delegierten der diplomatischen Konferenz vom August 1864 (Genfer Konvention).
Dunant war nicht anwesend, verewigte sich aber ein Jahr später mittels Fotomontage in einem
ovalen Bild direkt oberhalb von General Dufour (Mitte) und Gustave Moynier (links).*

V-P-HIST-00120 © Photothèque CICR (DR)/BOISSONNAS, Frédéric

Ausschnitt aus Dunants «Un souvenir de Solférino»

Mais pourquoi avoir raconté tant de scènes de douleur et de désolation, et avoir peut-être fait éprouver des émotions pénibles? Pourquoi s'être étendu comme avec complaisance sur des tableaux lamentables, et les avoir retracés d'une manière qui peut paraître minutieuse et désespérante? A cette question toute naturelle qu'il nous soit permis de répondre par une autre question : N'y aurait-il pas moyen, pendant une époque de paix et de tranquillité, de constituer des sociétés de secours dont le but serait de faire donner des soins aux blessés, en temps de guerre, par des volontaires zélés, dévoués et bien qualifiés pour une pareille œuvre? [...]

Si une Société internationale de secours eût existé lors de Solférino et si des infirmiers volontaires s'étaient trouvés à Castiglione le 24, le 25 et le 26 juin, ou à Brescia vers la même époque, comme aussi à Mantoue ou à Vérone, quel bien inappréciable ils

eussent pu faire! Comment supposer qu'une légion d'aides actifs, zélés et courageux auraient été inutiles sur ce champ de destruction, pendant la nuit néfaste du vendredi au samedi, alors que des gémissements et des supplications déchirantes s'échappaient de la poitrine de milliers de blessés, en proie aux douleurs les plus aiguës, et subissant l'inexprimable supplice de la soif! [...]

L'humanité et la civilisation demandent impérieusement une œuvre comme celle qui est indiquée ici: il semble qu'il y ait même là un devoir, à l'accomplissement duquel tout homme exerçant quelque influence doit son concours, et tout homme de bien au moins une pensée. Quel prince, quel souverain refuserait son appui à ces Sociétés, et ne serait heureux de donner aux soldats de son armée la pleine assurance qu'ils seront immédiatement et convenablement soignés s'ils viennent à être blessés? Quel Etat ne

Henry Dunant: Ein Selbstporträt

Nature enthousiaste et impulsive jusqu'à l'imprudence ; généreuse et même prodigue; douée d'une imagination très vive mais parfois un peu exaltée aux yeux de la froide raison de notre siècle prosaïque; persévérant jusqu'à l'entêtement; il possédait, avec un grain d'originalité, une individualité très caractérisée, un véritable don de création et un esprit d'organisation très développé, mais ce fut pourtant le cœur qui le fit réussir si merveilleusement dans la grande entreprise d'humanité à laquelle il s'est voué sans aucune arrière-pensée. C'est l'absence complète d'égoïsme qu'il y a apportée, sacrifiant ses intérêts particuliers et tout son amour-propre pour ne voir que le seul but d'humanité et sa réalisation: c'est là ce qui a fait sa puissance, disons-le bien haut ; c'est ce qui lui a donné pour la création de l'Œuvre, la grande énergie qu'il a montrée avec une persévérance inébranlable pleine de savoir-faire.

Dunant spricht über sich in der dritten Person Singular.

Dunant, Henry: Mémoires, zitiert aus: Candaux, Jean-Daniel: Pour une nouvelle lecture des «Mémoires» d'Henry Dunant, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 28 (1978), 72–96, <http://dx.doi.org/10.5169/seals-80782>, Stand: 16.9.2014.

voudrait accorder sa protection à ceux qui chercheraient ainsi à conserver la vie de citoyens utiles à leur pays, car le militaire qui est frappé d'une balle en défendant ou en servant sa patrie, ne mérite-t-il pas toute sollicitude de cette patrie? Quel officier, quel général, s'il considère ses soldats pour ainsi dire comme «ses enfants», ne serait désireux de faciliter la tâche de tels infirmiers? Quel intendant militaire, quel chirurgien-major n'accepterait avec reconnaissance d'être secondé par une cohorte de personnes intelligentes, appelées à agir, avec tact, sous une bonne et sage direction? Enfin, à une époque où l'on parle tant de progrès et de civilisation, et puisque malheureusement les guerres ne peuvent être toujours évitées, n'est-il pas urgent d'insister pour que l'on cherche, dans un esprit d'humanité et de vraie civilisation, à en prévenir, ou tout au moins à en adoucir les horreurs? [...]

Si les nouveaux et terribles moyens de destruction dont les peuples disposent actuellement, paraissent devoir, à l'avenir, abrégier la durée des guerres, il semble que les batailles n'en seront, en revanche, que beaucoup plus meurtrières; et dans ce siècle où l'imprévu joue un si grand rôle, des guerres ne peuvent-elles pas surgir, d'un côté ou d'un autre, de la manière la plus soudaine ou la plus inattendue? – N'y a-t-il pas, dans ces considérations seules, des raisons plus que suffisantes pour ne pas se laisser prendre au dépourvu?

Auszug aus: Dunant, Henry: Un souvenir de Solferino, Comité international de la Croix-Rouge, Genf 1950–1990, 113, 119, 125 f., 126. Für die deutsche Übersetzung vgl. <http://www.dunant-wissen.ch/seite.php?biografie>, ausführliche Textfassung als PDF, 26–29, Stand: 21.6.2014.

Abbildung auf der Titelseite

– Henry Dunant (1828–1910) 1863, zur Zeit der Gründung des Roten Kreuzes. V-P-HIST-00021 © Photothèque CICR (DR)/BOISSONNAS, Frédéric

Anmerkungen

- 1 Henry Dunant anlässlich der ersten Sitzung des Fünferkomitees am 17. Februar 1863. Ausführliche PDF-Textfassung unter: <http://www.dunant-wissen.ch/seite.php?biografie>, Zitat auf Seite 54, Stand: 5.10.2010.
- 2 Dunant, Mémoires; vgl. ausserdem Steiner, Dunant, 11, 129.
- 3 Vgl. Dunant, Charlemagne; Steiner, Dunant, 116 f.; Chaponnière, Dunant, 89 f.; Riesenberger, Dunant, 52 f.
- 4 Dunant, Un souvenir, 57, 67.
- 5 Als «L’homme en blanc» fiel Dunant damals den Zeitzeugen auf. Charles Dickens schrieb 1863 eine Artikelserie mit diesem Titel. Vgl. Steiner, Dunant, 155, 173.
- 6 Man beachte die Schreibweise des Vornamens. Weil Dunant nicht mit einer gleichnamigen Stiefelstickerin verwechselt werden wollte, bevorzugte er das Ypsilon. Hie und da schrieb Dunant seinen Nachnamen in zwei Worten (Du Nant), um aristokratischer eingestuft zu werden. Vgl. Steiner, Dunant, 15, 68, 72, 115.
- 7 Vgl. Steiner, Dunant, 56 ff.; Chaponnière, Dunant, 30 ff.
- 8 Vgl. Steiner, Dunant, 116 ff.; Reinhardt, Macht Geld glücklich?
- 9 Vgl. das Wirken von Florence Nightingale, die Dunant in seinem Solferino-Bericht explizit erwähnt: Dunant, Un souvenir, 117.
- 10 Vgl. die Proklamation von General Trochu vom 4.5.1859, die Dunant auch in seinem Solferino-Bericht erwähnt: Dunant, Un souvenir, 45.
- 11 Dunant, Un souvenir, 46. Vgl. auch Eckart, Tutti Fratelli.
- 12 Vgl. Vorwurf des französischen Apothekers Henri Arrault, in: Riesenberger, Dunant, 68 f.
- 13 Vgl. Chaponnière, Dunant, 157 ff.; Riesenberger, Dunant, 79 f.; Steiner, Dunant, 203 ff.
Hier begann im Kleinen schon jener Konflikt zwischen Dunant, dem Visionär, und Moynier, dem Organisationstalent, der in der Folge über Jahrzehnte die Geschichte des Roten Kreuzes prägen sollte. Vgl. Corthésy, Henry Dunant; Arsever, Gustave Moynier.
- 14 Weitere Etappen sind dann die Haager Friedenskonferenz von 1899 und 1907 sowie die Konvention von 1929, die vier Rotkreuzabkommen vom 12.8.1949 und die Zusatzprotokolle I und II. Vgl. dazu Leitmeier, L’Esprit de Solferino.
- 15 Vgl. Chaponnière, Dunant, 185 f.; Arsever, Gustave Moynier.
- 16 Vgl. Einladung der preussischen Königin Augusta, in: Chaponnière, Dunant, 203. Es war Dufour, der schon in der ersten Sitzung des Fünferkomitees das Erkennungszeichen des Roten Kreuzes vorgeschlagen hatte.
- 17 Brief Dunants an einen Freund, zitiert in: Steiner, Dunant, 264.
- 18 Zu Dunants Gründung einer Gesellschaft zur Kolonisierung in Palästina vgl. Chaponnière, Dunant, 224 f., 329 f.
- 19 Vgl. Dunants Pamphlet «Jésuites et Français» und die «Diagrammes symboliques chronologiques»; Riesenberger, Dunant, 182 f., 198 f.; Steiner, Dunant, 349 f., 359 f. Bei den «Diagrammes» handelt es sich um vier Plakate, die als Reproduktionen im Henry-Dunant-Museum in Heiden ausgestellt sind.
- 20 Vgl. Steiner, Dunant, 380 f., 443 f., 450.
- 21 Vgl. die zwei Aufsätze Dunants («Kleines Arsenal gegen den Militarismus» und «Kleines Arsenal gegen den Krieg») in der 1969 publizierten Schrift «L’Avenir sanglant». Ursprünglich erschienen die Artikel in der Zeitschrift «Die Waffen nieder», 6. Jg., Nr. 5, 6, 8/9 und 10 (1897).
- 22 Vgl. Brief Dunants an Bertha von Suttner vom 10.12.1901, abgedruckt in: Riesenberger, Dunant, 266 f. Als Dunant den Nobelpreis erhielt, wusste Bertha von Suttner dies als Propaganda für ihre Sache zu nutzen. Sie nötigte Dunant regelrecht dazu, ein öffentliches Bekenntnis für den Pazifismus abzulegen. Vgl. Steiner, Dunant, 439 f.; Chaponnière, Dunant, 426 f.
- 23 Brief Victor Hugos an Dunant vom 7.2.1871, in: Steiner, Dunant, 309.

Literatur

- Amann, Hans: Von Solferino zum Roten Kreuz. Eine Vision wurde Wirklichkeit, Heft des Henry-Dunant-Museums, Heiden 2008.
- Amann, Hans: Henry Dunant. Das Appenzellerland als seine zweite Heimat, Heft des Henry-Dunant-Museums, Heiden 2008.
- Arsever, Sylvie: Gustave Moynier. L’oublié de CICR, in: Le Temps, 15.10.2010, 13.
- Chaponnière, Corinne: Henry Dunant. La croix d’un homme, Paris 2010.
- Corthésy, Bruno: Henry Dunant – Gustave Moynier. Un combat, Ausstellungskatalog, Genf 2010.
- Dunant, Henry: Mémoires, Texte établi et présenté par Bernard Gagnebin, Lausanne 1971.
- Dunant, Henry: L’Empire de Charlemagne rétabli ou Le Saint-Empire Romain reconstitué par Sa Majesté l’Empereur Napoléon III., Genf 1859.
- Dunant, Henry: Un souvenir de Solferino, Comité international de la Croix-Rouge, Genf 1950–1990 (Originalfassung von 1862).
- Dunant, Henry: L’avenir sanglant, Lausanne 1969.
- Dunant, Henry: Jésuites et Français, Lugano 1878.
- Durand, Roger (Hg.): Le creuset de la Croix-Rouge, Genf 1997.
- Eckart Wolfgang U.: Tutti Fratelli – alles Brüder?, in: Neue Zürcher Zeitung, 24.6.2009, 5.
- Hasler, Eveline: Der Zeitreisende. Die Visionen des Henry Dunant, Zürich 1994.
- Leitmeier, Werner J.: L’Esprit de Solferino – eine Idee erobert die Welt, http://www.drk-ottersberg.de/drk/drk_geschichte_biographie_geschichte.php, Stand: 21.6.2014.
- Reinhardt, Volker: Macht Geld glücklich?, in: Neue Zürcher Zeitung, 14.7.2014, 15.
- Riesenberger, Dieter/Riesenberger Gisela: Rotes Kreuz und weisse Fahne. Henry Dunant, Der Mensch hinter seinem Werk, Bremen 2011.
- Steiner, Yvonne: Henry Dunant Biographie, Herisau 2010.

Audiovisuelle Medien

- Steiner, Martin: Henry Dunant 1828–1910. Sein wechselvolles Leben, hg. vom Henry-Dunant-Museum Heiden, Schweiz 2004.
- Othenin-Girard, Dominique: Henry Dunant – Du Rouge sur la Croix, Frankreich, Schweiz 2005.

Webseite

- Henry Dunant. Leben, Werk und Werke, eine interaktive Plattform zum einhundertsten Todestag von Jean Henry Dunant, <http://www.dunant-wissen.ch>, Stand: 12.8.2014.

«Ich weiss, ihr haltet mich alle für eine lächerliche Närrin. Gebe Gott, dass ihr Recht behalten möget.»¹



**«Die Waffen nieder!» Bertha von Suttner (1843 – 1914)
und ihr Kampf gegen den Krieg**

1889 veröffentlichte die 46-jährige Baronin Bertha von Suttner den Anti-Kriegsroman «Die Waffen nieder!». Das Buch wurde zum Bestseller, die Autorin zu einer der bekanntesten Vertreterinnen der Friedensbewegung. Unermüdlich kämpfte sie gegen Krieg und Gewalt, getragen vom festen Glauben an eine menschenwürdigere Welt. 1905 erhielt sie für ihr Engagement als erste Frau den Friedensnobelpreis. Bertha von Suttner wurde aber auch mit Spott und Hohn bedacht. Viele Zeitgenossen sahen in ihr lediglich eine naive Träumerin – eine Frau, die von Krieg und Politik eigentlich keine Ahnung und also auch nichts zu sagen hatte.

Europa, um 1900: Seit 1871 hatten die europäischen Grossmächte nicht mehr Krieg gegeneinander geführt. Eine verhältnismässig lange Friedenszeit – entspannt war die Situation aber nicht: Die europäischen Nationen wetteiferten um Einfluss und Rohstoffe in den Kolonien. Mehrfach gerieten sie aneinander und es kam zu «Beinahe-Kriegen». Auch tatsächliche Konflikte erschütterten die Ordnung, so etwa der Krieg zwischen Japan und Russland 1904. Für den Ernstfall wollten alle gerüstet sein: Die Regierungen bauten ihre Waffenindustrie aus, vergrösserten ihre Armeen und schlossen militärische Bündnisse. 1879 erklärte Reichskanzler Otto von Bismarck einem russischen Diplomaten, die Grossmächte seien wie Reisende, die sich «zufällig im Eisenbahnwagen zusammenfänden. Sie beobachteten einander, und wenn einer von ihnen die Hand in die Tasche stecke, prüfe der Nachbar seinen Revolver, um eher losschiessen zu können»².

Viele Zeitgenossen waren der Meinung, ein Krieg zwischen den europäischen Nationen stehe unmittelbar bevor. Mehr noch: Dieser Krieg sei notwendig, gar wünschenswert. Nur so liessen sich eigene Ansprüche behaupten, nur so könne man sich verteidigen, nur so das Recht des Stärkeren durchsetzen. Eine kritische Minderheit allerdings warnte vor den zerstörerischen Folgen moderner Kriegsführung und plädierte für Frieden.³

«Krieg dem Krieg!»

Luzern, im September 1905: Delegierte aus 16 Nationen versammelten sich zu einem fünftägigen Weltfriedenskongress. Im Kursaal und im Rathaus debattierten sie darüber, wie der Frieden in Europa langfristig gesichert werden könne. Abgerundet wurde der Kongress durch eine öffentliche Versammlung im Löwengarten, zu der auch die Luzerner Bevölkerung eingeladen worden war. Die Veranstaltung stiess auf grosses Interesse, Saal und Tribüne waren dicht besetzt, viele mussten sich mit einem Stehplatz begnügen.⁴

Dabei war das Thema keineswegs erheiternd. Als erste Rednerin ergriff die österreichische Delegierte Bertha von Suttner das Wort. Mit eindringlichen Worten warnte sie: «Der Krieg ist nicht mehr das, was er einmal war.» Aufgrund fortgeschrittener Technik und neuer Waffen habe sich die Kriegsführung grundlegend gewandelt. Die Schlachten würden sich tagelang hinziehen. Das mache es beinahe unmöglich, Verwundete zu bergen. Viele Soldaten müssten elend verhungern oder verbluten – es komme gar vor, dass Lebendige mit den Toten begraben würden. «Wenn man den Krieg so vorbereitet, wie es jetzt geschieht, dann ist es ein Doppelselbstmord der Völker, ein Wahnsinn, dem sie sich hingeben.» Und deshalb, so die Rednerin, gäbe es nur eins: «Krieg dem Krieg!» Für ihr Plädoyer erhielt sie tosenden Applaus. Der Luzerner Tages-An-

zeiger kommentierte: «Sie hat ein etwas leidendes Aussehen; wenn sie aber droben steht vor dem versammelten Volke, dann reckt sich die müde Gestalt, aus den sprechenden Augen blitzt das Feuer der inneren Überzeugung und Wärme.» Hier habe man es ohne Zweifel mit einer «der interessantesten Erscheinungen unter den vielen Friedensfreunden» zu tun.⁵

Eine «interessante Erscheinung», das dürfte Bertha von Suttner tatsächlich gewesen sein. Vor allem aber eine mutige Frau mit einer ungewöhnlichen Geschichte: Geboren wurde sie am 9. Juni 1843 als Bertha Sophia Felicita Gräfin Kinsky von Chinic und Tettau, jüngster Spross eines der vornehmsten Geschlechter Böhmens. Seit Jahrhunderten bekleidete die Familie wichtige Ämter am Kaiserhof zu Wien. Bertha galt allerdings als nicht hoffähig, denn ihre Mutter war eine Bürgerliche. Graf Kinsky verstarb kurz vor der Geburt seiner Tochter, Bertha und ihre Mutter wurden von der aristokratischen Verwandtschaft in der Folge auf Abstand gehalten.

Ihre Jugend verbrachte Bertha mit Reisen, Ballvergnügen und der Hoffnung auf eine gute Partie. Sie genoss aber auch eine ungewöhnliche Erziehung, befasste sich mit Literatur und lernte verschiedene Sprachen. Eine Zeit lang träumte sie von einer Karriere als Sängerin und widmete sich intensiv der musikalischen Bildung. Ihre Belesenheit verschlechterte allerdings ihre Chancen auf dem Heiratsmarkt: Nicht kluge und eigenständige, sondern schwache und anschniegsame Frauen waren gefragt. Dreimal kam es zu einer Verlobung, aber nie zur ersehnten Heirat. Schliesslich war Bertha 29 – in den Augen der Zeitgenossinnen und Zeitgenossen eine «alte Jungfer». Auch die finanzielle Situation war prekär, die Mutter hatte das bescheidene Einkommen der beiden Frauen verspielt.⁶

Erste Schritte auf eigenen Wegen

Bertha von Suttner suchte und fand einen Ausweg, der für Frauen in ihren Kreisen ungewöhnlich war: Sie beschloss, zu arbeiten und sich so eine eigene Existenz aufzubauen. 1873 trat sie eine Stelle bei Baron Carl von Suttner an, der eine Gesellschafterin und Erzieherin für seine Töchter suchte. Mit den vier Schwestern verstand sich Bertha ausgezeichnet. Noch besser allerdings mit deren jüngerem Bruder Arthur Gundaccar. Die beiden verliebten sich ineinander und führten drei Jahre lang heimlich eine Beziehung. Dann flog ihr Geheimnis auf. Für Arthurs Familie war die Verbindung unmöglich, Bertha besass kein Vermögen und war zudem sieben Jahre älter als Arthur. Dem Paar schien eine Trennung aber ebenso unmöglich. Im Juni 1876 heirateten die beiden ohne Wissen der Eltern, dann verliessen sie das Land in Richtung Kaukasus. Erstes Reiseziel: Der Hof der Fürstin von Mingrelien (im heutigen Georgien), einer alten Bekannten Berthas.⁷

Was als Hochzeitsreise und Flucht begann, wurde ein neunjähriger Aufenthalt. Bertha und Arthur verbrachten einen Teil des Jahres am Fürstenhof, meistens jedoch arbeiteten sie für ihren Lebensunterhalt und führten ein recht einsames Dasein. Viel Zeit verbrachten sie mit dem gemeinsamen Studium westlicher Zeitschriften und Bücher.⁸ Beide begannen ausserdem zu schrei-

ben. Während Arthur Kriegs- und Reiseberichte verfasste, schrieb Bertha Feuilletons und Fortsetzungsromane. Nicht ohne Erfolg: Als das Paar 1885 nach Wien zurückkehrte, inzwischen mit der Familie versöhnt, waren die von Suttners etablierte Schriftsteller. Sie zogen bei Arthurs Familie ein, gingen aber weiterhin ihrer Arbeit nach. Dabei wandte sich Bertha zunehmend anspruchsvollen, gesellschaftspolitischen Themen zu. In ihren Werken äusserte sie sich kritisch über die Diskriminierung der Frau oder den in Österreich-Ungarn weit verbreiteten Antisemitismus. Auch mit dem Thema «Krieg und Frieden» hatte sie sich zu befassen begonnen.⁹

«Der Friedensbewegung wollte ich einen Dienst tun»

1887, während eines Aufenthalts in Paris, hörte Bertha von Suttner erstmals von der Existenz einer organisierten Friedensbewegung. Zu diesem Zeitpunkt war die Friedensidee in Europa nur einer Minderheit bekannt – wenn auch nicht neu: Schon seit dem 16. Jahrhundert existierte eine umfangreiche Literatur zum Thema. Anfang des 19. Jahrhunderts waren in den USA und in Grossbritannien erste Friedensgesellschaften gegründet worden. Diese waren vom Gedanken getragen, dass der Krieg mit der Botschaft des Christentums nicht vereinbar sei. In Europa konnte die Bewegung allerdings nicht richtig Fuss fassen. Erst in den 1880er Jahren erhielt sie auch hier Zulauf und es wurde eine Reihe neuer Vereine gegründet. Kernidee war das Ideal der Humanität und der Solidarität unter den Nationen – wie auch die Überzeugung, dass Krieg und Gewalt damit nicht vereinbar seien. Die Vertreterinnen und Vertreter der Friedensbewegung forderten deshalb Abrüstung und die Einführung eines Schiedsgerichts zur friedlichen Regelung zwischenstaatlicher Konflikte.¹⁰

Bertha von Suttner war sofort Feuer und Flamme: «Wie? Eine solche Verbindung existierte – die Idee der Völkerjustiz, das Streben zur Abschaffung des Krieges hatten Gestalt angenommen? Die Nachricht elektrisierte mich.»¹¹ Die Schriftstellerin beschloss, sich zu engagieren und das zu tun, was sie doch am besten konnte: schreiben. Und zwar einen Roman. In «Die Waffen nieder!»¹² schildert Bertha von Suttner die fiktive Lebensgeschichte der Wiener Gräfin Martha Althaus. Die Protagonistin und Erzählerin erlebt vier Kriege, verliert dabei zwei Ehemänner und wird unter dem Eindruck des Erlebten nach und nach zu einer Vertreterin der Friedensidee.

Das Buch ist einerseits ein Anti-Kriegsroman: Es denunziert die von Staat und Gesellschaft betriebene Kriegsverherrlichung und setzt auf eine möglichst realistische Schilderung des blutigen Geschehens auf den Schlachtfeldern. Es wirft der Kirche vor, Gewalt und Totschlag auch noch ihren Segen zu geben. Es rüttelt an der Überzeugung, Gott würde dem eigenen Heer im Krieg zur Seite stehen – rufe die gegnerische Seite doch denselben Gott an. Andererseits erzählt «Die Waffen nieder!» auch eine dramatische Liebesgeschichte, nämlich diejenige von Martha und ihrem zweiten Mann, dem Baron Tilling. Ganz bewusst wählte Bertha von Suttner eine populärwissenschaftliche Darstellungsform. Sie wollte die breite Öffentlichkeit, vor allem auch die Frauen erreichen. Deshalb argumentierte sie nicht nur mit dem Verstand, sondern mit Emo-

tionen, nicht nur theoretisch, sondern unter Verwendung gut recherchierter, wirklichkeitsnaher Schilderungen.¹³ Bertha von Suttner glaubte fest an die Aufklärung. Wenn die Menschen nur wüssten, was Krieg tatsächlich bedeutet, dann könnten sie gar nicht anders, als ihn abzulehnen.¹⁴

«Die Idee ist über mich gekommen»

Als das Buch 1889 erschien, wurde es sogleich zum Bestseller¹⁵ und die Autorin fand ihre Bestimmung als engagierte Friedensaktivistin. 1891 bewirkte Bertha von Suttner die Gründung einer österreichischen Friedensgesellschaft, als deren erste Präsidentin sie auch gleich fungierte. 1892 gründete sie zusammen mit Alfred Hermann Fried, einem in Berlin lebenden österreichischen Schriftsteller und Pazifisten, die deutsche Friedensgesellschaft, kurz darauf auch eine Monatschrift mit dem Namen «Die Waffen nieder!». Von Suttner begann zudem eine rege Reise- und Vortragstätigkeit und nahm an zahlreichen Friedenskongressen teil. Daneben korrespondierte sie mit Persönlichkeiten aus aller Welt, mit den führenden Köpfen der Friedensbewegung ebenso wie mit Politikern und Geschäftsmännern, von denen sie sich Einfluss und Unterstützung erhoffte. Einen regen Briefwechsel pflegte sie mit Alfred Nobel. Der schwedische Chemiker und Erfinder des Dynamits war ein Freund und regelmässiger Geldgeber – ausserdem ein Gesinnungsgenosse. Nobel vertrat allerdings die Meinung, nur eine besonders schreckliche, vernichtende Waffe könne die Menschheit von der Sinnlosigkeit des Krieges überzeugen. Bertha von Suttners Anliegen war es, ihn von ihrem Weg zu überzeugen, dem Weg der Abrüstung und der Verhandlungen. Ständig von Geldsorgen geplagt, bedeuteten Nobels Spenden zudem eine sehr willkommene und wichtige Unterstützung «ihrer Sache».¹⁶

Bald war Bertha von Suttner eine der bekanntesten Vertreterinnen der Friedensbewegung – und erregte als solche auch Anstoss. Dass hier eine Frau so selbstbewusst aufzutreten wagte, unzensiert von Krieg und Gewalt schrieb und Kritik an Staat, Kirche und Gesellschaft verlauten liess, war ungewöhnlich; vielen galt es auch als ungeheuerlich. Hämisch berichtete die Presse über die utopischen Träumereien der «Friedensbertha». Zeitgenössische Karikaturen zeigen die Aktivistin wahlweise als fanatische Friedensfurie oder als weltfremde, naive Matrone, die in einer Männerdomäne mitzumischen versucht.¹⁷

Bertha von Suttner gelang es nicht immer, sich von Hohn und Spott zu distanzieren. Aber aufhalten liess sie sich nicht. Im Kampf gegen den Krieg und für eine menschenwürdigere Welt hatte sie ihre Lebensaufgabe gefunden. In einem Brief an ihren Freund und Mitstreiter Fried erklärte die Aktivistin, oft habe man sie gefragt, wie sie überhaupt auf die Idee gekommen sei, «Die Waffen nieder!» zu schreiben und warum ihr die Friedensbewegung so am Herzen liege. «Darauf musste ich immer die Antwort schuldig bleiben. Höchstens konnte ich erwidern: Nicht ich bin auf die Idee gekommen, sondern die Idee ist über mich gekommen; – aber wie, warum? Das weiss ich nimmer... Keinesfalls bin ich nach einem fertigen Plan oder nach einem impulsiven Entschluss vorgegangen. Es kam alles «von selbst», allmählich und ganz anders als vorgesehen.»¹⁸

In «Die Waffen nieder!» begegnet Martha Althaus dem Krieg persönlich. Der schmerzliche Verlust geliebter Menschen begründet ihre Ablehnung des Krieges. In Bertha von Suttners eigener Biografie lässt sich kein so einschneidender Moment bestimmen, der sie zu ihrem Handeln bewogen hätte. Grundlage ihres eigenständigen und mutigen Denkens war ihre aussergewöhnliche Bildung. Und in dieser Hinsicht dürften die Jahre im Kaukasus prägend gewesen sein. In ihren Memoiren schrieb Bertha von Suttner, sie und Arthur hätten in dieser Zeit auf Basis des gemeinsamen Studiums und langer Diskussionen eine eigene Weltanschauung entwickelt. Kernelement ihres verantwortlichen Denkens und Handelns waren ein unerschütterlicher Fortschrittsoptimismus, der Glaube an die Menschheit und an eine Entwicklung hin zu einer humaneren Kultur.¹⁹

Prägend waren die Jahre im Kaukasus wohl auch deshalb, weil Bertha und Arthur von Suttner hier zwangsläufig lernten, auf eigenen Füßen zu stehen. Sie hatten Mut bewiesen und mit traditionellen Verhaltensmustern gebrochen – und so ein Stück Eigenständigkeit und Unabhängigkeit gewonnen.²⁰ Bertha von Suttner beschreibt diese Zeit in ihren Memoiren als idyllisches, glückliches Zusammensein, erwähnt aber auch Hunger und Entbehrung: «[S]päter haben wir das Schicksal gepriesen, dass es uns mit solchen Erfahrungen bereichert hat. Die haben wohl dazu gehört, unsere Charaktere zu stählen und zu jener Teilnahme am Leid der Menschheit, am Elend des Volkes zu erziehen [...].»²¹

Friedensaktivistin bis zuletzt

Lange Jahre hatten Arthur und Bertha von Suttner Seite an Seite für ihre Ideale und gegen Ungerechtigkeit und Krieg gekämpft. Als Arthur 1902 verstarb, war das für Bertha ein harter Schlag. Sie stürzte sich in die Arbeit und widmete die letzten zwölf Jahre ihres Lebens ganz der Friedensbewegung. 1905 wurde sie als erste Frau mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet.²² Die Häufung der internationalen Krisen nach 1908 und der zunehmend aggressive Ton in der Presse machten ihr zu schaffen. Ihren Glauben an den Frieden verlor sie aber nie. Im Alter von 69 Jahren liess sie sich noch zu einer Reise durch Amerika überreden: Bertha von Suttner wollte auf die angespannte Situation in Europa aufmerksam machen, sechs Monate lang war sie unterwegs und nahm insgesamt 1 220 Auftritte wahr. Zurück in der Heimat begann sie sogleich, gemeinsam mit Fried, den Weltfriedenskongress vorzubereiten, der 1914 in Wien stattfinden sollte. Gesundheitlich ging es ihr aber zunehmend schlecht. Im April 1914 erhielt Bertha von Suttner schliesslich die Diagnose Magenkrebs. Zwei Monate später – am 21. Juni, eine Woche vor dem Attentat in Sarajevo – verstarb sie. Den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, den Bertha von Suttner vorhergesehen und den sie doch bis zuletzt für vermeidbar gehalten hatte, musste sie nicht mehr erleben.²³



Ein wohlgemeinter Rath. Mars: Sie sehen, Madame, dass alle die Friedensärzte dem Jungen nicht helfen können. Folgen Sie mir, stecken Sie den Jungen in eine Kadettenschule und da wollen wir einen kerngesunden Kerl aus ihm machen.

Aus: Der Floh, 16.7.1899, 2, ANNO/Österreichische Nationalbibliothek.

Ausschnitt aus «Die Waffen nieder!»

Wenn ich von den Schrecknissen, die ich selber gesehen oder die mir meine Reisegefährten mitgeteilt, in gar zu unverhüllter Weise sprach, wurde ich oft von Tante Marie oder von meinem Vater rügend unterbrochen: «Wie kann man so abscheuliche Dinge wiederholen?» Oder: «Schämst du dich nicht, als Frau, als zarte Dame so hässliche Worte in den Mund zu nehmen?» Als ich gar eines Abends von den Verstümmelten sprach und das Los derer beklagte, die im Namen des Mannesmuts, der Manneszucht und der Mannesehre in den Krieg getrieben, von dort zurückkehren müssen, ihrer Mannheit auf ewig beraubt...

«Martha! Vor den Mädchen!!!» stöhnte Tante Marie, im Tone der höchsten sittlichen Entrüstung.

Da riss mir die Geduld:

«O über eure Prüderie – und o über eure zimperliche Wohlanständigkeit! Geschehen dürfen alle Greuel, aber nennen darf man sie nicht. Von Blut und Unrat sollen die zarten Frauen nichts erfahren und

nichts erwähnen, wohl aber die Fahnenbänder sticken, welche das Blutbad überflattern werden; davon dürfen Mädchen nichts wissen, dass ihre Verlobten unfähig gemacht werden können, den Lohn ihrer Liebe zu empfangen, aber diesen Lohn sollen sie ihnen zur Kampfesankündigung versprechen. Tod und Tötung hat nichts Unsittliches für euch, ihr wohlgezogenen Dämchen – aber bei der blossen Erwähnung der Dinge, welche die Quellen des fortgepflanzten Lebens sind, müsst ihr errötend wegschauen. Das ist eine grausame Moral, wisst ihr das? Grausam und feig! Dieses Wegschauen – mit dem leiblichen und dem geistigen Auge –, das ist an dem Beharren so vielen Elends und Unrechts schuld! Wer nur erst den Mut hätte, hinzuschauen, wo Mitgeschöpfe in Leid und Elend schmachten, und den Mut hätte, über das Geschaute nachzudenken ...»

Aus: Suttner, Bertha von: Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte, hg. und mit einem Nachwort von Sigrid und Helmut Bock, Husum 2013 (Erstausgabe von 1889), 267f.



Jan ten Kate (1850–1922): «Guerre à la Guerre». Im Vordergrund diverse Vertreterinnen und Vertreter der Friedensidee. Unter ihnen Henry Dunant (erkennbar an der Rot-Kreuz-Binde), Zar Nikolaus II., Alfred Hermann Fried, Émile Zola, Leo Tolstoi und Bertha von Suttner. Jan ten Kate schenkte das Gemälde dem Kriegs- und Friedensmuseum in Luzern, zusammen mit sechs weiteren Bildern.

F2a/Strassen/Bahnhofplatz 0.14 III:10 © Stadtarchiv Luzern

«Sie galt ja unserer scheinbaren Welt als Gespensterseherin»

Diese Zeit, die grösste Verwandlerin aller Werte, hat nicht nur die wirkliche, sondern auch die moralische Welt umgestaltet. Namen, die uns einst als Sternbilder der Ehrfurcht hoch im Himmel der Seele standen, sind ins Tägliche niedergesunken, und Gestalten wiederum, die wir in der Friedenszeit kaum beachtet, wachsen, vom Schatten der Ereignisse überhöht, mächtig in unserer inneren Welt. Und wie kaum ein anderer ist heute der lange mit lächelnder Überlegenheit ausgesprochene Name einer Frau klingend in unserem Herzen geworden, der Name Berta von Suttner, den eine künftige Zeit unter den heroischen und tragischen der Geistesgeschichte aufzählen wird. [...]

Versuchen wir nicht auszuweichen: unser aller Mitschuld ist es im letzten, dass ihre leidenschaftliche Bemühung, statt im Mittelpunkt des europäischen Denkens zu stehen, auf kleine Kongresse, auf eine unterirdische und kaum fühlbare Wirkung beschränkt blieb, und diese unsere späte Dankbarkeit spricht uns nicht frei von unsühnbarer Schuld. [...]

An das urtümlichste, elementarste Empfinden, an das Allmuttergefühl aller Mütter der Welt, hat sich Berta von Suttner gewandt, als sie den Ruf in die Welt schrie: «Die Waffen nieder!» Andere haben vielleicht den Gedanken des Weltfriedens geistiger und gedanklicher gestaltet [...]. Sie aber, Berta von Suttner, ging den geraden Weg. Sie hatte einen heiligen Köhlerglauben an die Vernunft der Menschheit und sagte ihr nichts anderes, immer, immer wieder, als die ganz primitive Wahrheit, die in allen Bibeln der Welt steht: Du sollst nicht töten. Sie sagte es mit einem neuen Worte: «Die Waffen nieder!» und sagte es so leidenschaftlich, so oft, so unermüdlich wie niemand vor ihr, denn – eine Kinderlose, hatte sie unendlich viel überschüssige Liebe an die Welt zu geben. Als sie das erste Mal dieses Wort «Die Waffen nieder!» in die Welt schrie, liefen ihr die Leute zu und horchten auf. Aber als sie immer wieder nur dasselbe sagte: «Die Waffen nieder! Die Waffen nieder!», begannen sich die Neugier zu langweilen. [...] Einige begannen sich zu ärgern, sie dachten: was es wohl not tue, mitten im Frieden immer nach Frieden zu rufen. Sie galt ja unserer scheinbaren Welt als Gespensterseherin [...].

Sie aber liess nicht ab; immer wiederholte sie den Ruf, als wollte sie ihn einhämmern in den Kopf der Menschheit. Allmählich war sie etwas ganz Lächerliches geworden, die Friedens-Bertha der Witzblätter, und man nannte sie eine gute Frau mit jener mitleidigen Betonung, durch die man Güte der Dummheit nachbarlich macht. [...]

Und so haben wir im Frieden aus Lässigkeit, aus Leichtfertigkeit, aus seelischem Selbsterhaltungstrieb an den Krieg nicht geglaubt, weil wir uns nicht stören lassen wollten. Sie aber, Berta von Suttner, hatte einsam die tragische Mission übernommen, die ewige Aufstörerin zu sein, unbequem ihrer Zeit wie Cassandra in Troja und Jeremias in Jerusalem. Sie hatte sich heroisch entschlossen, lieber im Gelächter der Menschen zu leben als in Trägheit des Herzens. Dies aber ist und bleibt ihre denkwürdige Grösse und ihr Beispiel für diese Stunde, dass sie sich durch Lächerlichkeit nie abhalten liess, tätig zu sein. [...] Sie wusste ja selber besser als jeder andere um die tiefe Tragik der Idee, die sie vertrat, und die fast vernichtende Tragik des Pazifismus, dass er nie zeitgemäss erscheint, im Frieden überflüssig, im Kriege wahnwitzig, im Frieden kraftlos und in der Kriegszeit hilflos. [...] Dennoch hat sie es auf sich genommen, zeitlebens den törichten als Don Quichotte geltend, der gegen Windmühlen ficht, aber heute wissen wir es schauernd, dass sie immer wusste, dass diese Windmühlen nicht Wind, sondern die Knochen der europäischen Jugend zerreiben. [...] Ihr Beispiel zeigt wunderbar beseelt, dass man nur dann ins Lebendige blickt, wenn man einzig auf seine Gedanken blickt und nicht auf seine äussere Möglichkeiten in der Zeit, wenn man aus einem Leben eine Überzeugung macht und aus einer Überzeugung ein Leben.

Der österreichische Schriftsteller Stefan Zweig hielt 1917, mitten im Ersten Weltkrieg, eine Ansprache anlässlich der Eröffnung des internationalen Frauenkongresses für Völkerverständigung in Bern.

Ausschnitte aus: Zweig, Stefan: Berta von Suttner, in: Ders.: Begegnungen mit Menschen, Büchern, Städten, Berlin, Frankfurt a. M. 1955, 187–194. Die Schreibweise Berta wurde übernommen.

– Bertha von Suttner in ihrer Wohnung in Wien, 1910.
502140 C Res © Winkler, Karl/Österreichische Nationalbibliothek

Anmerkungen

- 1 Zit. nach Hamann, Bertha von Suttner, 6. Das Zitat stammt aus einem Brief von Stefan Zweig an Romain Rolland im Oktober 1914. Darin erinnert sich Zweig an Bertha von Suttner und ihre Warnung vor einem grossen Krieg.
- 2 Unterredungen der russischen Botschafter Saburow und Orlow mit Bismarck 1879, in: Die Kriegsschuldfrage, 6 (1928), 861, zit. nach Sheenan, Kontinent der Gewalt, 19.
- 3 Vgl. Hirschfeld/Krumeich/Ranz, Deutschland im Ersten Weltkrieg, 11–15; Schultz, Hochrüstung und Propaganda; Sheenan, Kontinent der Gewalt, 23–94.
- 4 o. A., Die Friedensversammlung im Löwengarten. Vgl. ausserdem Furrer, Weltfriedenskongress in Luzern, hier 154–157, 161–167.
- 5 Zitate aus: o. A., Die Friedensversammlung im Löwengarten.
- 6 Vgl. Suttner, Memoiren, 9–79; Hamann, Bertha von Suttner, 11–27; Bock/Bock, Nachwort, 419–422.
- 7 Vgl. Hamann, Bertha von Suttner, 31–45.
- 8 So setzten sie sich zum Beispiel intensiv mit den Autoren der neuen Entwicklungslehre, Darwin und Haeckel, auseinander. Bertha von Suttner interpretierte Darwin so, dass der Menschheit in Analogie zur Natur eine Entwicklung zu Höherem, Humanerem bevorstehe. Ein weiteres prägendes Werk, das Bertha und Arthur von Suttner in diesen Jahren lasen, war Henry Thomas Buckles «History of Civilization». Darin wendet der englische Historiker die Gesetze der Entwicklungslehre auf die Geschichte an; das Buch wurde in den 1860er und 1870er Jahren intensiv und kontrovers diskutiert. Vgl. Hamann, Bertha von Suttner, 57 f.
- 9 Vgl. Cohen, Aussteiger; Hamann, Bertha von Suttner, 34–83.
- 10 Vgl. Riesenberger, Den Krieg überwinden, 9–12; Furrer, Friedensbewegung, 75–79.
- 11 Suttner, Memoiren, 136.
- 12 Ebd., 139 f.
- 13 Zu diesem Zweck hatte Bertha von Suttner eigens ausführliche Studien angestellt, historische Werke und Quellen gelesen, Kriegskorrespondenten, Militärärzte und Veteranen befragt.
- 14 Vgl. Hamann, Bertha von Suttner, 90–93; Bock/Bock, Nachwort, 432–443.
- 15 Dabei war es für Bertha von Suttner anfänglich sehr schwierig, einen Verleger zu finden, der das kritische Werk drucken wollte. Vgl. Bock/Bock, Nachwort, 405–406.

- 16 Bertha von Suttner war eine Woche lang als Nobels Privatsekretärin tätig, ehe sie mit Arthur in den Kaukasus floh. Den Kontakt hielten sie bis zu Nobels Tod aufrecht. Vgl. dazu etwa Hamann, Bertha von Suttner, 36–44, 217–225; Bock/Bock, Nachwort, 426–430.
- 17 Vgl. dazu Berghold, Männerfantasien.
- 18 Suttner: Erinnerungen, 3 f. (Manuskript), in: UNO Genf, Collection Suttner-Fried, zit. nach Hamann, Bertha von Suttner, 87.
- 19 Vgl. Suttner, Memoiren, 112; ausserdem Cohen, Aussteiger.
- 20 Vgl. Cohen, Aussteiger, 16, 49 f.
- 21 Suttner, Memoiren, 105.
- 22 Bertha von Suttner war der Ansicht, Nobels Stiftung des Friedenspreises sei nicht zuletzt Resultat ihrer Überzeugungsarbeit und stehe eigentlich als Erstes ihr zu. Die erste Verleihung 1901 ging jedoch an Frédéric Passy, Gründer der Ligue internationale permanente de la Paix (1867), und Henry Dunant als Gründer des Roten Kreuzes. Dass Bertha von Suttner erst 1905 mit der Auszeichnung geehrt wurde, empörte nicht nur sie selbst, sondern gab international zu Diskussionen Anlass. Vgl. hierzu Braker, Absicht des Erlassers.
- 23 Vgl. Hamann, Bertha von Suttner, 289–306 ff.; Cohen, Feminist-Pacifist Divide, 85–86.

Literatur

- Berghold, Josef: Männerfantasien über eine selbstbewusste Frau. Bertha von Suttner in den Illustrationen satirischer Zeitschriften, in: Cohen, Laurie R. (Hg.): «Gerade weil Sie eine Frau sind ...». Erkundungen über Bertha von Suttner, die unbekannte Friedensnobelpreisträgerin, Wien 2005, 195–226.
- Bock, Sigrid/Bock, Helmut: Nachwort, in: Suttner, Bertha von: Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte, hg. und mit Nachwort von Sigrid und Helmut Bock, Husum 2013 (Erstauflage von 1889), 405–458.
- Braker, Regina: Der lange Weg zur Absicht des «Erlassers» Alfred Nobel, in: Cohen, Laurie R. (Hg.): «Gerade weil Sie eine Frau sind ...». Erkundungen über Bertha von Suttner, die unbekannte Friedensnobelpreisträgerin, Wien 2005, 95–124.
- Cohen, Laurie R.: Aussteiger. Arthur und Bertha von Suttners entscheidende Jahre im russischen Kaukasus, 1876–1885, in: Dies. (Hg.): «Gerade weil Sie eine Frau sind ...». Erkundungen über Bertha von Suttner, die unbekannte Friedensnobelpreisträgerin, Wien 2005, 15–54.
- Cohen, Laurie R.: Across a Feminist-Pacifist Divide. Baroness Bertha von Suttner's Tour of the United States in 1912, in: L'Homme. Feministische Zeitschrift für europäische Geschichtswissenschaft, 2 (2009), 85–104.
- Furrer, Markus: Die Friedensbewegung am Vorabend des Ersten Weltkrieges, in: Troxler, Walter/Walker, Daniela/Furrer,

- Markus (Hg.): Jan Bloch und das internationale Kriegs- und Friedensmuseum in Luzern, Berlin u. a. 2010, 75–99.
- Furrer, Markus: Der internationale Weltfriedenskongress in Luzern 1905, in: Troxler, Walter/Walker, Daniela/Furrer, Markus (Hg.): Jan Bloch und das internationale Kriegs- und Friedensmuseum in Luzern, Berlin u. a. 2010, 149–173.
- Hamann, Brigitte: Bertha von Suttner. Kämpferin für den Frieden, Wien 2013.
- Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd/Renz, Irina: Deutschland im Ersten Weltkrieg, Frankfurt a. M. 2013.
- Müller-Kampel, Beatrix: «Krieg ist der Mord auf Kommando». Bürgerliche und anarchistische Friedenskonzepte, Bertha von Suttner und Pierre Ramus, Mit Dokumenten von Lev Tolstoy, Petr Kropotkin, Stefan Zweig, Romain Rolland, Erich Mühsam, Alfred H. Fried, Olaga Misar u.a., Nettersheim 2005.
- o. A.: Die Friedensversammlung im Löwengarten, in: Luzerner Tages-Anzeiger, 16.9.1905, 2.
- Riesenberger, Dieter: Den Krieg überwinden. Geschichtsschreibung im Dienste des Friedens und der Aufklärung, Bremen 2008.
- Sheehan, James: Kontinent der Gewalt. Europas langer Weg zum Frieden, München 2008.
- Suttner, Bertha von: Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte, hg und mit Nachwort von Sigrid und Helmut Bock, Husum 2013 (Erstauflage von 1889).
- Suttner, Bertha von: Universal Peace – From a Woman's Standpoint, in: The North American Review, 512 (1899), 50–61.
- Suttner, Bertha von: Memoiren, Hamburg 2013 (Nachdruck der Ausgabe von 1965).
- Zweig, Stefan: Berta [!] von Suttner, Ansprache anlässlich der Eröffnung des internationalen Frauenkongresses für Völkerverständigung in Bern, in: Ders.: Begegnungen mit Menschen, Büchern, Städten, Berlin, Frankfurt 1955, 187–194.

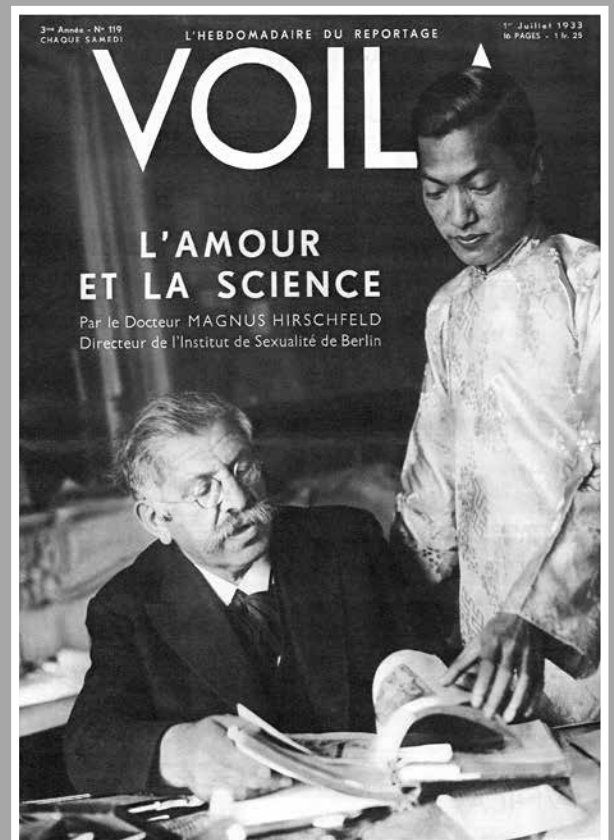
Audiovisuelle Medien

- Hipfl, Klaus/Stohl, Edit: Das unglaubliche Leben der Bertha von Suttner, Österreich 2005.
- Schultz, Hansjörg: Hochrüstung und Propaganda. Wie es zum Ersten Weltkrieg kam, SRF Kontext, 27.6.2014, <http://www.srf.ch/sendungen/kontext/hochruestung-und-propaganda-wie-es-zum-1-weltkrieg-kam>, Stand: 29.7.2014.

Webseite

- Eine ausführliche Liste mit Literatur- und Quellenhinweisen sowie weiteren Links zu Bertha von Suttner auf Ariadne – frauenspezifische Information und Dokumentation, eine Seite der Österreichischen Nationalbibliothek, http://www.onb.ac.at/ariadne/vfb/bio_suttner.htm, Stand: 22.7.2014.

«Durch Wissenschaft zu Gerechtigkeit»



Anders als die Andern. Magnus Hirschfeld (1868 – 1935)

Magnus Hirschfeld engagierte sich als innovativer Sexualwissenschaftler und couragierter Homosexuellenaktivist für die Rechte gleichgeschlechtlich begehrender Menschen. Er initiierte die weltweit erste Homosexuellenbewegung und gründete in Berlin ein Institut für Sexualwissenschaft. Mit dem Stummfilm «Anders als die Andern» gelang es ihm 1919 sogar, das Thema der Homosexuellenemanzipation ins Kino zu bringen. Als Jude war er schon in den 1920er Jahren Zielscheibe antisemitischer und schwulenfeindlicher Übergriffe. Magnus Hirschfeld verließ Deutschland 1930 und starb 1935 im Exil.

Der Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld war ein mutiger Pionier, und das in zweifacher Hinsicht: Als Wissenschaftler war er einer der ersten, der schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts das Tabuthema Homosexualität zum Gegenstand seiner Forschungen machte. Und als Homosexuellenaktivist gründete er 1897 die weltweit erste politische Bewegung zum Kampf gegen die Bestrafung von Homosexualität. Hirschfeld, der 1868 im pommerschen Kolberg zur Welt kam und 1935 im Exil in Nizza starb, war also nicht nur ein aussergewöhnlicher Mann der Wissenschaft, sondern über viele Jahre hinweg die treibende und couragierte Kraft der Homosexuellenbewegung in Deutschland.¹

Politische Aktivitäten und wissenschaftliche Forschungen

Nach seinem Studium der Medizin in Strassburg, München, Heidelberg und Breslau, der Promotion in Berlin im Jahr 1892 und dem medizinischen Staatsexamen in Würzburg eröffnete Hirschfeld 1894 in Magdeburg eine Praxis für Naturheilkunde. 1896 zog er nach Charlottenburg bei Berlin. Auslöser für sein politisches und wissenschaftliches Engagement dürfte der Londoner Strafprozess gegen den irisch-englischen Dichter Oscar Wilde im Jahr 1895 gewesen sein. Wilde, bis dahin schillernder Star der Londoner Theaterszene, wurde wegen sexueller Kontakte mit Männern zu zwei Jahren Zuchthaus und schwerer Zwangsarbeit verurteilt – ein Strafprozess, der auch im Deutschen Reich für grosses Aufsehen sorgte. Wilde starb schliesslich im Jahr 1900 an den gesundheitlichen Folgen seiner Haft. Unter dem Eindruck dieses Prozesses veröffentlichte Magnus Hirschfeld – noch unter dem Pseudonym Th. Ramien – das Buch «Sappho und Sokrates», in dem er sich zum ersten Mal mit dem Thema der gleichgeschlechtlichen Sexualität befasste. Zwei Jahre später, 1897, gründete er dann das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee (WhK): Die weltweit erste Organisation, die sich für eine Straffreiheit von mann-männlicher Sexualität einsetzte und zu diesem Zweck eine entsprechende Petition in Umlauf brachte. Hirschfelds Mitstreiter waren der Verleger Max Spohr (1850–1905), der Eisenbahnbeamte Eduard Oberg (1858–1917) und der Schriftsteller Franz Joseph von Bülow (1861–1915). Ziel des WhK war es, durch wissenschaftlich fundierte Aufklärungsarbeit von Bevölkerung und Politik auf eine Abschaffung des Paragraphen 175 hinzuarbeiten, der im Deutschen Reich für eine Bestrafung von Sexualität unter Männern sorgte und auch mehrjährige Gefängnisstrafen vorsah. Zu diesem Zweck legte das WhK unter anderem eine Petition vor, die es an Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens versandte und so um deren Unterstützung warb. Das Gründungsdatum des WhK kann als Geburtsstunde der Homosexuellenbewegung bezeichnet werden² – und als ein beachtlicher

Ausdruck von Zivilcourage. Denn hier fand sich eine Gruppe von Männern zusammen, die nicht davor zurückschreckte, gegen die etablierten Normen und Werte der Gesellschaft anzuarbeiten, indem sie laut und öffentlich für eine gesellschaftlich stigmatisierte Lebensform eintrat.

Couragiert waren auch Hirschfelds weitere wissenschaftliche Arbeiten. 1906 veröffentlichte er die erste empirische Studie zum Thema der Homosexualität, eine Fragebogenerhebung, die er unter Studenten und Metallarbeitern durchgeführt hatte. Den Anteil der Homosexuellen bezifferte er darin auf 1,5 Prozent der Gesamtbevölkerung.³ Einige der Studenten und Arbeiter, die er als Teilnehmer an seiner Studie gewinnen wollte, zeigten Hirschfeld wegen Beleidigung an. In seinem mehr als 1000 Seiten starken Buch «Die Homosexualität des Mannes und des Weibes» aus dem Jahr 1914 trug Hirschfeld schliesslich Beobachtungen zusammen, die er an annähernd 10 000 Männern und Frauen gemacht hatte⁴ und die auch heute noch einen beeindruckenden Materialfundus darstellen. 1919 gründete er in Berlin das Institut für Sexualwissenschaft, das sich den Aufgabenfeldern der Sexualforschung und Sexualaufklärung widmete und ein umfangreiches Forschungsarchiv anlegte.⁵ Das Motto von Hirschfelds wissenschaftlicher Arbeit lautete «per scientiam ad iustitiam», also «durch die Wissenschaft zu Gerechtigkeit»: Wissenschaftliche Erkenntnisse sollten dem konkreten politischen Ziel einer Entkriminalisierung von mann-männlicher Sexualität dienen.⁶ Dem Anpassungsdruck damaliger Wissenschaft beugte sich Hirschfeld nie. Heute gelten seine Arbeiten als brillant – zu seiner Zeit führten sie dazu, dass ihm die ganz grosse akademische Karriere versperrt blieb. Ein Professorenamt zum Beispiel konnte er nicht eringen, Hirschfeld galt vielen als akademischer Aussenseiter.

Homosexuellenemanzipation im Stummfilm – ein neues Massenmedium wird genutzt

In der gesellschaftlichen Aufbruchsituation der Jahre 1918/19 zögerte Magnus Hirschfeld nicht, sich des neuen Massenmediums Film zu bedienen, um seine politische Arbeit den neuen technischen Möglichkeiten anzupassen. Gemeinsam mit dem renommierten Regisseur Richard Oswald (1880–1963) konzipierte Hirschfeld das Drehbuch zu dem Stummfilm «Anders als die Andern»: Eine Mischung aus wissenschaftlich motiviertem Aufklärungswerk und der filmischen Dramatisierung des Lebens- und Leidensweges eines homosexuellen Violinvirtuosen, der schliesslich aufgrund der gesellschaftlichen Ächtung von Homosexualität Selbstmord begeht. Nach der Filmpremiere im Mai 1919 – zu den Premierengästen zählten der spätere deutsche Reichskanzler Gustav Stresemann oder der weltweit bekannte Arzt Ferdinand Sauerbruch⁷ – fand der Film regen Zuspruch beim Publikum. Oswald hatte bereits vor der Premiere die ungewöhnlich hohe Zahl von 30 bis 40 Kopien anfertigen lassen, die er an Filmverleiher in Hannover, Köln, Frankfurt (a. M.), Wien und Berlin verteilen liess; zwei Monate nach der Premiere wurden weitere 13 Kopien in Ost- und Mitteldeutschland verteilt. Besonders in Berlin lief der Film oft vor ausverkauften Häusern und war dort bis März 1920 regelmässig zu sehen.⁸ Im

Oktober 1920 fiel er jedoch der Zensur zum Opfer. Rechtliche Grundlage für diese Massnahme war das Lichtspielgesetz aus dem Jahr 1920, demzufolge alle Filme, die im Deutschen Reich öffentlich gezeigt werden sollten, zunächst von einer Zensurkammer begutachtet werden mussten. Im Prüfverfahren zu «Anders als die Andern» wurde unter anderem Hirschfelds sexualwissenschaftlicher Konkurrent Albert Moll zum Gutachter bestellt. Moll vertrat die Meinung, der Film könne durch seine positive Darstellung von Homosexualität und insbesondere durch die positive Identifikationsfigur des Hauptdarstellers junge Männer zu einer gleichgeschlechtlichen Sexualneigung verführen. Es sei jedoch eine der Aufgaben der Filmzensur, so das Gutachten, «eine Beeinflussung zu gleichgeschlechtlichen Neigungen zu verhindern»⁹. In der Folgezeit durfte der Film nur noch medizinischem Fachpublikum gezeigt werden. Eine einzige Kopie, eine 20-minütige sowjetische – gekürzte und fragmentarische – Exportfassung aus dem Jahr 1928, ist heute noch überliefert. Sie wurde vom Filmmuseum München restauriert und ist mittlerweile als DVD erhältlich.

Für den Aspekt der wissenschaftlichen Aufklärung im Film war Hirschfeld selbst verantwortlich: Kernstück ist ein Vortrag, den Hirschfeld, der im Film unter der Figurenbezeichnung «Sexualwissenschaftler» auftritt, mit den Worten schliesst: «Möge recht bald auch auf diesem Gebiet das Recht über das Unrecht, die Wissenschaft über den Aberglauben, die Menschenliebe über den Menschenhass den Sieg erringen.»¹⁰ Als sich Freunde und Familie schliesslich am Sarg des Protagonisten Körner versammeln, tritt Hirschfeld im Film hinzu und gibt den Trauernden sein sexualwissenschaftlich-politisches Motto «Durch die Wissenschaft zur Gerechtigkeit»¹¹ mit auf den Weg.

Verfolgung, Exil und spätes Gedenken

Der «jüdische, schwule und sozialistische Sexologe»¹² Magnus Hirschfeld war bereits während der Weimarer Republik massiven antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt. Im Oktober 1920 wurde er in München von Rechtsradikalen und Antisemiten überfallen und schwer verletzt. Ab 1930 unternahm er eine mehrjährige wissenschaftliche Vortragsreise, die ihn in die USA, durch Asien, Ägypten und Palästina und schliesslich nach Frankreich führte.¹³ Hier fand er die Anerkennung, die ihm in seiner Heimat verwehrt wurde. Nach Deutschland sollte Hirschfeld nicht mehr zurückkehren. Die NS-Studentenschaft verwüstete am 5. Mai 1933 sein Institut für Sexualwissenschaft und plünderte dessen umfangreiches Archiv – ein Verlust, der noch heute schmerzt. Hirschfelds Werke wurden während der sogenannten Bücherverbrennung am 10. Mai öffentlich verbrannt. Am 14. Mai 1935, an seinem 67. Geburtstag, starb Hirschfeld im Exil in Nizza.¹⁴ Sein langjähriger Mitstreiter Kurt Hiller, seit 1933 ebenfalls im Exil, erinnerte an Hirschfeld in einem in Prag publizierten Nachruf und führte aus: «Er starb als Geächteter, arm, in der Fremde. Aber er starb schön; einen leichten, fast heiteren Tod. Morgens nahm er noch fröhlich Geburtstagsglückwünsche entgegen, dann ging er spazieren, wollte einen erkrankten Kollegen besuchen; im Vorgarten seines Hauses sank er bewusstlos zusammen, um nicht wieder aufzuwachen.»¹⁵

Nach 1945 war Magnus Hirschfeld lange Zeit vergessen. Heute ist er in das Gedächtnis der Öffentlichkeit zurückgekehrt. Eine Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft erforscht sein Leben und Werk, die Bundesstiftung Magnus Hirschfeld fördert Forschungs- und Bildungsaktivitäten, die sich seinem Lebensmotto «Durch Wissenschaft zu Gerechtigkeit» widmen. Und gegenüber dem Berliner Kanzleramt, ganz in der Nähe seines ehemaligen Instituts für Sexualwissenschaft und im Herzen Berlins, ist eine Uferpromenade nach Magnus Hirschfeld benannt.

Paragraf 175 im Wortlaut

Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts oder von Menschen mit Thieren begangen wird, ist mit Gefängniss zu bestrafen; auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.

*Wortlaut des Paragrafen 175, in: Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich (1871),
http://de.wikisource.org/wiki/Strafgesetzbuch_f%C3%BCr_das_Deutsche_Reich_%281871%29#.C2.A7._175,
Stand: 30.8.2014.*

Was soll das Volk vom dritten Geschlecht wissen!

Jeder Mensch, der auf allgemeine Bildung Anspruch macht, sollte von der in dieser Volksschrift abgedruckten Petition Kenntnis haben, in welcher eine sehr grosse Zahl der hervorragendsten und bekanntesten Persönlichkeiten Deutschlands für die Abschaffung einer Strafbestimmung eintritt, welche nicht Verbrecher trifft, sondern eine nicht unbeträchtliche Klasse geschlechtlich besonders gearteter, sonst normaler Menschen, deren Vorhandensein und Wesen bis vor wenigen Jahrzehnten der wissenschaftlichen Forschung entgangen war.

Mit dieser Broschüre verfolgen wir den Zweck, das grosse Publikum über dieses «dritte Geschlecht» aufzuklären, damit die bei demselben noch weitverbreiteten Vorurteile und irrtümlichen Auffassungen einer richtigen Beurteilung Platz machen. [...] Wer dieses kleine Buch vorurteilslos und gewissenhaft liest, wird erkennen, dass es sich hier nicht um Befürwortung von Unsittlichkeiten handelt, sondern um die Beseitigung einer schweren Ungerechtigkeit gegen unglückliche Menschen. Mag diese Volksschrift dazu beitragen, dass sich die Befürchtung immer mehr als hinfällig erweist, welcher Ernst von Wildenbruch, einer der ersten Unterzeichner der Petition, Ausdruck gab, als er schrieb: «Ich beeile mich, die ernste Aufforderung zu beantworten, die Sie an mich richten, eine

ernste Aufforderung, denn ich glaube, dass die Unterzeichner des Aufrufs zur Beseitigung genannter Strafbestimmungen sich der Gefahr aussetzen, von der Dummheit und der Böswilligkeit mit verläumderischen Reden verfolgt zu werden; dennoch erscheint es mir unmöglich, den Aufruf nicht zu unterzeichnen.»

II. Jedermann sollte darüber unterrichtet werden, dass alle körperlichen und geistigen Eigenschaften, die man gewöhnlich als männlich ansieht, vereinzelt bei Frauen vorkommen und alles, was man im Bau und den Aufgaben des Körpers als dem Weibe eigentümlich betrachtet, ausnahmsweise auch bei einem Manne auftreten kann. Es entstehen dadurch eine grosse Reihe von Zwischenstufen zwischen den völlig ausgebildeten Personen beiderlei Geschlechts, die man unter der Bezeichnung «drittes Geschlecht» zusammenfassen kann. Diese Übergänge sind nicht nur bei den Menschen aller Rassen, sondern auch bei allen Tierarten, wo getrennte Geschlechter vorhanden sind, nachgewiesen und darauf zurückzuführen, dass die Geschlechtsunterschiede, welche sämtlich durch mehr oder weniger starkes Wachstum ein und derselben Grundlage entstehen, manchmal nicht die entsprechende Höhe erreichen, manchmal zu weit vorschreiten. [...]



Bei der Wochenzeitschrift «Der Stürmer» handelt es sich um ein antisemitisches Hetzblatt, das zwischen 1923 und 1945 von dem Nationalsozialisten Julius Streicher (1885–1946) herausgegeben wurde. Der Stürmer zeichnete sich vor allem durch die regelmässige Präsentation von antisemitischen Karikaturen aus. Nebenstehende Karikatur vom Juli 1929 zeigt Magnus Hirschfeld. Angespielt wird hier auch auf seine Bemühungen um eine Liberalisierung des Abtreibungsrechts.

Der Stürmer, Juli 1929, Bayerische Staatsbibliothek München.

Neben körperlichen Zwittern im engeren Sinn gehören zu diesen Zwischenformen auf der einen Seite alle Männer, welche in ihren Bewegungen, Neigungen oder anderen Eigenschaften ausgesprochen weiblich sind (Weiblinge), sowie auch solche, welche weibliches Geschlechtsempfinden besitzen, also wie das Weib nur Männer lieben können («Urnige», «Homosexuelle», «Konträrsexuelle», «Perverse» nennt sie die Wissenschaft, das Volk bezeichnet sie oft als «warme Brüder»; ähnlich nannte man schon «so einen» in Rom: homo mollis, weicher Mann); auf der anderen Seite rechnet man hierzu Frauen mit allen möglichen männlichen Eigentümlichkeiten, Trieben und Liebhabereien (Mannweiber, auch viele Frauenrechtlerinnen, Studentinnen usw. gehören – oft unbewusst – hierzu) sowie Frauen mit männlichem Geschlechtstrieb, welche wie Männer nur für Frauen sinnlich zu empfinden imstande sind («Urninden», «Lesbierinnen»). [...]

IV. [...] Es giebt Urnige (=homosexuelle Menschen) in den allerhöchsten und niedersten Bevölkerungsschichten, unter allen Ständen, den gebildetsten, wie den ungebildetsten, in den Grosstädten, wie auf dem Dorfe, unter den sittlich strengsten, ebenso wie unter den Leichtlebigsten. [...]

V. Das Volk soll wissen, dass die Neigung zu Personen desselben Geschlechts nicht – wie man noch vielfach glaubt – durch Übersättigung, Selbstbefleckung, Verführung, Lasterhaftigkeit oder Furcht vor Fortpflanzung entsteht, – Dr. Hirschfeld hat in nahezu 1200 Fällen, die er beobachtete, diese Ursache niemals feststellen können – sondern, dass die meisten im Gegenteil alles aufgewandt haben, diesen Trieb los zu werden. Sie kennen die grossen Gefahren, denen sie sich aussetzen, die Schande, die ihnen droht, aber der Trieb ist stärker wie ihr Wille. [...]

VI. Jeder Normalveranlagte sollte einmal versuchen, sich in die Lage eines Urnings hineinzudenken. Es ist das ein schwieriges, aber kein unbilliges Verlangen. Sein Seelenleben ist dem eines ungerecht Verurteilten zu vergleichen, der für eine That büsst, die er nicht begangen hat; er hat die felsenfeste Ueberzeugung, dass er persönlich an seiner Abweichung schuldlos ist, dass die Natur es ist, die ihm diesen Streich gespielt hat, dass er gar nicht anders denken und fühlen kann, wie er es thut. [...]

Auszug aus: Was soll das Volk vom dritten Geschlecht wissen! Eine Aufklärungsschrift herausgegeben vom wissenschaftlich-humanitären Comitee, Leipzig 1901.

Abbildung auf der Titelseite

- Titelseite der Pariser Wochenzeitschrift *Voilà* vom 1. Juli 1933. Die Aufnahme zeigt Magnus Hirschfeld mit seinem Lebensgefährten Li Shiu Tong (geb. 1907), den er während seiner Weltreise 1931 in Shanghai kennengelernt hatte. Li Shiu Tong wurde einer der Erben von Hirschfeld und starb 1993 in Vancouver. Die Zeitschrift *Voilà* berichtete in ihrem Artikel über Hirschfelds politisches und wissenschaftliches Werk.
© Archiv der Magnus Hirschfeld Gesellschaft e. V., Berlin

Anmerkungen

- 1 Vgl. Hergemöller, Mann, 358; Dose, Hirschfeld.
- 2 Vgl. Stümke, *Homosexuelle*, 36–38; Hergemöller, Mann, 161–162, 358–360, 543.
- 3 Vgl. Hirschfeld, *Ergebnis*, 109–178.
- 4 Vgl. Hirschfeld, *Homosexualität*, IV.
- 5 Vgl. Baumgardt, *Institut*, 117–123.
- 6 Vgl. Herzer, *Hirschfeld*, 126f.
- 7 Vgl. Belach/Jacobsen, *Anders*, 25.
- 8 Vgl. Steakley, *Film*, 14.
- 9 Ebd., 28.
- 10 Hirschfelds Aufklärungsvortrag im Film, zitiert nach: Steakley, *Film*, 4.
- 11 Ebd.
- 12 Herzer, *Hirschfeld*, mit dem Untertitel seines Buches «Leben und Werk eines jüdischen, schwulen und sozialistischen Sexologen».
- 13 Vgl. Hirschfeld, *Weltreise*.
- 14 Vgl. Hergemöller, Mann, 358–361; Lindemann, *Hirschfeld*, 91–92.
- 15 Hiller, *Sinn*, 8.

Literatur

- Baumgardt, Manfred: *Das Institut für Sexualwissenschaft (1919–1933)*, in: Lautmann, Rüdiger (Hg.): *Homosexualität. Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte*, Frankfurt a. M. 1993, 117–123.
- Belach, Helga/Jacobsen, Wolfgang: *Anders als die Anderen (1919)*. Dokumente zu einer Kontroverse, in: Dies. (Hg.): *Richard Oswald. Regisseur und Produzent*, München 1990, 25–35.
- Dose, Ralf: *Magnus Hirschfeld. Deutscher – Jude – Weltbürger*, Jüdische Miniaturen, Bd. 15, Teetz 2005.
- Hergemöller, Bernd-Ulrich: *Mann für Mann. Biographisches Lexikon zur Geschichte von Freundschaft und mann-männlicher Sexualität im deutschen Sprachraum*, Hamburg 1998.
- Herzer, Manfred: *Magnus Hirschfeld. Leben und Werk eines jüdischen, schwulen und sozialistischen Sexologen*, Hamburg 2001.
- Hiller, Kurt: *Der Sinn eines Lebens. In memoriam Magnus Hirschfeld*, in: *Die Wahrheit*, 14 (1935), 7–9.
- Hirschfeld, Magnus/Wissenschaftlich-humanitäres Komitee: *Petition an die gesetzgebenden Körperschaften des deutschen Reichs behufs Abänderung des § 175 R.-Str.-G. B. und die sich daran anschließenden Reichstagsverhandlungen*, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, 1 (1899), 239–269.
- Hirschfeld, Magnus: *Das Ergebnis der statistischen Untersuchungen über den Prozentsatz der Homosexuellen*, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, 6 (1904), 109–178.
- Hirschfeld, Magnus: *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*, Berlin 1914.
- Hirschfeld, Magnus: *Die Weltreise eines Sexualforschers*, Frankfurt a. M. 2006 (1. Auflage Brugg 1933).
- Lindemann, Gesa: *Magnus Hirschfeld*, in: Lautmann, Rüdiger (Hg.): *Homosexualität. Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte*, Frankfurt a. M. 1993, 91–104.
- Ramien, Thomas: *Sappho und Sokrates oder Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eigenen Geschlechts?*, Leipzig 1922 (1. Auflage 1896).
- Steakley, James: *Film und Zensur in der Weimarer Republik. Der Fall «Anders als die Andern»*, in: *Capri. Zeitschrift für schwule Geschichte*, 21 (1996), 2–33.
- Stümke, Hans-Georg: *Homosexuelle in Deutschland. Eine politische Geschichte*, München 1989.

Audiovisuelle Medien

- Oswald, Richard: *Anders als die Andern*, München 2006 (Rekonstruktion der Fassung von 1919 durch das Filmmuseum München).

Webseiten

- Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft: <http://magnus-hirschfeld.de/>, Stand: 25.8.2014.
- Bundesstiftung Magnus Hirschfeld: <http://mh-stiftung.de/>, Stand: 25.8.2014.
- Unterrichtsmaterial zur Geschichte des Paragraphen 175 in Deutschland auf dem interaktiven Webportal Queer History: <http://queerhistory.de/unterricht/der-paragraph-175-verbotene-liebe-im-20-jahrhundert>, Stand: 25.8.2014.

*«Es kam über mich die Ruhe des Menschen,
der an seinem Ziel angelangt ist.»¹*



**Die unbedingte Suche nach Wahrheit.
Edith Stein (1891 – 1942)**

Edith Stein, geboren in einer jüdischen Familie in Breslau, zeitweise Atheistin, Frauenrechtlerin, promovierte Philosophin, empfing 1922 die Taufe und wurde 1934 als Teresia Benedicta a Cruce in den Karmel in Köln aufgenommen. In einem Brief bat sie 1933 Papst Pius XI., öffentlich gegen die Judenverfolgung zu protestieren. Weder die Klöster im holländischen Echt noch im schweizerischen Le Pâquier konnten sie retten. 1942 wurde sie mit ihrer Schwester Rosa in Auschwitz-Birkenau ermordet. Als Märtyrerin selig- und heiliggesprochen, zu einer Patronin Europas erhoben, blieb sie doch bis in den Tod dem Judentum verbunden: «Secretum meum mihi.»²

Eine Tochter des jüdischen Volkes

«Ich bin preussische Staatsangehörige und Jüdin.»³ So stellte sich Edith Stein 1917 am Ende ihrer Dissertation vor. Als jüngstes von elf Kindern wurde sie am 12. Oktober 1891, am Jom Kippur, dem höchsten Fest des jüdischen Kalenders, geboren. Der Versöhnungstag mit seiner Liturgie des Fastens und Betens wurde zum Sternzeichen ihrer liturgischen Existenz. Ihre Geburtsstadt Breslau war bis zum Novemberpogrom 1938 ein jüdisches Zentrum des kulturellen, sozialen Fortschritts und der modernen jüdischen Gelehrsamkeit. Ediths Mutter, Auguste Courant, hielt die jüdischen Feiertage, Speisegesetze und Rituale. Der Urgrossvater mütterlicherseits war Kantor; der Grossvater errichtete für seine Kinder eine jüdische Privatschule, wo Hebräisch gelernt wurde. Doch mit dem sozialen Aufstieg und Eintritt des Judentums in die deutsche Kultur in der Kaiserzeit gingen ein religiöser Traditionszerfall und eine Auflösung der jüdischen Identität in der jungen Generation einher. Edith Stein verstand sich eine Zeit lang als Atheistin, bevor sie 1922 zum katholischen Glauben konvertierte, um sich elf Jahre später für die kontemplative Ordensgemeinschaft des Teresianischen Karmels zu entscheiden. 1933, im Jahr von Hitlers Machtübernahme, begann sie zugleich mit der Niederschrift ihrer Autobiografie «Aus dem Leben einer jüdischen Familie». In einem schmerzlichen Ablösungsprozess zeichnet sie ein Lebensbild ihrer Mutter, die nach dem frühen Tod des Vaters Siegfried Stein, einem glücklosen Holzhändler, zum Mittelpunkt der Grossfamilie wurde und als erfolgreiche Geschäftsfrau ihren Kindern eine gehobene Bildung ermöglichte. In ihren Erinnerungen bietet sie einen Einblick in das jüdische Leben während des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts in Deutschland. Doch vor allem fühlt sie sich verpflichtet, vor einer zum Rassenhass erzogenen Jugend anstelle eines Zerrbilds Zeugnis abzulegen vom «jüdischen Menschentum».⁴

Eine Pionierin der Frauenemanzipation

Eine begabte und eigenwillige Frau, engagierte sich die junge Edith Stein schon früh für Mädchenbildung und Gleichberechtigung und wurde Mitglied im preussischen Verein für Frauenstimmrecht. Sie bestimmte ihren Berufsweg nach ihren Wünschen, nahm 1911 an der Universität Breslau das Studium der Germanistik, Geschichte, Psychologie auf, das sie 1913 in Göttingen fortsetzte und 1915 mit einem Staatsexamen als Lehrerin abschloss. Während des Ersten Weltkriegs meldete sie sich nach einem Krankenpflegekurs als Rotkreuzhelferin im Seuchenlazarett von Mährisch-Weisskirchen. 1916 wurde sie mit einer

philosophischen Dissertation «Zum Problem der Einfühlung» bei dem Phänomenologen Edmund Husserl mit der besten Note (summa cum laude) an der Universität Freiburg im Breisgau promoviert und von 1916 bis 1918 als dessen wissenschaftliche Privatassistentin angestellt. Es mag kein Zufall sein, dass drei vom Judentum zum Christentum konvertierte Denker – Husserl, sein Schüler Adolf Reinach und Max Scheler – ihr Denken beeinflussten, und so zeichnet sich ihr geistiger Wandel ab: von einer erklärten Atheistin zu einer liberal-jüdischen Psychologin hin zu einer geisteswissenschaftlichen Phänomenologin und schliesslich zur christlichen Personalistin. Trotz ihrer wissenschaftlichen Exzellenz wurden vier Habilitationsgesuche von Edith Stein an deutschen Universitäten abgelehnt. 1919 schrieb Professor Misch aus Göttingen an Husserl: «Gegen Frl. Stein steht – ausser dem Bedenken, das wie in Freiburg auch hier besteht bei dem gegenwärtig noch vorhandenen Überwiegen von Philosophie-Dozenten jüdischer Abstammung – die Schwierigkeit, eine weibliche Habilitation durchzusetzen.»⁵ Als Frau und Jüdin blieb Edith Stein eine Universitätslaufbahn verwehrt. Von 1922 bis 1931 arbeitete sie als Lehrerin am Mädchenlyzeum und am Lehrerinnenseminar der Dominikanerinnen von St. Magdalena in Speyer und übersetzte die «Quaestiones disputatae de veritate» des heiligen Thomas von Aquin sowie Briefe und Tagebücher von John Newman. 1932 übernahm sie eine Dozentur am Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik in Münster. Mit dem sogenannten «Arierparagrafen» des nationalsozialistischen Berufsbeamtengesetzes, der eine Beschäftigung von «Nichtariern» im öffentlichen Dienst ausschloss, endete am 7. April 1933 jegliche Lehrtätigkeit für Edith Stein.

Ein Kind der katholischen Kirche

Eine zufällige Lektüre in der Bibliothek ihrer Freundin Hedwig Conrad-Martius wurde 1921 zum Wendepunkt im Leben Edith Steins. Es war die Autobiografie der spanischen Mystikerin Teresa von Ávila, die aus einer sephardischen Familie von Marranen⁶ stammte und 1535 gegen den Willen ihrer Familie in den Karmel-Konvent Santa María de la Encarnación in Ávila eintrat. Dieser beschauliche Orden, der seinen Namen vom Gebirge Karmel in Israel herleitet, dem «Weingarten Gottes», entstand in der Mitte des 12. Jahrhunderts. Durch die heilige Teresa und den Kirchenlehrer Johannes vom Kreuz wurde die Ordensregel reformiert, und 1562 gründete Teresa das erste Kloster der Unbeschuhten Karmelitinnen, auch Discalceaten genannt (Ordo Carmelitarum Discalceatorum, Ordenskürzel: OCD), welches das Gemeinschaftsleben mit eremitischen Elementen vereint.

Am 1. Januar 1922 wurde Edith Stein durch die Taufe in Bad Bergzabern in die römisch-katholische Kirche aufgenommen. Nach einer mehrjährigen inneren Vorbereitung wurde sie im April 1934 als Teresia Benedicta a Cruce (Teresia Benedicta vom Kreuz) im Orden der Unbeschuhten Karmelitinnen im Kölner Karmel Maria vom Frieden eingekleidet. Am 21. April 1938 legte sie ihre ewigen Gelübde ab. Edith Stein verstand ihr Ordensleben als Ruf Jesu in die Kreuzesnachfolge, während ihre Mutter und Familie den Schritt als Verrat am

Judentum empfanden. An zionistischen Versuchen in Palästina interessiert, wäre Edith Stein gerne in den dortigen Karmel eingetreten. Sie selber führte ihren Orden nicht in erster Linie auf Teresa von Ávila und Johannes vom Kreuz zurück, sondern vor allem auf den Gründer, den Propheten Elija. Mit Unterstützung der Oberinnen arbeitete sie an ihrer Habilitationsschrift «Akt und Potenz» weiter und erstellte gleichzeitig die Studie «Endliches und ewiges Sein», in der sie das phänomenologische Denken Husserls mit der Metaphysik von Thomas von Aquin versöhnte und weiterdachte. Dabei öffneten sich ihr theologische Aspekte, die ihren Weg zur Mystik erschlossen.

Eine ohnmächtige, aber mutige Esther

In der Zeit der Hitler-Diktatur und Judenverfolgung identifizierte sich Edith Stein mit der biblischen Gestalt der Königin Esther, die mutig vor den persischen König getreten war und das jüdische Volk vor der Vernichtung durch den feindlichen Haman gerettet hatte. Ihre erste «Esther-Initiative» unternahm Dr. Stein, als sie Ostern 1933 den Papst in einer Privataudienz um eine Enzyklika gegen den Antisemitismus bitten wollte. Ihr Anliegen verwandelte sie schliesslich in einen Brief, den sie am 12. April 1933 an Papst Pius XI. richtete und der erst 70 Jahre später, bei der Öffnung des Vatikanischen Geheimarchivs, an die Öffentlichkeit kam. «Als ein Kind des jüdischen Volkes, das durch Gottes Gnade seit elf Jahren ein Kind der katholischen Kirche ist», spricht sie die Bedrängnis in Deutschland und die verzweifelte Lage der Juden an und benennt die Verbrechen gegen Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Nächstenliebe. Sie fordert den Papst auf, das Schweigen der katholischen Kirche zu brechen, die Stimme zu erheben gegen die Verstösse wider das Evangelium und Schaden von den Katholiken in Deutschland abzuwenden.⁷ Am 20. April bestätigte der Kardinalssekretär Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII., dem Erzabt von Beuron, Raphael Walzer, dass die Zuschrift «pflichtmässig Sr. Heiligkeit vorgelegt worden sei» und schloss ein Gebet zum Schutz der heiligen Kirche an.⁸ Erst vier Jahre später, 1937, folgte in der Enzyklika «Mit brennender Sorge» von Papst Pius XI. eine Verurteilung der nationalsozialistischen Ideologie.⁹

An eine befreundete Ursuline, Mater Petra Brüning, schrieb Edith Stein am 31. Oktober 1938: «Ich muss immer wieder an die Königin Esther denken, die gerade darum aus ihrem Volk genommen wurde, um für das Volk vor dem König zu stehen. Ich bin eine sehr arme und ohnmächtige kleine Esther, aber der König, der mich erwählt hat, ist unendlich gross und barmherzig. Das ist ein so grosser Trost.»¹⁰ Edith Stein besass Zivilcourage im ursprünglichen französischen Wortsinn – «courage civil» – Mut zum eigenen Urteil jenseits aller Vorurteile. Und sie zeigte «courage civique», staatsbürgerlichen Mut, als sie den höchsten Repräsentanten der katholischen Kirche aufrief, sich gegen den Nationalsozialismus und die Judenverfolgung zu erheben.

Unter dem Eindruck der Pogromnacht am 9./10. November 1938 bat der Kölner Karmel um eine zeitweilige Aufnahme Steins im holländischen Kloster Echt. Am 10. Mai 1940 besetzten deutsche Truppen die Niederlande. Als 1941 die planmässige Ausrottung der Juden in Europa begann, wurden Verhandlun-

gen um Edith Steins Flucht in den Schweizer Karmel Le Pâquier aufgenommen, welche an bürokratischen Blockaden scheiterten. Nachdem 1942 die katholischen, holländischen Bischöfe gegen die Judenverfolgung protestiert hatten, verhafteten die Nazis alle zum katholischen Glauben konvertierten Jüdinnen und Juden in den Niederlanden. Am 2. August 1942 wurden Edith Stein und ihre ebenfalls in den Orden eingetretene Schwester Rosa von der Gestapo verhaftet. Sie bat um das Gebet und wandte sich Rosa mit den Worten zu: «Komm, wir gehen für unser Volk!»¹¹ Vom Sammellager Amersfoort ging der Transport zum Lager Westerbork. In einem Brief an ihre Oberin notierte Edith Stein am 6. August: «Konnte bisher herrlich beten.»¹² Am 7. August 1942 wurden Rosa und Edith Stein in das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau deportiert, wo sie am 9. August 1942 in den Gaskammern ermordet wurden.

Ein Opfer der Gewaltherrschaft und eine Zeugin für Menschlichkeit

Am 1. Mai 1987 wurde Schwester Teresia Benedicta a Cruce OCD von Papst Johannes Paul II. in Köln seliggesprochen. Am 11. Oktober 1998 fand die Heiligsprechung in Rom statt. Ein Jahr später wurde Edith Stein zu einer Patronin Europas erhoben. Bereits die Seligsprechung löste eine Kontroverse aus.¹³ Von jüdischer Seite gab es Vorwürfe der christlichen Vereinnahmung einer jüdischen Märtyrerin. Aus katholischer Sicht soll ihr Todestag an die Shoah erinnern und die Christen lehren, in Edith Steins Sterben das Leiden des jüdischen Volkes zu ehren. Als Jüdin wurde Edith Stein ein Gewaltopfer des Holocaust, sie nahm das Leiden ihres Volkes solidarisch im christlichen Verständnis des Kreuztragens an. In ihrer Grösse und im «Geheimnis» ihres Lebens widersetzt sie sich allen plakativen Etikettierungen. Hinter der Ikone der Heiligen darf nicht das Bild einer Frau verblassen, die ihr Menschenwerk demütig als Bruchstück betrachtete, auf der Suche nach Wahrheit und Menschlichkeit: «Ich hoffe nur, dass ich einen Anstoss geben kann in einer Richtung, in der man doch gehen muss, und dass es andere dann besser machen werden.»¹⁴



Rosa und Edith Stein, Echt 1938.

© Edith-Stein-Archiv, Karmel Maria vom Frieden

Edith Steins Brief an Papst Pius XI

Heiliger Vater !

Als ein Kind des jüdischen Volkes, das durch Gottes Gnade seit elf Jahren ein Kind der katholischen Kirche ist, wage ich es, vor dem Vater der Christenheit auszusprechen, was Millionen von Deutschen bedrückt.

Seit Wochen sehen wir in Deutschland Taten geschehen, die jeder Gerechtigkeit und Menschlichkeit - von Nächstenliebe gar nicht zu reden - Hohn sprechen. Jahre hindurch haben die nationalsozialistischen Führer den Judenhass gepredigt. Nachdem sie jetzt die Regierungsgewalt in ihre Hände gebracht und ihre Anhängerschaft - darunter nachweislich verbrecherische Elemente - bewaffnet hatten, ist diese Saat des Hasses aufgegangen. Dass Ausschreitungen vorgekommen sind, wurde noch vor kurzem von der Regierung zugegeben. In welchem Umfang, davon können wir uns kein Bild machen, weil die öffentliche Meinung geknebelt ist. Aber nach dem zu urteilen, was mir durch persönliche Beziehungen bekannt geworden ist, handelt es sich keineswegs um vereinzelte Ausnahmefälle. Unter dem Druck der Auslandsstimmen ist die Regierung zu „milderen“ Methoden übergegangen. Sie hat die Farole ausgegeben, es solle „keinem Juden ein Haar gekrümmt werden“. Aber sie treibt durch ihre Boykottklärung - dadurch, dass sie den Menschen wirtschaftliche Existenz, bürgerliche Ehre und ihr Vaterland nimmt - viele zur Verzweiflung: es sind mir in der letzten Woche durch private Nachrichten 5 Fälle von Selbstmord infolge dieser Anfeindungen bekannt geworden. Ich bin überzeugt, dass es sich um eine allgemeine Erscheinung handelt, die noch viele Opfer fordern wird. Man mag bedauern, dass die Unglücklichen nicht mehr inneren Halt haben, um ihr Schicksal zu tragen. Aber die Verantwortung fällt doch zum grossen Teil auf die, die sie so weit brachten. Und sie fällt auch auf die, die dazu schweigen.

16



Alles, was geschehen ist und noch täglich geschieht, geht von einer Regierung aus, die sich „christlich“ nennt. Seit Wochen warten und hoffen nicht nur die Juden, sondern Tausende treuer Katholiken in Deutschland - und ich denke, in der ganzen Welt - darauf, dass die Kirche Christi ihre Stimme erhebe, um diesem Missbrauch des Namens Christi Einhalt zu tun. Ist nicht diese Vergötzung der Rasse und der Staatsgewalt, die täglich durch Rundfunk den Massen eingehämmert wird, eine offene Häresie? Ist nicht der Vernichtungskampf gegen das jüdische Blut eine Schmähung der allerheiligsten Menschheit unseres Erlösers, der allerseeligsten Jungfrau und der Apostel? Steht nicht dies alles im kassersten Gegensatz zum Verhalten unseres Herrn und Heilands, der noch am Kreuz für seine Verfolger betete? Und ist es nicht ein schwarzer Flecken in der Chronik dieses Heiligen Jahres, das ein Jahr des Friedens und der Versöhnung werden sollte?

Wir alle, die wir treue Kinder der Kirche sind und die Verhältnisse in Deutschland mit offenen Augen betrachten, fürchten das Schlimmste für das Ansehen der Kirche, wenn das Schweigen noch länger anhält. Wir sind auch der Überzeugung, dass dieses Schweigen nicht imstande sein wird, auf die Dauer den Frieden mit der gegenwärtigen deutschen Regierung zu erkaufen. Der Kampf gegen den Katholizismus wird vorläufig noch in der Stille und in weniger brutalen Formen geführt wie gegen das Judentum, aber nicht weniger systematisch. Es wird nicht mehr lange dauern, dann wird in Deutschland kein Katholik mehr ein Amt haben, wenn er sich nicht dem neuen Kurs bedingungslos verschreibt.

Zu Füßen Eurer Heiligkeit, um den Apostolischen Segen
bittend

Dr. Edith Stein
Lehrerin am Deutschen Institut
für wissenschaftliche Pädagogik

Münster 94.
Collegium Marianum

17



Stein, Edith: Brief an Papst Pius XI., geschrieben über den Erzabt R. Walzer/Beuron, 12.4.1933.
Kopie des Originals, in: Vatikanisches Geheimarchiv, Pos. 643, Fasc. 158, Bl. 16r-17r,
<http://www.klaus-kuehlwein.de/dokumente.htm>, Stand: 22.7.2014.

Abbildung auf der Titelseite

- Edith Stein als Studentin in Göttingen im Wintersemester 1913/14.
© Edith-Stein-Archiv, Karmel Maria vom Frieden

Anmerkungen

- 1 Stein, Ein Beitrag zur Chronik des Kölner Karmel. I. Wie ich in den Kölner Karmel kam (18.12.1938), in: Dies., Aus dem Leben einer jüdischen Familie, 345–362, Zitat auf Seite 352.
- 2 Steins Freundin, die Philosophin Hedwig Conrad-Martius, berichtet: «Secretum meum mihi, mein ist das Geheimnis, dieses Wort, das sie einst zu mir sprach, steht mit Recht in allen ihren Biographien.» Vgl. dazu Hedwig Conrad Martius über Edith Stein, Frauen-Kultur-Archiv des Germanistischen Instituts der Universität Düsseldorf.
- 3 Stein, Inaugural-Lebenslauf, in: Dies., Aus dem Leben einer jüdischen Familie, 364–365, Zitat auf Seite 364. Zur Biographie: Edith-Stein-Archiv des Karmels Maria vom Frieden; Edith Stein Collection im Online Archive of California; Herbstrith, Das wahre Gesicht Edith Steins; Endres, Edith Stein; Wimmer, Vier jüdische Philosophinnen, 217–303.
- 4 Vgl. Stein, Aus dem Leben einer jüdischen Familie, 2 f.
- 5 Vgl. Herbstrith, Edith Stein, 22.
- 6 Marranen bzw. Conversos sind iberische Juden, die unter Druck zum Schein zum Christentum konvertierten.
- 7 Vgl. Stein, Brief an Papst Pius XI., 12.4.1933.
- 8 Vgl. Pacelli, Brief an Erzabt Walzer, 20.4.1933.
- 9 Vgl. Wolf, Pius XI. und die «Zeitirrtümer».
- 10 Stein, Brief vom 31. Oktober 1938, in: Dies., Selbstbildnis in Briefen II, 333.
- 11 Laut Aussage der Nachbarin des Echter Karmels, der Augenzeugin Marike Delsing, welche die Geschwister Stein zum Polizeiauto begleitete, in: Müller/Neyer, Edith Stein, 279 (Anmerkung 26).
- 12 Stein, Brief vom 6.8.1942, in: Dies., Selbstbildnis in Briefen II, 584.
- 13 Vgl. Ben-Chorin, Edith Stein, 231–234; Herbstrith, *Erinnere dich*; Mussinghoff, Edith Stein.
- 14 Stein, Selbstbildnis in Briefen I, 135 (zitiert in: Dies., *Im verschlossenen Garten der Seele*, 120).

Archive

- Edith-Stein-Archiv des Karmels Maria vom Frieden (ESA), Köln.
- Online Archive of California (OAC): Edith Stein Collection, 1890–1978, Schenkung von Susanne M. Batzdorf, <http://www.oac.cdlib.org/findaid/ark:/13030/c86w9cckx>, Stand: 5.8.2014.

Literatur

- Ben-Chorin, Schalom: Edith Stein, in: Lenzen, Verena (Hg.): *Theologia Judaica* 2. Gesammelte Aufsätze, Tübingen 1992, 231–234.
- Edith Stein Gesamtausgabe in 27 Bänden, Herder Verlag, http://www.herder.de/theologie/programm/edith_stein/index.html?par_onl_struktur=704728&onl_struktur=704736, Stand: 5.8.2014.
- Endres, Elisabeth: Edith Stein. Christliche Philosophin und jüdische Märtyrerin, München 1987.
- Herbstrith, Waltraud: *Das wahre Gesicht Edith Steins*, Aschaffenburg 1987.
- Herbstrith, Waltraud: *Edith Stein – Das eine Menschsein. Die Frau im Christentum*, München 1993.
- Herbstrith, Waltraud (Hg.): *Erinnere dich – vergiss es nicht. Edith Stein – christlich-jüdische Perspektiven*, Annweiler, Essen 1990.
- Müller, Andreas Uwe/Neyer, Maria Amata: *Edith Stein – Das Leben einer ungewöhnlichen Frau*, Düsseldorf 2002.
- Mussinghoff, Heinrich: *Edith Stein. Eine Kurzbiographie*, Leutesdorf 1998.
- Pacelli, Eugenio: Brief an Erzabt Walzer, 20.4.1933, Kopie des Originals, in: Vatikanisches Geheimarchiv; *Germania*, 4. Periode, Pos. 643, Fasc. 158, Bl. 18, <http://www.klaus-kuehlwein.de/dokumente.htm>, Stand: 22.7.2014.
- Stein, Edith: *Aus dem Leben einer jüdischen Familie und weitere autobiographische Beiträge*. Neu bearbeitet und eingeleitet von Maria Amata Neyer, Edith Stein Gesamtausgabe, Bd. 1, Freiburg i. Br. 2002.
- Stein, Edith: Brief an Papst Pius XI., geschrieben über den Erzabt R. Walzer/Beuron, 12.4.1933, Kopie des Originals, in: Vatikanisches Geheimarchiv, Pos. 643, Fasc. 158, Bl. 16r-17r, <http://www.klaus-kuehlwein.de/dokumente.htm>, Stand: 22.7.2014.
- Stein, Edith; *Selbstbildnis in Briefen I*, 1916–1934, in: Gelber, L./Leuven, R. (Hg.): *Edith Steins Werke*, Bd. 8, Freiburg i. Br. 1976.
- Stein, Edith: *Selbstbildnis in Briefen II*, 1933–1942, Edith Stein Gesamtausgabe, Bd. 3, Freiburg i. Br. 2000.
- Stein, Edith: *Im verschlossenen Garten der Seele. Texte zum Nachdenken*, ausgewählt und eingeleitet von Andrés E. Bejas, Freiburg i. Br. 1992.
- Wimmer, Reiner: *Vier jüdische Philosophinnen. Rosa Luxemburg, Simone Weil, Edith Stein, Hannah Arendt*, Leipzig 1996, 217–303.
- Wolf, Hubert: Pius XI. und die «Zeitirrtümer». Die Initiativen der römischen Inquisition gegen Rassismus und Nationalismus, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 53 (2005), 1–42.

Webseiten

- Nathanielsz, Annette: Edith Stein (1891–1942). Philosophin, Pädagogin, Ordensfrau, Mystikerin, in: *Frauen-Kultur-Archiv des Germanistischen Instituts der Universität Düsseldorf*, <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/frauenarchiv/ausstellungen/stein/index.html>, Stand: 5.8.2014.
- Edith-Stein-Gesellschaft e.V., <http://www.edith-stein-gesellschaft.de/index.htm>, Stand: 29.7.2014. Hier auch weitere Links und eine ausführliche Liste mit Literatur.

«Ich habe als Mensch und Beamter aus achtenswerten Motiven gehandelt.»¹



**Menschlichkeit an der Grenze.
Paul Grüninger (1891 – 1972)**

Der «Anschluss» Österreichs an das Deutsche Reich und die Reichspogromnacht verschärften die Situation an der Schweizer Grenze. Immer mehr Menschen versuchten, sich mit einer Flucht in die neutrale Schweiz zu retten. Diese sperrte aber ihre Grenzen bereits im August 1938. Paul Grüninger, Polizeikommandant in St. Gallen, rettete entgegen seinen Weisungen über 2000 Menschen das Leben. Er erntete dafür kein Verständnis: 1939 wurde er entlassen und wegen Urkundenfälschung und Amtsverletzung verurteilt. Ein Leben in Armut war die Folge. Erst in den 1990er Jahren, über 20 Jahre nach seinem Tod, wurde er rehabilitiert.

Die Flucht

«Wir gehen fort», sagte Ida Kreutner einige Tage nach dem 10. November 1938 zu ihren Eltern. Ihr Mann, Jakob Kreutner, hatte nur dank dem Umstand überlebt, dass er für tot gehalten worden war: Die Reichspogromnacht wurde auch in Österreich systematisch umgesetzt, mit ganz besonders brutalen Konsequenzen in Wien. Ein Trupp von Nazi-Schergen verprügelte Jakob Kreutner in der Nacht vom 9. auf den 10. November so lange, bis er sich nicht mehr bewegte. Ida Kreutner beobachtete die Tat von der Wohnung aus, wo sie sich mit ihrem kleinen Sohn Robert versteckte.

Als es Jakob nach einigen Tagen besser ging, fassten sie den Entschluss, Wien zu verlassen. Idas Bruder war es gelungen, über die Schweiz nach England zu flüchten. Er riet ihnen, es in der Schweiz zu versuchen. Dort wären die Chancen am grössten.² Nur mit dem Nötigsten brachen Ida und Jakob Kreutner mit ihrem kleinen Sohn Robert Richtung Schweiz auf. Sie erreichten Feldkirch mit dem Zug. Mehrere Versuche, die Schweizer Grenze zu überqueren, misslangen. Immer wieder wurden sie von Schweizer Grenzwächtern erwischt und zurückgewiesen. Aber einmal noch wollten sie einen Versuch wagen, über den Alten Rhein nach Diepoldsau zu gelangen: Es war der Morgen des 29. November 1938. Genau in dem Moment, als sie den seichten Rhein zu überqueren versuchten, wachte der kleine Robert auf und begann zu schreien. Der Grenzwächter, der auf der anderen Flussseite Dienst hatte, hörte das weinende Kind. Er war bewaffnet und stellte sich der kleinen Gruppe in den Weg. Sie mussten zurück, erklärte er ihnen. Ida Kreutner wandte sich entschlossen an ihn: «Er-schiessen Sie mich. Aber ich gehe nicht mehr zurück.»³

Die Hilfe

Der im Dienst stehende Grenzwächter war Alfons Eigenmann. Er wohnte mit seiner Frau Susann rund 300 Meter von der Grenze entfernt in Diepoldsau. Eigenmann entschied sich gegen seine Pflicht und forderte die kleine Familie auf, mitzukommen. Er und seine Frau nahmen die drei im eigenen Haus auf. Die Familie Kreutner konnte sich bei den Eigenmanns von den Strapazen der Flucht erholen. Alfons Eigenmann wandte sich an den Polizeihauptmann Paul Grüninger, der dafür sorgte, dass die Familie nicht ausgeliefert, sondern von der Israelitischen Flüchtlingshilfe St. Gallen aufgenommen und versorgt wurde.⁴

Wer war der verantwortliche Polizeihauptmann des Kantons St. Gallen, Paul Grüninger? 1891 kam Paul Grüninger in St. Gallen auf die Welt. Er wuchs

in einem evangelisch geprägten Umfeld auf, besuchte die Schulen in St. Gallen und entschied sich 1907 für das Lehrerseminar in Rorschach, das er 1911 abschloss. Bereits während seiner Schulzeit begleitete ihn eine Vorliebe für den Fussball, der er zeitlebens nachfolgte. Seine erste Stelle trat der junge Lehrer 1912 in Räfis-Buchs an. Anschliessend wechselte Grüninger an die evangelische Oberschule in Au. 1919 bewarb er sich für die Stelle eines Polizeileutnants. Er setzte sich unter den 77 Mitbewerbern durch und erhielt die Stelle. Zur Wahl trug wohl auch sein militärischer Rang bei: Grüninger war nach der Offizierschule 1912 zum Leutnant ernannt worden.

1920 heiratete er Alice Federer, die Tochter einer angesehenen Kaufmannsfamilie in Au. 1921 kam ihre Tochter Ruth auf die Welt. Vier Jahre später, 1925, wurde Grüninger zum Polizeihauptmann des Kantons St. Gallen befördert. Seit 1913 war er aktiver Spieler in der ersten Mannschaft des FC Brühl St. Gallen, die 1914/15 die Schweizer Meisterschaft gewann. Von 1924 bis 1926 präsidierte er den Verein, dessen Ehrenmitglied er 1926 wurde. Paul Grüninger war Mitglied der Liberalen Partei, galt aber als unpolitisch.⁵

1938 – Grenze, Flüchtlinge und Weisungen

Als sich Paul Grüninger im November 1938 entschied, die Familie Kreutner nicht wieder auszuweisen, war er 47 Jahre alt und bereits seit 13 Jahren Polizeihauptmann des Kantons St. Gallen. Die Weisung, die er hätte einhalten müssen, lautete anders: Alle Flüchtlinge ohne gültige Visa mussten umgehend zurückgeschickt werden. Nicht nur Paul Grüninger wusste zu dieser Zeit längst, was das bedeutete. Die Grenzwächter hörten es von den Flüchtlingen selbst, aber auch die Bevölkerung konnte in der Zeitung über die Situation in den deutschen Konzentrationslagern lesen.⁶

Nicht erst im November 1938 nahmen die illegalen Einreiseversuche in der Gegend um Diepoldsau zu. Die Situation im Kanton St. Gallen, aber auch in den anderen rechtsrheinischen Gebieten wie im Thurgau, in Schaffhausen oder in Basel, spitzte sich nach dem «Anschluss» Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 dramatisch zu. Mehrere hundert Flüchtlinge versuchten, sich mit einem Grenzübertritt in die neutrale Schweiz zu retten. Die ersten Flüchtlinge reisten noch legal in die Schweiz ein. Um die Einreise von fliehenden ehemaligen Österreicherinnen und Österreichern besser kontrollieren zu können, erliess der Bundesrat aber am 1. April die Visumpflicht für Inhaber österreichischer Reisepässe. Die Verantwortlichen erhielten die Weisung, alle Personen ohne gültiges Visum zurückzuschicken.

Eine zweite Welle von massiv zunehmenden Fluchtversuchen setzte Mitte Juli 1938 ein. Im ehemaligen Österreich wurde den jüdischen Bürgerinnen und Bürgern jede Berufstätigkeit verboten. Ihrer Existenzgrundlagen beraubt, sahen viele keine andere Möglichkeit als eine Flucht.

Mitte August veranlasste die St. Galler Kantonspolizei unter Paul Grüninger die Errichtung eines Flüchtlingslagers in Diepoldsau. In einem leer stehenden ehemaligen Stickerei-Fabrikgebäude konnten bis zu 300 Personen aufgenommen werden. Die Kosten hatte die jüdische Gemeinde St. Gallens zu

übernehmen. Die Betreuung, Unterbringung und Verpflegung von Flüchtlingen wurde in der Schweiz bis 1940 nicht als Aufgabe des Staates, sondern der privaten Hilfswerke angesehen. Die Schweiz verstand sich grundsätzlich nur als Transitland und versuchte alles so einzurichten, dass die Flüchtlinge die Schweiz so rasch als möglich wieder verliessen. Die finanzielle Belastung war besonders für die wenigen jüdischen Gemeinden in der Schweiz enorm.⁷

Anfang August 1938 begann Paul Grüninger eine enge Zusammenarbeit mit Sidney Dreyfuss, dem Leiter der Israelitischen Flüchtlingshilfe St. Gallen, der für die Organisation und Führung des Flüchtlingslagers in Diepoldsau verantwortlich war.⁸ Die eintreffenden Flüchtlinge kamen zuerst ins Lager, wo sie vorübergehend untergebracht und anschliessend zu Sidney Dreyfuss nach St. Gallen geschickt wurden.

Aufgrund der stetig steigenden Einreisezahlen und unterschiedlicher Meldungen wurde die Eidgenössische Fremdenpolizei in Bern aktiv. Am 10. August ordnete sie die Schweizer Grenzstellen an, die eintreffenden Personen mit österreichischem Pass, aber ohne Visum, zurückzuweisen. Diese Weisung blieb ohne Erfolg. Der Flüchtlingsstrom nahm weiter zu, die Zahl der illegalen Grenzübertritte stieg an.⁹

Grenzsperre

Heinrich Rothmund, der Chef der Eidgenössischen Fremdenpolizei, lud daraufhin die kantonalen Polizeidirektoren am 17. August 1938 zu einer ausserordentlichen Konferenz nach Bern. Der Kanton St. Gallen wurde von Valentin Keel, dem Vorsteher des kantonalen Polizeidepartements, und Paul Grüninger vertreten. Beide setzten sich unter dem Eindruck der Flüchtlingssituation im Rheintal für eine möglichst offene Haltung ein. Paul Grüninger reagierte auf die restriktive Haltung von Ernst Haudenschild, dem Polizeikommandanten des Kantons Thurgau, mit folgenden Worten: «Die Rückweisung der Flüchtlinge geht schon aus Erwägungen der Menschlichkeit nicht. Wir müssen viele hereinlassen. Wir haben ein Interesse daran, diese Leute möglichst zusammen zu erhalten, damit die Kontrolle erfolgen kann und ebenfalls aus hygienischen Gründen. Wenn wir die Leute abweisen, kommen sie eben <schwarz> und unkontrollierbar. Vollkommene Abschliessung der Grenze ist nicht möglich.»¹⁰

Unterschiedliche Auffassungen prallten in dieser Sitzung aufeinander. Heinrich Rothmund ignorierte die Differenzen und leitete seine Meinung als Bilanz an den Bundesrat weiter. Mit der Konsequenz, dass der Bundesrat seinen Vorschlägen am 19. August 1938 zustimmte. Damit war die Schweizer Grenze gesperrt und die illegal Eingereisten mussten zwingend zurückgeschickt werden.¹¹

Paul Grüninger liess in der Folgezeit unerlaubte Grenzübertritte zu. Auch versuchte er, einzelne Einreisen mithilfe von schriftlichen Gesuchen selbst in die Wege zu leiten. Eine der wichtigsten Massnahmen Grüningers hatte aber mit der Setzung der Einreisedaten zu tun. Eigentlich ganz einfach: Er datierte bei mehreren Fällen die Einreise in die Schweiz auf die Zeit vor der Grenz-

sperre, obwohl sie danach erfolgt war. Die Dokumente ersetzten in den Unterlagen der Flüchtlingshilfe jeweils solche, die bereits weitergereist waren. Damit sollte die Zahl der Eingereisten gleich gehalten werden.¹²

J-Stempel und Reichspogromnacht

Am 4. Oktober wurde vom Bundesrat ein Abkommen mit dem Deutschen Reich einstimmig gut geheissen, in dem die Einführung eines J-Stempels in deutschen Pässen vorgesehen war. Mehrere Monate hatte der Bundesrat nach Wegen gesucht, die es ermöglichen sollten, Jüdinnen und Juden an der Schweizer Grenze als solche zu erkennen. Das war nun möglich geworden.¹³

Eine erneute Zuspitzung der Situation an der Grenze wurde durch die Reichspogromnacht vom 9./10. November 1938 ausgelöst. Die Familie Kreutner war eine von vielen Familien, die nach den Gewaltausbrüchen der Nationalsozialisten gegen Juden im gesamten Deutschen Reich die Flucht wählte. Von Mitte November bis Anfang Dezember nahm die Zahl der illegalen Grenzübertritte stark zu. Grüninger liess unzählige Einreisen zu, schrieb selbst Bittbriefe und stellte amtliche Ausweise aus, in denen er den Wohnort St. Gallen bestätigte, obwohl das nicht zutraf. Zahlreiche Flüchtlinge wussten, dass sie sich bei Hauptmann Grüninger melden mussten. Er sei grosszügig und könne weiterhelfen.¹⁴

Warum sich Paul Grüninger für diesen Weg entschied, ob es ein bestimmtes Erlebnis gab, das ihn dazu gebracht hatte, ist nicht bekannt. In seiner persönlichen Vorstellung von Pflichterfüllung schien es keine Alternative zu geben. Unaufgeregt, wenig emotional, eher schüchtern, aber pragmatisch, ohne grosse Kommentare – schon fast stur erfüllte er «seine Pflicht». Der Risiken dieser Amtsverletzungen war er sich sicher bewusst.

Grüninger wird suspendiert und verurteilt

Und Grüningers Verhalten blieb auch nicht unbemerkt. Bereits im Dezember 1938 lagen dem Justiz- und Polizeidepartement Aussagen vor, die über eine besonders lockere Handhabung der Einreisevorschriften im Kanton St. Gallen berichteten. Rothmund forderte daraufhin den verantwortlichen Polizeidepartementschef Valentin Keel auf, exakte Zahlen über die Einreisen zu nennen. Keel hatte Paul Grüninger bis jetzt in seiner Tätigkeit unterstützt und mit ihm zusammengearbeitet. Als aber der Druck aus Bern kontinuierlich stieg, liess Keel Grüninger regelrecht fallen. Keel steckte mitten im Wahlkampf. Anfang März 1939 wollte er nochmals als Regierungsrat gewählt werden. Er willigte in eine von Bern geforderte Untersuchung ein. Auch Sidney Dreifuss wurde in dieser Untersuchung zu Grüninger befragt. Er gab zu, dass die Israelitische Flüchtlingshilfe im Auftrag Grüningers Daten von Personen, die nach der Grenzsperrre eingereist waren, zurückdatiert und damit legalisiert habe. Nach diversen Befragungen beschloss der St. Galler Regierungsrat Ende März

Grüningers Suspendierung und eröffnete ein Strafverfahren gegen ihn. Am 12. Mai wurde die Suspendierung in eine fristlose Entlassung umgewandelt. Der Prozess gegen Grüninger fand eineinhalb Jahre später statt. Anfang Oktober 1940 wurde er wegen Urkundenfälschung und Verletzung seiner Amtspflicht zu einer Geldstrafe verurteilt. Der Kanton verweigerte ihm eine Rente. Paul Grüninger akzeptierte das Urteil.¹⁵

In der Folge lebte Paul Grüninger von Gelegenheitsjobs verschiedener Art. Ab den 1950er Jahren konnte er einige Stellvertretungen als Primarlehrer übernehmen. Mit seiner Frau lebte er in ärmlichen Verhältnissen. Er starb 1972 mit 82 Jahren. Kurz vor seinem Tod wurde Paul Grüninger von der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem als «Gerechter unter den Völkern» ausgezeichnet.¹⁶

Rehabilitierung und Gedenken

In der Schweiz selbst sah es lange anders aus. Der zähe Prozess seiner Rehabilitierung wirft ein düsteres Licht auf die sankt-gallischen, aber auch auf die schweizerischen Behörden. Mehrere Initiativen in den 70er und 80er Jahren wurden durchwegs negativ beantwortet. Erst 1993 rehabilitierte die St. Galler Regierung Paul Grüninger, nachdem ein Verein «Gerechtigkeit für Paul Grüninger» aktiv geworden und Stefan Kellers Buch «Grüningers Fall» erschienen war. 1995 machte das St. Galler Bezirksgericht das Urteil gegen Grüninger offiziell rückgängig und sprach ihn nachträglich frei. 1998 stimmte der St. Galler Grosse Rat einer materiellen Wiedergutmachung zu, welche die Nachkommen Paul Grüningers entschädigen sollte. Der gesamte Betrag wurde von den Nachkommen in eine Stiftung eingebracht, die an den Flüchtlingshelfer erinnert und Einsätze im Dienste der Menschlichkeit und der Menschenrechte fördert.¹⁷ Nach einer Umbenennung erinnert seit 2006 das St. Galler Fussballstadion an Paul Grüninger und 2012 wurde ihm die Brücke über den Alten Rhein zwischen Hohenems und Diepoldsau gewidmet.

Die Rettung der Familie Kreutner ist eine der Schlüsselszenen im Spielfilm «Akte Grüninger», der im Januar 2014 Premiere hatte. Die Geschichte Paul Grüningers wird darin nahe an der historischen Realität erzählt.¹⁸ Der Spielfilm fand grosse Beachtung. Das Handeln von Alfons und Susann Eigenmann und Paul Grüninger zeigt über den Film hinaus, dass in dieser schwierigen Situation unterschiedliche Menschen Zivilcourage bewiesen haben. Im Kleinen wie im Grossen. Zahlreiche private Fluchthelferinnen und Fluchthelfer, aber auch Verantwortliche, haben sich gegen ihre Pflicht und für Menschlichkeit entschieden. An der Grenze Grenzen bewusst überschritten.

Fragebogen eines Geretteten

Polizeidepartement
des
Kantons St. Gallen. St. Gallen, den

geb. 1918,

Diepoldsau.

Zwecks Prüfung Ihres Gesuches um provisorische Aufenthaltsbewilligung benötigen wir von Ihnen nachstehende Auskünfte. Wir machen Sie darauf aufmerksam, dass wer wissentlich falsche Angaben macht, bestraft wird. Die Beantwortung ist uns innerhalb drei Tagen einzusenden.

Polizeidepartement des Kts. St. Gallen

Der Sekretär:

- 1.) Weshalb sind Sie in die Schweiz eingereist? Nach neun-tägiger Haft im November 1938 musste ich mich verpflichten, bei sonstiger Verbringung nach Dachau, bis 31. Dezember 1938 das Reichsgebiet zu verlassen.
- 2.) Wann und wo sind Sie in die Schweiz eingereist? Am 10. Dezember 1938, illegal von Hohenems nach Diepoldsau.
- 3.) Wie war Ihre Einreise möglich? In den Abendstunden überschritt ich die Schweizergrenze und gelangte, ohne angehalten zu werden, nach St. Gallen, wo ich mich bei der Flüchtlingshilfe meldete.
- 4.) Auf welche Veranlassung sind Sie in den Kt. St. Gallen eingereist? Von in der Schweiz lebenden Emigranten erfuhr ich, dass man von Hohenems sehr leicht in den Kanton St. Gallen gelangen könne.
- 5.) Vom wem wurde Ihnen das Verbleiben im Kt. St. Gallen gestattet? Der Verbleib im Kanton St. Gallen wurde mir von Herrn Hauptmann Grüninger gestattet.
- 6.) Wird Ihr Lebensunterhalt durch eigene Mittel bestritten? nein, durch die Israelitische Flüchtlingshilfe.
- 7.) Allfällige Bemerkungen: Von seinen Verwandten wird seine Einreise nach Nordamerika betrieben.

(Unterschrift)

Diepoldsau den 3. April 1939

Der Fragebogen wurde im Zuge der Untersuchung gegen Paul Grüninger 1939 erstellt und ausgefüllt. Die «Unstimmigkeiten» in der Handhabung der Einreisebewilligungen sollten dabei neu erfasst werden.

Staatsarchiv St. Gallen, A143/3.2334. Das Dokument wurde aus Gründen des Personenschutzes anonymisiert.



Zivilcourage – Kneifen gilt nicht!
 Plakat der Kantonspolizei Basel-Stadt,
 Bahnhofplatz Basel, Juli 2014.

© Karin Fuchs



*Der Schlafsaal im Lager für jüdische Flüchtlinge
 in Diepoldsau, 1938.*

© Gretlers Panoptikum zur Sozialgeschichte, Zürich

– Paul Grüninger, o. D.
© Kantonsbibliothek Vadiana St. Gallen –
Fotoarchiv Rietmann

Anmerkungen

- 1 Das Zitat stammt aus einem Brief von Paul Grüninger an den Gesamtregierungsrat St. Gallen, 6.4.1939, zit. nach: Keller, Grüningers Fall, 177.
- 2 Vgl. Krummenacher, Flüchtliges Glück, 133–134.
- 3 Zit. nach ebd., 134.
- 4 Vgl. Jüdisches Museum Hohenems, Museumstexte, 8–11.
- 5 Vgl. Krummenacher, Flüchtliges Glück, 149–152.
- 6 Vgl. Keller, Grüningers Fall, 97.
- 7 Vgl. Krummenacher, Flüchtliges Glück, 113–114.
- 8 Ebd., 154.
- 9 Ebd., 114–115.
- 10 Protokoll Polizeidirektorenkonferenz, 17.8.2014, 2.
- 11 Ebd., 3 f. In einem ergänzenden Kreisschreiben präzisierte das Polizeidepartement am 7.9.1938 die Massnahmen. Zurückzuweisen seien auch Emigranten, die einen deutschen Pass besitzen. Ob es sich bei den Einreisenden um jüdische Flüchtlinge handelte, hatten die Grenzbeamten selbst zu beurteilen. Das Kreisschreiben enthielt auch einen Hinweis auf Verhandlungen mit Deutschland, die eine Lösung zur Kontrolle aller Emigranten aus dem Deutschen Reich bringen sollten.
- 12 Vgl. Keller, Grüningers Fall, 104–105. 21 solche Fälle gelten vor Gericht als bewiesen.
- 13 Vgl. Krummenacher, Flüchtliges Glück, 129–130.
- 14 Vgl. Keller, Grüningers Fall, 111–116.
- 15 Vgl. Bickenbach, Gerechtigkeit, 149–187. Auch Krummenacher, Flüchtliges Glück, 188–191; Keller, Grüningers Fall, 238–239.
- 16 Vgl. Bickenbach, Gerechtigkeit, 225.
- 17 Ebd., 202–274.
- 18 Vgl. Gsponer, Akte Grüninger.

- Diplomatische Dokumente der Schweiz, Online Datenbank Dodis: Protokoll Polizeidirektorenkonferenz, 17.8.1938, dodis.ch/15356, Stand: 15.8.2014.
- Kantonsbibliothek Vadiana St. Gallen, Fotoarchiv Rietmann.
- Staatsarchiv des Kantons St. Gallen: Grüninger, Paul (1891–1972), Polizeihauptmann, Flüchtlingshelfer, 1934–2006, W 028; Paul Grüninger: Sammel-dossier, 1984–1998, A 425/4; Justiz- und Polizeidepartement, Generalsekretariat: Akten zu Paul Grüninger, 1939–1983, A 042; Paul Grüninger, Flüchtlingshelfer: Rehabilitierung, Paul-Grüninger-Stiftung, 1993–1998, A 266/03. 67.

Literatur

- Bickenbach, Wulff: Gerechtigkeit für Paul Grüninger. Verurteilung und Rehabilitierung eines Schweizer Fluchthelfers (1938–1998), Köln 2009.
- Bonhage, Barbara/Gautschi, Peter: Hinschauen und nachfragen. Die Schweiz und die Zeit des Nationalsozialismus im Licht aktueller Fragen, Zürich 2006.
- Gautschi, Peter/Meyer, Helmut: Vergessen oder erinnern? Völkermord in Geschichte und Gegenwart, Zürich 2002.
- Jüdisches Museum Hohenems: Edition Museumstexte 02. Die Interviews, mit einem Vorwort von Hanno Loewy, 8–11, http://www.jm-hohenems.at/wp-content/uploads/2013/12/02-museumstexte_interviews-a.pdf, Stand: 15.8.2014.
- Keller, Stefan: Grüningers Fall. Geschichten von Flucht und Hilfe, Zürich 1998.
- Krummenacher-Schöll, Jörg: Flüchtliges Glück. Die Flüchtlinge im Grenzkan-ton St. Gallen zur Zeit des Nationalsozialismus, Zürich 2005.

Audiovisuelle Medien

- Dindo, Richard: Grüningers Fall, Schweiz 1997, <http://www.srf.ch/player/video?id=bd76fd16-7af5-43db-82ba-2a84e2c2ca17%3bdid=dad3c1fa-c6c4-4980-b815-873b261dc5a3>, Stand: 19.8.2014
- Gsponer, Alain: Akte Grüninger. Die Geschichte eines Grenzgängers, Schweiz 2014. Dazu umfangreiches Unterrichtsmaterial inklusive Schlüsselszenen aus dem Film, <http://grueninger-film.com/schulmaterial/>, Stand: 19.8.2014.

«Im Hinblick auf die Zukunft kann nur das Aufzeigen der vollen Wahrheit als Wegweiser dienen.»¹



Humanität in Zeiten der Barbarei. Carl und Gertrud Lutz-Fankhauser (1895 – 1975 / 1911 – 1995)

Carl Lutz' und Gertrud Lutz-Fankhausers Engagement für die von Verfolgung und Vernichtung bedrohten Juden Ungarns am Ende des Zweiten Weltkriegs ist ein herausragendes Beispiel für Zivilcourage: Auf dem Höhepunkt der Deportationen in Ungarn erfand Carl Lutz ein Schutzpasssystem, das 1944/45 über 60 000 Jüdinnen und Juden vor dem Transport in das Vernichtungslager Auschwitz bewahrte. Heute gilt diese Aktion als grösste zivile Rettungstat von Juden während des Zweiten Weltkriegs. Zurück in der Schweiz ging das Ehepaar getrennte Wege. Während Carl Lutz unter der fehlenden Wertschätzung seines Handelns litt, setzte sich Gertrud Lutz-Fankhauser weiter für Notleidende ein.

Nicht als Helden geboren

Im Jahr 1964 ehrte die Holocaust-Stiftung Yad Vashem in Jerusalem Carl Lutz und Gertrud Lutz-Fankhauser als «Gerechte unter den Völkern»: ein Ehrentitel für nichtjüdische Personen, die ihr Leben eingesetzt hatten, um Jüdinnen und Juden vor der Ermordung zu retten. Doch die beiden, die als erste Schweizerin und erster Schweizer eine solche Auszeichnung erhielten, waren nicht als Streiter für die Menschlichkeit geboren worden. Ihr Werdegang als Diplomatenehepaar weist bis zu den dramatischen Ereignissen gegen Ende des Zweiten Weltkriegs in Ungarn denn auch auf nichts Aussergewöhnliches hin. Es waren die Umstände während des letzten Kriegsjahres in Budapest, die verbrecherische Absicht der Nationalsozialisten und ihrer ungarischen Verbündeten, der sogenannten «Pfeilkreuzler», die ungarischen Juden systematisch zu ermorden, die Carl und Gertrud Lutz-Fankhauser zum Handeln drängten. Als Vizekonsul der Schweizer Botschaft in Budapest leitete Carl Lutz zwischen Januar 1942 und März 1945 die Schutzmachtabteilung. In dieser Funktion vertrat er die Interessen zuerst von zehn, später von vierzehn mit Ungarn verfeindeten Staaten, darunter die USA und Grossbritannien. Lutz nutzte seine Position, setzte sich nach einigem Zögern und dank der Unterstützung seiner Ehefrau ab 1944 über diplomatische Gepflogenheiten und interne Weisungen hinweg und engagierte sich mit aller Energie, mit Verstand und Mut für die Rettung der ungarischen Juden. Er schreckte nicht davor zurück, das Gespräch mit SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann zu suchen, dem Organisator der Vertreibung und Deportation der Juden. Später bereute er nur, dass er nicht bereits früher, das heisst seit seiner Ankunft in Budapest, couragierter gehandelt und die vertraulichen Informationen über die Gräuel in Osteuropa nicht schon dann mit seiner Frau besprochen hatte.² Carl und Gertrud Lutz-Fankhauser folgten ihrem Gewissen, das bei Carl Lutz auch durch tiefe Religiosität geprägt war.

Stationen in den USA

Der 1895 in der Appenzeller Gemeinde Walzenhausen geborene Carl Lutz wanderte noch vor dem Ersten Weltkrieg in die USA aus. Nach dem Besuch des Colleges in Warrenton (Montana), arbeitete er ab 1920 auf der Schweizer Botschaft in Washington und studierte zugleich an der George-Washington-Universität. 1926 trat er in den Konsulatsdienst in Philadelphia ein, später wechselte er nach New York und übersiedelte 1933 schliesslich nach St. Louis. Dort begegnete er der 16 Jahre jüngeren Gertrud Fankhauser. Die aus dem Emmen-

tal stammende Frau hatte es nach Abschluss der Handelsschule ebenfalls in die USA gezogen, zwei Jahre vor Carl Lutz trat sie eine Anstellung beim Schweizer Konsulat in St. Louis an. Nachdem Carl Lutz im Herbst 1934 auf persönlichen Wunsch nach London versetzt worden war, verliessen Carl Lutz und Gertrud Fankhauser die USA als Paar und heirateten im Januar 1935 in Bern.³

Wegweisende Erfahrungen in Palästina

Noch im gleichen Jahr zogen sie nach Palästina weiter, wo Carl Lutz in Jaffa eine Stelle als Konsularbeamter antrat. Im Nahen Osten erlebte das Ehepaar die Konflikte zwischen Arabern und Juden hautnah mit. Zugleich erfuhren die beiden, welche enormen Auswirkungen die Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland auf die Entwicklung in Palästina hatte. Seit dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches wurde Palästina von den Briten verwaltet, die das Gebiet vom Völkerbund als Mandat zugesprochen erhalten hatten. Bereits seit Anfang der 1920er Jahre hatten die Konflikte zwischen Arabern und jüdischen Siedlern, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts vermehrt nach Palästina einwandert waren, zugenommen. Doch anstatt den Konflikt zu entschärfen, trugen die Briten durch eine konzeptionslose Mandatspolitik – so versprachen sie das Land gleichzeitig der arabischen und der jüdischen Bevölkerung – zu einer Verschärfung der Situation in Palästina bei. Als nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten immer mehr Jüdinnen und Juden aus Deutschland, später auch aus Österreich, flohen und unter anderem nach Palästina einzuwandern suchten, spitzte sich die Lage im Nahen Osten noch vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs weiter zu.⁴ Entsprechende Gewaltausbrüche erlebte auch das Paar Lutz-Fankhauser. In ihren Erinnerungen schilderte Gertrud Lutz-Fankhauser, wie sie und ihr Mann «von Fenstern unserer Wohnung in Jaffa tatenlos zusehen [mussten], wie zwei Juden wie in biblischen Zeiten zu Tode gesteinigt wurden. Eingreifen konnten wir nicht, ja, wir hatten noch nicht einmal ein Telefon, um Hilfe anzufordern. Viel wichtiger aber war, dass wir schon damals die intensive Einwanderungsbewegung von Juden aus Österreich und vor allem aus Deutschland verfolgen und mit eigenen Augen sehen konnten, in welcher furchtbaren Not sich die vor den Nazis geflohenen Juden befanden.»⁵ Neben der gewachsenen Sensibilität für die prekäre Situation der Jüdinnen und Juden führten die Ereignisse in Palästina auch zu einer engen Zusammenarbeit zwischen Nazideutschland und der Schweizer Diplomatie. Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs übernahm die Schweiz nämlich vorübergehend die Wahrung der deutschen Interessen in Palästina. Neben einem enormen Zuwachs an Verwaltungsarbeit und dem Kontakt zu verschiedenen nationalsozialistischen Amtsstellen bedeutete die Vertretung der deutschen Interessen für Carl und Gertrud Lutz-Fankhauser auch die Bewältigung enormer sozialer und humanitärer Aufgaben. Dabei profitierte die Schweizer Diplomatie in Palästina von Gertrud Lutz-Fankhausers Organisationstalent.⁶ Dazu gehörten unter anderem die Betreuung von deutschen Internierten in britischen Internierungslagern und der Kontakt zu zahlreichen deutschen Juden, die durch die Nürn-

berger Rassengesetze ihre Staatszugehörigkeit verloren hatten. So sammelte das Ehepaar Lutz in Palästina Erfahrungen und knüpfte Kontakte, die ihm in Budapest von Nutzen sein sollten. Nach Beendigung seiner Tätigkeit in Palästina, wo Carl Lutz vom Schweizer Aussenminister Giuseppe Motta aufgrund seiner Verdienste und der Verdienste seiner Frau zum Vizekonsul befördert wurde, vertrat Carl Lutz im Frühjahr 1941 die Interessen Jugoslawiens in Berlin. Im Januar 1942 wurde er schliesslich zum Leiter der Abteilung für fremde Interessen in Budapest ernannt.

Deutsche Besetzung und die Entfesselung des Völkermords

Während der ersten beiden Jahren in Budapest lebte das Ehepaar Lutz in – für damalige Zeiten – relativ ruhigen Verhältnissen. Das rechtskonservative, antidemokratische Regime Ungarns unter dem sogenannten Reichsverweser Miklós Horthy war zwar seit 1940 mit Deutschland und Italien verbündet. Auch beteiligten sich ungarische Einheiten auf der Seite Nazideutschlands am Krieg auf dem Balkan sowie am Feldzug gegen die Sowjetunion. Doch blieb das ungarische Staatsgebiet von militärischen Auseinandersetzungen zunächst verschont. Zudem kam Miklós Horthy dem nationalsozialistischen Ansinnen, die ungarischen Juden zu deportieren, vorerst nicht nach. So lebten die 740 000 Juden Ungarns unter Miklós Horthy zwar in rechtlich brüchigen Verhältnissen, jedoch in relativer Sicherheit vor nationalsozialistischer Verfolgung.⁷

Dies änderte sich abrupt mit der widerstandslosen Besetzung Ungarns durch Nazideutschland am 19. März 1944. Nachdem der Reichsbevollmächtigte für Ungarn, SS-Brigadeführer Edmund Veessenmayer, eine ungarische Marionettenregierung eingesetzt hatte, wurden SS und Gestapo aktiv. In kurzer Zeit verhafteten sie zahlreiche Gegnerinnen und Gegner des Nationalsozialismus; engagierte Liberale, Sozialisten, Journalisten, Wissenschaftler sowie auch Vertraute von Reichsverweser Miklós Horthy und verschleppten sie in deutsche Konzentrationslager.⁸ Gleichzeitig setzte in Zusammenarbeit mit den Pfeilkreuzlern und mit der wohlwollenden Unterstützung der ungarischen Gendarmerie eine forcierte Deportation von Jüdinnen und Juden ein. Der ungarische Historiker Krisztian Ungvary spricht in diesem Zusammenhang von einem «hemmungslosen Deportationsfurore»⁹. Unter der Führung von Adolf Eichmann und Edmund Veessenmayer wurden zwischen Mai und Juli 437 000 Juden nach Auschwitz und in andere Vernichtungslager deportiert und ermordet.

Die Erfindung der Schutzpässe

Während dieses Völkermords in Ungarn engagierten sich Carl Lutz, seine Frau sowie andere Diplomaten und versuchten, möglichst viele ungarische Juden vor dem Zugriff der Nationalsozialisten und der Pfeilkreuzler zu schützen. Carl Lutz nutzte seine guten Kontakte zu deutschen Stellen und seinen exzellenten Ruf, den er sich in Palästina erarbeitet hatte. Den Schweizer Gesandten in

Budapest, Minister Maximilian Jäger und Carl Lutz, gelang es denn auch, für 7 000 bis 8 000 jüdische Kinder und junge jüdische Pioniere, sogenannte Chalutzim, Auswanderungsbewilligungen nach Palästina zu erlangen. In den Verhandlungen mit Veessenmayer und Eichmann sowie mit der Horthy-Administration erreichten sie zugleich den Schutz der Palästinapassinhaber in Budapest. In der Folge stellte Lutz viel mehr Schweizer Schutzbriefe aus, als die, die ihm aufgrund der Vereinbarungen zugestanden worden waren. Zugleich trug er weitere Auswanderungswillige in Kollektivpässe ein. Unterstützt wurde er dabei vom Schweizer Gesandten Maximilian Jäger, vom Geschäftsträger Harald Feller, seiner Frau Gertrud sowie dem zionistischen Widerstand. Auch arbeitete er eng mit dem IKRK-Delegierten Friedrich Born und anderen neutralen Staaten zusammen. Zeitgleich mit Carl Lutz begannen auch Diplomaten anderer neutraler Staaten Schutzbriefe auszustellen, allen voran der Schwede Raoul Wallenberg oder der Nuntius der katholischen Kirche, Angelo Rotta.¹⁰

Lebensgefährliches Engagement

Im Spätsommer und Herbst 1944 spitzten sich die Verhältnisse in Ungarn nochmals dramatisch zu. Nachdem der Reichsverweser Miklós Horthy im Sommer 1944 auf Druck der USA und Schwedens versuchte hatte, die Deportationen auszusetzen, hoffte er, im letzten Augenblick den Absprung ins Lager der Alliierten zu schaffen.¹¹ Mit der Landung der Westmächte in Frankreich und dem raschen Vormarsch der Sowjettruppen in Osteuropa war das Ende der nationalsozialistischen Herrschaft absehbar geworden. Nachdem sich Rumänien im August 1944 neu auf die Seite der Alliierten und gegen Deutschland gestellt hatte, beabsichtigte Horthy, das Gleiche zu tun. Doch der von Horthy geplante Frontenwechsel wurde von den Deutschen gewaltsam unterbunden. Sie zwangen Horthy, seine Absicht zu widerrufen und setzten an seiner Stelle den Pfeilkreuzler Ferenc Szálasi als Reichsverweser von Ungarn ein. Vor dem Hintergrund der von Osten rasch vorrückenden Roten Armee verfolgten die Nationalsozialisten und Pfeilkreuzler eine Politik der verbrannten Erde: Mit brutaler Härte gingen sie gegen die wenigen verbliebenen politischen Gegner vor, deportierten die in Budapest verbliebenen Jüdinnen und Juden oder ermordeten sie an den Ufern der Donau. Zugleich war das neue Aussenministerium unter Szálasi jedoch auch gewillt, die Schutzbriefe der neutralen Staaten anzuerkennen. Sie verlangten von den Diplomaten dieser Staaten allerdings, echte Schutzpässe von falschen zu unterscheiden. Dies bedeutete für die Diplomaten, unmenschliche Entscheidungen zu fällen, denn der Hinweis auf einen gefälschten Schutzpass kam in der Regel einem Todesurteil gleich.

Vor dem Hintergrund des täglichen Mordens in Budapest organisierten der Schweizer Vizekonsul Carl Lutz und der schwedische Diplomat Raoul Wallenberg die Unterstellung von rund 100 Häusern unter den diplomatischen Schutz der neutralen Staaten. Diese mit einem gelben Stern versehenen, sogenannten «Judenhäuser» waren eine Besonderheit Budapests: 2 000 Häuser waren im Sommer 1944 nach dem Einmarsch der Nationalsozialisten markiert worden, um die Deportation der Juden voranzutreiben. Was eigentlich dem

Völkermord hätte dienen sollen, erwies sich für einen Teil der Budapester Juden als Glücksfall. Diese «Judenhäuser» machten es nämlich auch möglich, dass die neutralen Staaten die mit einem Schutzpass ausgestatteten Jüdinnen und Juden vereinen und unter ihre besondere Obhut stellen konnten.¹²

Von Mitte Dezember 1944 bis Mitte Februar 1945 belagerte schliesslich die Rote Armee Budapest und es kam zu heftigen Strassenkämpfen zwischen deutschen, ungarischen und sowjetischen Truppen. Die Diplomaten der neutralen Staaten, die noch in der ungarischen Hauptstadt ausharrten, waren damit beschäftigt, ihr eigenes Leben zu schützen. Sie setzten sich aber bis zur Eroberung Budapests durch die Rote Armee am 13. Februar auch für die Rettung möglichst vieler ungarischer Juden ein. Wie gefährlich die diplomatische und humanitäre Arbeit in Budapest am Ende des Zweiten Weltkriegs auch noch nach dem Sieg der Roten Armee war, zeigen die Geschichten von Harald Feller und Raoul Wallenberg: Feller amtierte im Winter 1944/45 als Leiter der Schweizer Gesandtschaft in Budapest und war einer der engsten Vertrauten von Carl Lutz. Am 12. Februar 1945 wurde er von den Sowjets gefangen genommen, nach Moskau verschleppt und erst nach knapp einem Jahr wieder freigelassen. Die Hintergründe der Inhaftierung blieben ungeklärt. Zudem leiteten die Schweizer Behörden nach Fellers Rückkehr eine administrative Untersuchung gegen ihn ein. Zwar wurde er von allen gegen ihn erhobenen Vorwürfen freigesprochen, doch hatten ihm die Jahre in Budapest und der Sowjetunion sowie die Untersuchung in der Schweiz so sehr zugesetzt, dass er den diplomatischen Dienst quittierte.¹³ Ebenfalls von den Sowjets verschleppt und in Moskau interniert wurde Raoul Wallenberg. Der schwedische Diplomat sollte nie mehr aus den sowjetischen Gefängnissen zurückkehren. Die Hintergründe von Wallenbergs Verschleppung und Inhaftierung liegen bis heute im Dunkeln.

Mangelnde Wertschätzung in der Schweiz

Mehr Glück hatten Carl und Gertrud Lutz-Fankhauser. Sie konnten mittels eines Diplomatenzugs über die Türkei in die Schweiz zurückkehren. Doch die dramatischen Ereignisse in Budapest hatten auch das Leben des Ehepaars verändert. Carl Lutz hatte sich in eine Ungarin verliebt, mit der er nach dem Krieg das Leben in der Schweiz teilte. Er setzte nach einer Administrativuntersuchung gegen ihn die Laufbahn als Konsul fort. Doch litt er darunter, dass es zuerst nur die ausländischen Staaten – Ungarn, die USA, Deutschland und Israel – waren, die sein Engagement ehrten. Wogegen die Schweizer Behörden und die Öffentlichkeit gar nicht begriffen, was er, seine Frau und weitere Diplomaten gerade auch für die Schweiz geleistet hatten. Während Carl Lutz diese kleingeistige Haltung zu schaffen machte, baute sich Gertrud Lutz-Fankhauser nach der Scheidung 1946 eine neue Existenz auf und setzte sich weiter vollberuflich für das Wohl anderer ein. So arbeitete sie bis 1951 als Delegierte der Schweizer Spende in Jugoslawien, Finnland und Polen, dann als Unicef-Delegierte bis 1964 in Brasilien und der Türkei und wirkte ab 1966 als Unicef-Vizepräsidentin für Europa.¹⁴

Erinnerungen einer Hausfrau

Wiederum wird es Weihnachten!

Erinnerungen einer Hausfrau an den Kampf um Budapest, 1944/45.

Mannigfach waren die Probleme, denen sich die Mitglieder der Schweizerischen Gesandtschaft vor, während und nach der 50 Tage dauernden Belagerung von Budapest gegenübergestellt sahen. Hier sei jedoch einmal nicht von den ausserordentlich schwierigen amtlichen Aufgaben die Rede, sondern von den vielseitigen, sog. "kleinen" Problemen einer Hausfrau.

Mitte Dezember 1944 liess uns der immer näher rückende Schlachtendonner erkennen, dass nun auch die ungarische Hauptstadt bald in den Bereich des Schlachtfeldes selbst kommen werde. Immerhin blieb damals noch die Hoffnung, sowohl Sieger wie Besiegte würden ein Einsehen haben, Budapest verschonen und die Zivilbevölkerung nicht den bitteren Leiden und Entbehrungen eines mehrwöchigen Kampfes aussetzen. Welch' trügerische Hoffnung!

Da mein Mann mit der Leitung der Schutzmachtabteilung der Schweizerischen Gesandtschaft betraut war, bewohnten wir einen Teil des grossen, an die 60 Räume zählenden britischen Gesandtschaftsgebäudes. Was gab es da für Vorbereitungen zu treffen! In erster Linie musste für grösstmögliche Sicherheit - soweit dies nach menschlichem Ermessen einigermaßen möglich war - sowie für die Verpflegung, vor allem auch Wasser, gesorgt werden. Für erstere wurde der bereits vorhandene, ausbetonierte Luftschutzkeller noch mit Holzpfeuern gestützt, dann mit einer Luftpumpe und einer Notstandsbatte für Licht versehen. Zur Anlegung von Lebensmittelreserven wurde im wahrsten Sinne gehamstert! Wer über Autos verfügte, fuhr so oft wie möglich aufs Land, um ganze Säcke voll Kartoffeln, Mehl, Fett und Fleisch hereinzubringen. Diese Lebensmittel waren in Budapest selbst, infolge Mangel an Transportmitteln, nur schwer aufzutreiben. Mit Rationierungskarten war in der Stadt überhaupt nichts mehr zu kaufen, während in ländlichen Gegenden des mit landwirtschaftlichen Gütern gesegneten Ungarn viele Produkte noch reichlich vorhanden waren, ja teils sogar keinen Absatz fanden.

Wie mehr sich aber der Kreis um Budapest schloss, desto gefährlicher wurden diese Fahrten aufs Land. Am 21. Dezember noch machte ich in Begleitung eines Mitarbeiters der Schutzmachtabteilung eine Fahrt in die Provinz, nach dem ca. 35 km entfernten Bicske, wobei, infolge der sich zurückziehenden deutschen und ungarischen Truppen, die Fahrt auf der ganzen Strecke schon ausserordentlich schwierig war. Kurz nach der Abfahrt von Bicske kamen wir in einen russischen Tieffliegerangriff und einige Kilometer weiter sind wir im Halbdunkel beinahe in einen Panzerkeil der russischen Armee hineingeraten. Nichtsdestoweniger wollten wir tags darauf die Fahrt wiederholen, da gemeldet worden war, die Russen seien zurückgedrängt worden. Wir wollten ja nochmals Fleisch für alle Mitarbeiter der Schutzmachtabteilung holen, denn auf unsere Bestellung vom Vortag hin, hatte der Bauer noch

Auszug aus: Lutz-Fankhauser, Gertrud: Wiederum wird es Weihnachten! Erinnerungen einer Hausfrau an den Kampf um Budapest, 1944/45, in: Gosteli-Stiftung - Archiv zur Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung, Nr. 550, Bd. 1, Mappe 1/1. Faksimile in: Kanyar Becker, Helena (Hg.): Gertrud Lutz-Fankhauser. Diplomatin und Humanistin, Basel, Bern 2006, 18.



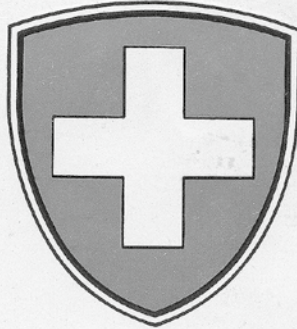
Carl und Gertrud Lutz mit Chauffeur in einem Autowrack in Budapest, vermutlich Anfang 1945.

© Archiv für Zeitgeschichte/NL Carl Lutz



Wartende Menschen, unter ihnen viele verfolgte Jüdinnen und Juden: Sie wollen sich 1944 für einen Schweizer Schutzbrief zur Auswanderung anmelden. Das sogenannte Glashaus befindet sich in Budapest in der Vadász utca Nr. 29.

© Archiv für Zeitgeschichte/NL Carl Lutz



SCHUTZBRIEF

DIESE LIEGENSCHAFT IST
EVAKUIERUNGSQUARTIER
DER SCHWEIZERISCHEN GESANDTSCHAFT

steht unter dem Schutze der
Schweizerischen Gesandtschaft in Ungarn.

Budapest, den 11. April 1944.

Der schweizerische Gesandte:

i. P. *C. Lutz*

No. 179

SWISS PATENT 1943, X. — 12.587.

Schutzbrief aus dem Nachlass von Carl Lutz, 11. 4. 1944.

© Archiv für Zeitgeschichte/NL Carl Lutz

Abbildung auf der Titelseite

- Carl und Gertrud Lutz-Fankhauser in Budapest vor der Donau und dem nationalen Parlament, vermutlich 1942/43.
© Archiv für Zeitgeschichte/NL Carl Lutz.

Anmerkungen

- 1 Carl Lutz, zit. nach: Grossmann, Nur das Gewissen, 223. Der ganze Gedanke lautet: «Im Hinblick auf die Zukunft kann nur das Aufzeigen der vollen Wahrheit als Wegweiser dienen. Mein einziges Lebensziel ist es jetzt, der neuen Generation – von der die Zukunft unseres Landes, die weitere Anwendung unserer humanitären Prinzipien abhängen – mit meinen Erfahrungen den Weg zu zeigen.»
- 2 Vgl. Grossmann, Nur das Gewissen, 205 f.
- 3 Vgl. Kanyar Becker, Gertrud Lutz-Fankhauser, 46.
- 4 Vgl. Ringger, Palästina-Mandat, 282–286.
- 5 Zit. nach Obermüller, Ein Leben für die Leidtragenden, 39.
- 6 Vgl. Kanyar Becker, Gertrud Lutz-Fankhauser, 11.
- 7 Vgl. Hoensch, Ungarn, 83. Horthy war ein bekennender Antisemit, der die jüdische Bevölkerung seit den 1920er Jahren rechtlich diskriminierte. So führte er einen Numerus Clausus für jüdische Studierende ein und verunmöglichte ihnen praktisch den Zugang zum Staatsdienst. Im Verlaufe der 1930er Jahre folgten weitere antisemitische Diskriminierungen. Er verwehrte sich jedoch gegen die nationalsozialistische Vernichtungspolitik.
- 8 Vgl. Haber, Harald Feller, 50.
- 9 Zit. nach Baumann, Judenhäuser, 4.
- 10 Vgl. Kanyar Becker, Humanitäres Geschwafel, 41.
- 11 Vgl. Haber, Harald Feller, 51.
- 12 Vgl. Baumann, Judenhäuser, 4.
- 13 Vgl. Haber, Harald Feller, 58.
- 14 Vgl. Kanyar Becker, Gertrud Lutz-Fankhauser, 47.

Archiv

- Archiv für Zeitgeschichte (AfZ): Nachlass Generalkonsul Carl Lutz, ca. 1906–1998, NL Carl Lutz; Lutz, Gertrud: Carl Lutz – ein persönlicher Rückblick, Kolloquium 16.12.1987, EB C 233.

Literatur

- Baumann, Meret: Die vergessenen «Judenhäuser» von Budapest, in: Neue Zürcher Zeitung, 21.6.2014, 4.
- Grossmann, Alexander: Nur das Gewissen. Carl Lutz und seine Budapester Aktion, Geschichte und Porträt, Wald 1986.
- Haber, Peter: Harald Feller. Der Retter im Schatten von Carl Lutz, in: Kanyar Becker, Helena (Hg.): Verdrängung, Verklärung, Verantwortung. Schweizerische Flüchtlingspolitik in der Kriegs- und Nachkriegszeit 1940–2007, Basel, Zürich 2007, 50–60.
- Hoensch, Jörg K.: Ungarn. Geschichte – Politik – Wirtschaft, Hannover 1991.
- Kanyar Becker, Helena (Hg.): Gertrud Lutz-Fankhauser. Diplomatin und Humanistin, Basel, Bern 2006.
- Kanyar Becker, Helena (Hg.): Verdrängung, Verklärung, Verantwortung. Schweizerische Flüchtlingspolitik in der Kriegs- und Nachkriegszeit 1940–2007, Basel, Zürich 2007.
- Kanyar Becker, Helena: Humanitäres Geschwafel lag mir fern. Gertrud Lutz-Fankhauser, in: Dies. (Hg.): Verdrängung, Verklärung, Verantwortung. Schweizerische Flüchtlingspolitik in der Kriegs- und Nachkriegszeit 1940–2007, Basel, Zürich 2007, 38–49.
- Kreis, Georg: Carl Lutz – oder die Bedeutung von «heroes», in: Kanyar Becker, Helena (Hg.): Verdrängung, Verklärung, Verantwortung. Schweizerische Flüchtlingspolitik in der Kriegs- und Nachkriegszeit 1940–2007, Basel, Zürich 2007, 25–37.
- Obermüller, Klara: Ein Leben für die Leidtragenden. Das weltweite Wirken der Bernerin Gertrud Lutz, in: Femina, 10 (1975).
- Ringger, Kathrin: Das Palästina-Mandat 1923–1948. Die Institutionalisierung des Konflikts, in: Haumann, Heiko/Haber, Peter/Kury, Patrick et al. (Hg.): Der Erste Zionistenkongress von 1897 – Ursachen, Bedeutung, Aktualität, Basel u. a. 1997, 282–285.
- Stücheli, Rolf: Carl Lutz, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D14866.php>, Stand: 15.6.2014.
- Tschuy, Theo: Carl Lutz und die Juden von Budapest, Zürich 1995.
- Vámos, György: Carl Lutz (1895–1975). Schweizer Diplomat in Budapest, Ein Gerechter unter den Völkern, Genf 2012.

Audiovisuelle Medien

- Von Aarburg, Daniel: Carl Lutz – Der vergessene Held, Schweiz 2014.
- Docmine Productions AG: Carl Lutz – Der vergessene Held. Das Videobook zum Film, Zürich, München 2014 (eBook-App, vertrieben auf iTunes und Google Play).

«Ich habe nur als Mensch gehandelt und wollte ja niemandem weh tun.»¹



**Ein Judenretter aus der Wehrmacht.
Feldwebel Anton Schmid (1900–1942)**

Der aus Wien stammende Wehrmacht-Feldwebel Anton Schmid leistete 1941/42 Kriegsdienst in der deutsch besetzten Stadt Wilna in Litauen. Dort rettete er unter Einsatz seines Lebens mehr als 300 Juden vor der Ermordung. Seine Kraft zum Widerstand zog er aus seiner humanen Grundeinstellung und aus seinem christlichen Glauben. Er war ein Held der Humanität.

Ein guter Mensch aus Wien

Anton Schmid wurde am 9. Januar 1900 in Wien geboren. Dort verbrachte er auch die ersten vier Jahrzehnte seines Lebens. Sein Vater stammte aus dem Bezirk Nikolsburg in Mähren, ebenso seine Mutter. Der Vater war Bäckergehilfe. Die Mutter arbeitete als Hausfrau. Beide waren katholisch. Sie liessen ihren Sohn Anton katholisch taufen und erzogen ihn ebenso. Nach der Volksschule absolvierte er eine Lehre als Elektrotechniker. 1918 nahm er noch am Ersten Weltkrieg teil. Als 28-Jähriger eröffnete er in der Arbeitervorstadt Wien-Brigittenau ein Elektrogeschäft, verkaufte und reparierte Radios und Fotoapparate.

Viel mehr ist über die ersten 39 Lebensjahre des Anton Schmid nicht in Erfahrung zu bringen. Aus den wenigen Quellen ergibt sich das Bild eines heiteren Menschenfreundes, der mit seinen Nachbarn, auch den jüdischen, ein gutes Verhältnis hatte. Als der Antisemitismus in den 1930er Jahren auch in Österreich gewalttätig wurde und ein Nazi einer jüdischen Bäckereibesitzerin in der Nachbarschaft die Scheiben ihres Ladens einschlug, leistete Anton Schmid spontan Hilfe und legte sich dazu noch mit der Polizei an.

Nun wäre es allerdings falsch, aus diesen Aktivitäten Anton Schmid zu schliessen, dass er ein dezidierter Philosemit oder ein Anhänger des Zionismus gewesen wäre. Gewiss war er ein Anti-Nazi, aber nicht so sehr aus politischen Erwägungen heraus, sondern eher gefühlsmässig, weil er die Judenverfolgung ablehnte. Er hätte genauso auch anderen Verfolgten geholfen, wenn es nötig gewesen wäre, und tatsächlich hat er das später in Wilna auch getan. Laut seinem Freund und Mitstreiter, dem jüdischen Schriftsteller Hermann Adler, half Schmid immer aus rein humanitären Erwägungen.² Weiter berichtete Adler: Der «einfache Feldwebel» sei «schlicht und treuherzig» gewesen, ein im Denken und Reden «einförmiger und gesellschaftlich ungeschickter Mann».³ «Er war nicht religiös, er war kein Philosoph. Er las keine Zeitung» und «Bücher schon gar nicht. Er war kein geistiger Mensch [...]»⁴

Alle Zeitgenossen, die Anton Schmid persönlich kannten und deren Berichte uns zugänglich sind, sagten übereinstimmend aus: «Seine alles überragende Charaktereigenschaft war die der Menschlichkeit.»⁵ Gemeint ist damit, dass er die instinktive Fähigkeit hatte, sich in das Leid anderer hineinzuversetzen und ihnen, wenn es erforderlich war, zu helfen. Heute würden wir von einer Fähigkeit zur Empathie sprechen, von der Fähigkeit zur Einfühlung in die Lage der Verfolgten.

Anton Schmid Konfrontation mit dem mörderischen Geschehen in Wilna

Anton Schmid gehörte nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 dem Landeschützenbataillon 898 an. Dabei handelte es sich um einen Verband aus älteren, nicht zum Frontdienst geeigneten Soldaten. Mit diesem Bataillon traf Feldwebel Schmid Anfang September 1941 im litauischen Wilna ein. Dort erhielt er sogleich den Befehl, die Versprengten-Sammelstelle der Feldkommandantur 814 zu übernehmen. Aufgabe dieser Sammelstelle war es, deutsche Soldaten, die während der Kampfhandlungen an der Front ihren Truppenteil verloren hatten, aufzusammeln, zu verhören und sie dann wieder an die Front zurückzuschicken.

Bei seinem Eintreffen muss Anton Schmid den Eindruck gewonnen haben, in einen Hexenkessel geraten zu sein. Denn genau zu diesem Zeitpunkt säuberten die deutsche und die litauische Polizei ein ganzes jüdisches Stadtviertel, verhafteten die Juden, verprügelten sie, erschossen etliche und steckten Tausende in das Lukischki-Gefängnis. Von hier aus wurden sie hernach in den Wald von Ponary (litauisch: Paneriai), ein paar Kilometer ausserhalb der Stadt Wilna gelegen, zur Erschiessung transportiert. 3 700 Jüdinnen und Juden fielen alleine diesem Massaker in der ersten Septemberwoche 1941 zum Opfer. Von der Grössenordnung der Massenerschiessungen machte sich Anton Schmid durchaus richtige Vorstellungen. Denn er konnte vom Fenster der Versprengten-Sammelstelle aus direkt auf den Bahnhof Wilna schauen, wo die brutalen Verladeaktionen stattfanden, denen der Abtransport der Betroffenen an die Erschiessungsstätte Ponary folgte.

Die Rettung des polnischen Juden Max Salinger alias Max Huppert

Feldwebel Anton Schmid erlebte also die Verfolgung, Erniedrigung und Ermordung von Juden in den Strassen von Wilna unmittelbar nach seiner Ankunft hautnah und voller Empörung mit. Aber er hatte noch keine Vorstellung, ob und wie er gegebenenfalls etwas gegen diese Brutalitäten unternehmen könnte. Innerlich war Schmid – daran gibt es keinen Zweifel – sogleich auf der Seite der Verfolgten und damit in Opposition zu den Verfolgern, damit auch seiner eigenen Organisation, der Wehrmacht. Das weitere Handeln Anton Schmid folgte keinem von ihm ausgedachten Plan, sondern es sollte sich durch Anstösse von aussen ergeben.

Als ersten jüdischen Verfolgten rettete er einen jungen polnischen Mann namens Max Salinger. Wie die beiden sich kennenlernten, ist nicht überliefert. Wahrscheinlich ging Salinger, der fließend polnisch und deutsch sprach, auf den – ihm sympathisch erscheinenden – Wehrmacht-Feldwebel zu, gab sich ihm als verfolgten Juden zu erkennen und bat ihn um seine Hilfe. Schmid war dazu bereit und traf die Entscheidung, Salinger als einen versprengten Soldaten zu definieren und sich damit die Zuständigkeit über dessen weiteres Schicksal

zu sichern. Er besorgte dem Verfolgten das Soldbuch des gefallenen Wehrmacht-Soldaten Max Huppert, steckte ihn in eine Wehrmachtsuniform und machte ihn zum Schreibstubensoldaten seiner Versprengten-Sammelstelle.

Die Rettung der litauischen Jüdin Luisa Emaitisaite

Luisa Emaitisaite aus Wilna, 23 Jahre alt, war die zweite Verfolgte, der Feldwebel Schmid zu Hilfe eilte und die er vor der Vernichtung rettete. Über den Hergang dieser Rettungsaktion wissen wir Folgendes: An einem Abend im September 1941 befand sich Luisa Emaitisaite, nachdem sie den Judenrazzien dieses Tages glücklicherweise entronnen war, ausserhalb des Ghettos, was für sie lebensgefährlich war. Sie hatte die Sperrstunde verpasst und wusste nun angesichts des geschlossenen Ghetto-Tores nicht, wie sie mit dieser hoffnungslosen Lage umgehen sollte. Sie versteckte sich in einem Hauseingang, erblickte einen rauchend durch die nächtliche Strasse wandernden uniformierten Deutschen, fasste sich ein Herz und sprach ihn mit der Bitte an, ihr in ihrer bedrohlichen Lage zu helfen. So geriet sie an den Feldwebel Anton Schmid, der sich gerade auf dem Heimweg zu seiner Dienstwohnung befand.

Schmid bot ihr – einer spontanen Eingebung folgend – an, sie zunächst einmal in seiner Wohnung unterzubringen, wo sie sich einschliessen könne, um sich zu verstecken. Über das Risiko dachte er nicht nach. Für ihn war es absolut vorrangig, der jungen Frau in ihrer Not wirkungsvoll zu helfen. Später hatte Anton Schmid die Idee, die junge Frau offiziell in seiner kleinen Dienststelle zu beschäftigen, um sie auf diese Weise dauerhaft zu schützen. Es stellte sich heraus, dass Luisa alle Voraussetzungen für eine Arbeit als Sekretärin erfüllte. Sie sprach jiddisch, litauisch, deutsch, polnisch und russisch und sie konnte stenografieren. Schmid besorgte ihr Papiere und stellte sie dann offiziell als Zivilangestellte in der Versprengten-Sammelstelle an. Damit war Luisa vor den Zugriffen der Polizei sicher und zumindest vorläufig gerettet. Sie arbeitete fortan für Schmid in der Versprengten-Sammelstelle und wusste sich auch später durch ihre neue Identität zu schützen. Sie hat den Krieg und die Judenmorde überlebt.

Rettung durch Arbeit in der Versprengten-Sammelstelle

Es ist überliefert, dass der gutmütige und menschenfreundlich eingestellte Feldwebel Schmid die versprengten – nicht selten von den Kampfhandlungen traumatisierten – Soldaten, die sich in seiner Dienststelle meldeten, einerseits einem strengen Verhör unterzog, es andererseits aber nicht darauf anlegte, ihnen todeswürdige Delikte wie unerlaubtes Entfernen von der Truppe, Feigheit vor dem Feind oder Fahnenflucht zu unterstellen.

Zur Versprengten-Sammelstelle gehörten auch mehrere Gebäude, in denen jüdische Zwangsarbeiter und sowjetische Kriegsgefangene für den Bedarf der deutschen Fronttruppen als Handwerker arbeiteten. Feldwebel

Schmid behandelte sie alle gleichermassen anständig: die jüdischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die sowjetischen Kriegsgefangenen und die versprengten deutschen Soldaten. Er betrachtete sie – ungeachtet ihrer Nationalität oder ihres formalen Status – als Menschen, die sich in einer Notlage befanden.

Im Oktober 1941 bereitete die deutsche Zivilverwaltung erneut Vernichtungsaktionen gegen Tausende von Juden vor, die nicht mehr als kriegswichtige Facharbeiter gebraucht wurden und daher als «unnütze Esser» galten. Auch unter den Arbeiterinnen und Arbeitern in den Werkstätten der Versprengten-Sammelstelle brach nun Panik aus. Der gutmütige Feldwebel Schmid wurde von «seinen» jüdischen Zwangsarbeitern bedrängt, sie und ihre Familienmitglieder durch die Beschaffung von Arbeitsbescheinigungen zu schützen: Wer in einer der Werkstätten, die der Versprengten-Sammelstelle angeschlossen waren, kriegswichtige Arbeit leistete, erhielt von der deutschen Zivilverwaltung eine Bescheinigung, die ihn als Arbeiter eines Wehrmachtbetriebes auswies. Ein solches Papier war für die verfolgten Jüdinnen und Juden von allergrösster Bedeutung. Wer nicht darüber verfügte, lebte in der ständigen – und für die Betroffenen psychisch zermürbenden – Gefahr, auf offener Strasse, im Ghetto oder ausserhalb verhaftet, misshandelt und zur Erschiessung nach Ponary deportiert zu werden. Besagte Ausweise waren immer nur temporär gültig. Nach Ablauf wurden sie durch einen andersfarbigen Ausweis in geringerer Stückzahl ersetzt. In der fraglichen Zeit gab die Zivilverwaltung gelbe Scheine an die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus. Die Verfolgten bezeichneten sie mit Bitternis als «Todesurlaubsscheine».

Schmid war ohne Weiteres bereit, von der Möglichkeit «Rettung durch Arbeit»⁶ erneut extensiven Gebrauch zu machen. Er bemühte sich, möglichst viele gelbe Scheine für seine 150 jüdischen Arbeiterinnen und Arbeiter sowie deren Familien zu ergattern. Er erhielt jedoch nur 15 dieser Facharbeiterausweise, was, rechnet man je drei Familienmitglieder hinzu, lediglich insgesamt 60 Menschen das vorläufige Überleben garantierte. Auf die verbleibenden 90 wartete die Erschiessung in Ponary. Diese bedrängten nun Schmid, sie und ihre Familien aus der Todesfalle Wilna wegzubringen und mit einem seiner beiden Wehrmachts-Lastkraftwagen nach Lida ins benachbarte Weissrussland zu fahren, wo es angeblich sicherer für sie war. Feldwebel Schmid gab auch diesem Drängen nach und unternahm mehrere Rettungsfahrten nach Lida.

Fluchthilfe in sicherere Städte

Die jüdischen Verfolgten Hermann und Anita Adler versteckte Anton Schmid von November 1941 bis zu seiner Verhaftung Ende Januar 1942 in seiner Dienstwohnung. Dort lebten sie auf engstem Raum zusammen und freundeten sich an. Hermann Adler, der einer jüdischen Widerstandsorganisation angehörte, brachte deren führende Leute, besonders den angesehenen Mordechai Tenenbaum, mit Anton Schmid in Kontakt. Zusammen entwickelten sie den Plan, Juden aus dem Wilnaer Ghetto herauszuschleusen und sie in die – als sicher geltenden – Städte Bialystok, Lida und Grodno zu transportieren. Auch

hier willigte Schmid ein. Er soll bis zu 300 Jüdinnen und Juden aus dem Hexenkessel Wilna befreit und in diese Städte verbracht haben. Die erforderlichen Fahrbefehle füllte er selbst aus. Bei Kontrollen zählte das Argument, dass er dringend benötigte Arbeitskräfte dorthin überführe, wo sie gebraucht würden.

Unterstützung des jüdischen Widerstandes

Zum Jahresende 1941 hin keimte im Wilnaer Ghetto ein jüdischer Widerstand auf. Es handelte sich zunächst notgedrungen um einen rein ideellen Widerstand. Seinen Ausdruck fand er in der – von dem Partisanenführer Abba Kovner formulierten – Forderung an die jungen Juden, sich nicht «wie die Schafe zur Schlachtbank» führen zu lassen, sondern Widerstand zu leisten. Über Waffen verfügten die Wilnaer Widerstandsgruppen im Winter 1941/42 zu Lebzeiten von Feldwebel Schmid noch nicht. Die Organisation eines bewaffneten Widerstandes begann erst im Laufe des Jahres 1942.

Wer Schmid denunziert hat, wissen wir nicht. Vom zeitlichen Ablauf her ist jedoch klar, dass ihm die Fluchthilfefahrten im Januar 1942 zum Verhängnis geworden sein müssen. Ende Januar 1942 wurde er verhaftet. Einige Wochen später kam er vor das Kriegsgericht der Feld-Kommandantur (V) 814/Wilna, das ihn am 25. Februar 1942 zum Tode verurteilte. Feldwebel Anton Schmid wurde am 13. April 1942 von einem Exekutionskommando der Wehrmacht erschossen und auf dem Soldatenfriedhof in Wilna, Stadtteil Anatol, begraben.⁷

Goldkörnchen

Da es unter dem Mordterror der damaligen Zeit so wenige Menschen dieser Art gegeben hat, können wir sagen, dass Feldwebel Anton Schmid zu den Goldkörnchen gehört, die unter dem grossen Schutthaufen der Geschichte Deutschlands in der Nazizeit verborgen liegen. Mit dem Namen von Anton Schmid verbindet sich eine Botschaft aus der Vergangenheit für die Gegenwart und für die Zukunft, nämlich die Botschaft der mutigen Menschlichkeit, die uns als ein Kompass, als Orientierungshilfe dienen kann.

«Will dir noch mitteilen, wie das ganze kam»

[E]s ist leider so, dass ich zum Tode verurteilt wurde vom Kriegsgericht in Wilna, was ich nie erhofft¹ hätte. [...] Aber meine Lieben, darum Kopf hoch, ich habe mich damit abgefunden, und das Schicksal wollte es so. Es ist von oben uns vom lieben Gott bestimmt, daran lässt sich nichts ändern. Ich bin heute so ruhig, dass ich es selbst nicht glauben kann, aber unser lieber Gott hat es so gewollt und mich so stark gemacht, hoffe, dass Er Euch ebenso stark machte wie mich.

Will Dir noch mitteilen, wie das ganze kam: hier waren sehr viele Juden, die vom litauischen Militär² zusammengetrieben und auf einer Wiese ausserhalb der Stadt erschossen wurden, immer so 2 000–3 000 Menschen. Die Kinder haben sie auf dem Wege gleich an die Bäume angeschlagen. Kannst Dir ja denken. Ich musste, was ich nicht wollte, die Versprengtensammelstelle übernehmen, wo 140 Juden arbeiteten, die baten mich, ich möge sie von hier wegbringen oder es einem Fahrer mit Wagen sagen. Da liess ich mich

überreden, Du weisst ja, wie mir ist mit meinem weichen Herzen – ich konnte nicht [viel nach]denken und half ihnen, was schlecht war von Gerichts wegen.

Glaube Dir, meine liebe Stefi und Gertha, dass es ein harter Schlag ist für uns, aber bitte, bitte verzeiht mir. Ich habe nur als Mensch gehandelt und wollte ja niemandem weh tun. [...]

Auszug aus dem Abschiedsbrief Anton Schmid's an seine Frau und seine Tochter vom 9. April 1942 aus dem Wehrmachtgefängnis Wilna/Litauen.

Simon-Wiesenthal-Archiv, Akte Anton Schmid.

¹ Gemeint ist: erwartet hätte

² Tatsächlich agierte nicht das litauische Militär, sondern eine litauische Hilfspolizei unter dem Befehl der deutschen Sicherheitspolizei, d. Verf.

«Es wollte eben so sein»

Ich bin bereit zu sterben da Gott es so will, und sein Wille geschehe. Damit müsst Ihr euch abfinden. Bitte noch einmal vergesst den Schmerz den ich Euch meine Lieben bereite, und schweigt darüber. Ich habe ja nur Menschen obwohl Juden gerettet von dem was mich ereilte, und das war mein Tod. So wie ich im Leben immer alles für andere tat, so habe ich auch mein alles für andere geopfert. [...]

Meine Lieben bitte Euch noch einmal vergesst mich, es wollte eben so sein, das Schicksal hat es so gewollt. Nun schliesse ich meine letzten Zeilen die ich Euch noch schreibe, und Grüsse und Küsse Ich Euch und Dich mein Alles auf dieser und der anderen Welt, wo ich bald in Gotteshand bin, noch vielmals Dein Euch ewig liebender

TONI

Auszug aus einem weiteren Abschiedsbrief Anton Schmid's an seine Frau Stefi, verfasst am 13. April 1942 nach Ablehnung seines Gnadengesuchs und vor der unmittelbar bevorstehenden Hinrichtung.

Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW), Materialien über den Unteroffizier Anton Schmid, Sign. 00289.

Jäger-Bericht

110

Der Befehlshaber der Sicherheitspolizei u. des SD
Einsatzkommando 3

Kaun, am 1. Dezember 1941

Geheime Reichssache!

5 Ausfertigungen
4. Ausfertigung.

Gesamtaufstellung der im Bereich des EK.3 bis zum 1. Dez. 1941 durchgeführten Exekutionen.

Übernahme der sicherheitspolizeilichen Aufgaben in Litauen durch das Einsatzkommando 3 am 2. Juli 1941.
(Das Gebiet Wilna wurde am 9. Aug. 41, das Gebiet Schaul' 2. Okt. 41 vom EK.3 übernommen. Wilna wurde bis zu diesem Zeitpunkt vom EK.9 und Schaulen vom EK.2 bearbeitet.)

Auf meine Anordnung und meinen Befehl durch die lit. Partisanen durchgeführten Exekutionen:

4.7.41	Kaun - Fort VII -	416 Juden, 47 Jüdinnen	463
6.7.41	Kaun - Fort VII -	Juden	2 514

Nach Aufstellung eines Rollkommandos unter Führung von SS-Ostuf. Hamann und 8 - 10 bewährten Männern des EK.3 wurden nachfolgende Aktionen in Zusammenarbeit mit den lit. Partisanen durchgeführt:

7.41	Mariampole	Juden	32
7.41	"	14 " und 5 komm. Funktionäre	19
7.41	Sirkalinei	komm. Funktionäre	6
9.7.41	Wendziogala	32 Juden, 2 Jüdinnen, 1 Litauerin, 2 lit. Komm., 1 russ. Kommunist	38
9.7.41	Kaun - Fort VII -	21 Juden, 3 Jüdinnen	24
11.7.41	Mariampole	21 " , 1 russ. 9 lit. Komm.	31
16.7.41	Babtei	8 komm. Funktionäre (6 davon Juden)	8
19.7.41	Mariampole	39 Juden, 14 Jüdinnen	53
9.7.41	Kaun - Fort VII -	17 " , 2 " , 4 lit. Komm., 2 komm. Litauerinnen, 1 deutsch. P.	26
11.7.41	Panevezys	59 Juden, 11 Jüdinnen, 1 Litauerin, 1 Pole, 22 lit. Komm., 9 russ. Komm.	103
22.7.41	"	1 Jude	1
23.7.41	Kedainiai	83 Juden, 12 Jüdinnen, 14 russ. Komm., 15 lit. Komm., 1 russ. G-Politruk.	125
25.7.41	Mariampole	90 Juden, 13 Jüdinnen	103
28.7.41	Panevezys	234 " , 15 " , 19 russ. Komm., 20 lit. Kommunisten	288
	-Übertrag:		3 834

Der sogenannte Jäger-Bericht vom 1. Dezember 1941 ermöglicht einen unmittelbaren Einblick in die erste Phase des Völkermords, die gleich nach dem Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 begann. In dieser Zeit wurden die Juden noch nicht in Gaskammern umgebracht, sondern zumeist mit Maschinengewehren erschossen. Der Bericht ist neun Seiten lang und enthält eine detaillierte Auflistung des Mordgeschehens in Litauen.

Blatt 6.

-Übertrag:

99 804

12.9.41	Wilna-Stadt	993	Juden, 1670	Jüdinn.	771	J.-Kind.	3 334
17.9.41	" "	337	" 687	" 247	"	"	1 271
			und 4 lit. Kommunisten				
20.9.41	Nemencing	128	Juden, 176	Jüdinn.	99	"	403
22.9.41	Novo-Wilejka	468	" , 495	" 196	"	"	1 159
24.9.41	Riesa	512	" 744	" 511	"	"	1 767
25.9.41	Jahianai	215	" 229	" 131	"	"	575
27.9.41	Eysisky	989	" 1636	" 821	"	"	3 446
.9.41	Trakai	366	" 483	" 597	"	"	1 446
4.10.41	Wilna-Stadt	432	" 1115	" 436	"	"	1 983
6.10.41	Semiliski	213	" 359	" 390	"	"	962
9.10.41	Svenciany	1169	" 1840	" 717	"	"	3 726
16.10.41	Wilna-Stadt	382	" 507	" 257	"	"	1 146
21.10.41	" "	718	" 1063	" 586	"	"	2 367
25.10.41	" "	-	" 1766	" 812	"	"	2 578
27.10.41	" "	946	" 184	" 73	"	"	1 203
30.10.41	" "	382	" 789	" 362	"	"	1 533
6.11.41	" "	340	" 749	" 252	"	"	1 341
19.11.41	" "	76	" 77	" 18	"	"	171
19.11.41	" "	6	Kriegsgefangene, 8	Polen			14
20.11.41	" "	3	"				3
25.11.41	" "	9	Juden, 46	Jüdinnen, 8	J.-Kinder,		64
		1	Polen wegen Waffenbesitz u. Besitz		von anderem Kriegsgerät		

Teilkommando des EK.3
in Minsk
vom 28.9.-17.10.41:

Pleschnitza,
Bicholin,
Scak,
Bober,
Uzda

620 Juden, 1285 Jüdinnen, 1126 J.-Kind.
und 19 Kommunisten

133 346

Vor Übernahme der sicherheitspol. Aufgaben durch das EK.3, 4 000
Juden durch Progrems und Exekutionen - ausschliesslich von
Partisanen - liquidiert.

Sa. 137 346

Auszüge aus dem Jäger-Bericht vom 1.12.1914, aus: Russisches Staatliches Militärarchiv
Moskau, veröffentlicht u. a. in: Wette, Wolfram: Karl Jäger. Mörder der litauischen Juden,
Frankfurt a. M. 2012, 236-246.

Abbildung auf der Titelseite

- Feldwebel Anton Schmid, o. D. 4613/1163 ©Yad Vashem Photo Archive, Jerusalem

Anmerkungen

- 1 Zitat aus einem Abschiedsbrief von Anton Schmid an seine Frau Stefanie, 9.4.2014, abgedruckt in: Wette, Feldwebel Anton Schmid, 234 f.
- 2 Vgl. Adler, Hermann: Klarstellungen zu dem Buchbeitrag «Das Epos von Feldwebel Anton Schmid», in: DNB, EB 2004/38, A03. 07.
- 3 Ebd., 4.
- 4 Adler, Der Feldwebel Schmid.
- 5 Ebd.
- 6 Vgl. Priemel, Wirtschaftskrieg und «Arbeitsjuden»; Priemel: Am Rande des Holocaust.
- 7 Der Brief des katholischen Kriegspfarrers Fritz Kropp an Schmid's Ehefrau Stefanie ist veröffentlicht in: Vogl, Widerstand im Waffenrock, 151.

Archive

- Deutsche Nationalbibliothek (DNB), Frankfurt a. M.: Deutsches Exilarchiv 1933–1945, Nachlass Hermann Adler, EB 2004/38 (NL 193), Unterlagen zu Anton Schmid.
- Dokumentationszentrum des Bundes der Verfolgten des Nazi-Regimes (Simon Wiesenthal Archiv), Wien: Mappe Anton Schmid.
- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW), Wien: Zeitungsausschnittsammlung, Stichwort: Judenretter – Anton Schmid, DÖW 2986, 5134.
- Historisches Archiv des Zweiten Deutschen Fernsehens (ZDF), Mainz: Akten zum Dokumentarfilm «Feldwebel Schmid».
- Yad Vashem Archive, Jerusalem/Israel: Sammlung «Gerechte der Völker», Dossier M 31/55 Schmid Anton.

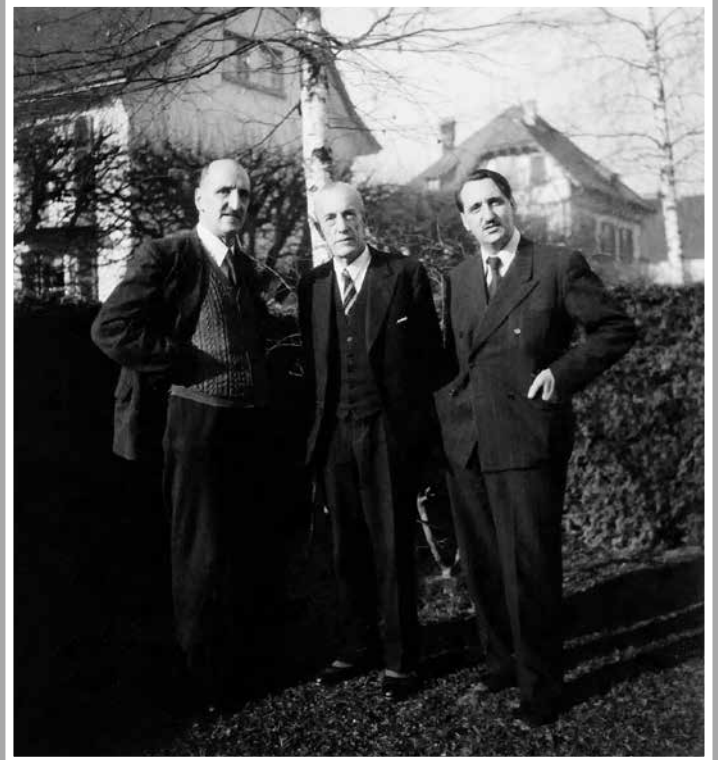
Literatur

- Adler, Hermann: Der Feldwebel Schmid – Die Geschichte einer Rettung, Ö1/ORF, Hörbilder, 27.10.1990.
- Adler, Hermann/Wiemuth, Hans: Drehbuch für den Dokumentarfilm «Feldwebel Schmid», Produzent: Hans Günter Imlau, Sator Film GmbH, für das Zweite Deutsche Fernsehen (ZDF), Hamburg 1968.
- Bartusevicius, Vincas/Tauber, Joachim/Wette, Wolfram (Hg.): Holocaust in Litauen. Krieg, Judenmorde und Kollaboration im Jahre 1941, Köln, Weimar, Wien 2003.
- Dieckmann, Christoph: Deutsche Besatzungspolitik in Litauen 1941–1944, 2 Bde, Göttingen 2001.
- Lustiger, Arno: Feldwebel Anton Schmid. Judenretter in Wilna 1941–1942, in: Wette, Wolfram (Hg.): Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht, Frankfurt a. M. 2003, 45–67.
- Lustiger, Arno: Rettungswiderstand. Über die Judenretter in Europa während der NS-Zeit, Göttingen 2011.
- Priemel, Kim: Am Rande des Holocaust. Die Rettung von Juden durch Wehrmachtangehörige in Vilnius, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 11 (2004), 1017–1034.
- Priemel, Kim C.: Wirtschaftskrieg und «Arbeitsjuden». Möglichkeiten zur Rettung von Juden in Vilnius 1941–1945, in: Wette, Wolfram (Hg.): Zivilcourage. Empörte, Helfer und Retter aus Wehrmacht, Polizei und SS, Frankfurt a. M. 2004, 305–322.
- Vogl, Friedrich: Widerstand im Waffenrock. Österreichs Freiheitskämpfer in der Deutschen Wehrmacht 1938–1945, Wien 1977.
- Wette, Wolfram/Detlev Hoffmann (Hg.): Litauen 1941 und 2001. Auf den Spuren des SS-Massenmörders Karl Jäger, Erlebnisberichte von Freiburger Schülern und Studenten, Bremen 2002.
- Wette, Wolfram: Karl Jäger. Mörder der litauischen Juden, Frankfurt a. M. 2012.
- Wette, Wolfram (Hg.): Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht, Frankfurt a. M. 2003.
- Wette, Wolfram (Hg.): Stille Helden. Juden im Dreiländereck während des Zweiten Weltkrieges, Freiburg i. Br. 2014.
- Wette, Wolfram: Verleugnete Helden. Die Erinnerung an den Widerstand gegen das NS-Regime war in der Bundesrepublik wie in Österreich nach dem Kriege keine Selbstverständlichkeit, in: Die Zeit, 8.11.2007, 96.
- Wette, Wolfram (Hg.): Zivilcourage. Empörte, Helfer und Retter aus Wehrmacht, Polizei und SS, Frankfurt a. M. 2004.

Audiovisuelle Medien

- Baab, Patrick/Heuwinkel, Sabrina: Feldwebel Anton Schmid, Norddeutscher Rundfunk, Zeitreise, 28.8.2011.

*«Es war eine Selbstverständlichkeit,
dass ich handeln musste.
Einen Dienstweg gab es da nicht.»¹*



**Ein Gebot von Anstand und Redlichkeit.
Ernst Prodolliet (1905 – 1984)**

1938. Ernst Prodolliet befindet sich auf Heimaturlaub in der Schweiz, als das Weltgeschehen seine privaten Pläne durchkreuzt. Nach dem «Anschluss» Österreichs wird er nach Bregenz geschickt, um den Schweizer Konsul bei der Arbeit zu unterstützen. Der Vizekonsul, der das Abenteuer und die schönen Seiten des Lebens liebt, sieht sich unvermittelt mit Situationen konfrontiert, die seinem Sinn für «Anstand und Redlichkeit» widersprechen. Prodolliet verhilft mehreren Dutzend jüdischen Flüchtlingen, in die Schweiz einzureisen. Als seine Tätigkeit auffliegt, erhält er einen Verweis und wird von seinem Posten abgesetzt.

Flüchtlingshelferinnen und -helfer, die während des Zweiten Weltkriegs aktiv waren, werden häufig als selbst- und furchtlose Menschen, als Personen ohne Fehl und Tadel gesehen. Der Titel «Gerechte unter den Völkern», den die Gedenkstätte Yad Vashem seit 1953 jenen zuspricht, die Jüdinnen und Juden gerettet oder ihnen zur Flucht verholfen haben, verleiht ihnen zudem eine Art Heiligenstatus. Spätestens seit der Verfilmung der Geschichte von Oskar Schindler durch Steven Spielberg sind aber auch Menschen ins Licht der Öffentlichkeit gerückt, deren Motiv zur Rettung von Juden nicht reiner Humanismus war.²

Was hatte in jener Zeit Menschen dazu gebracht, sich für andere einzusetzen? War es Menschlichkeit, Nächstenliebe, eine grundsätzlich humanistische Haltung? War es Zivilcourage, Heldentum, die Versuchung des Risikos, die Lust am Abenteuer? Oder eher Zufall, ein Umstand der persönlichen Geschichte? Oder vielleicht gar Kalkül, um in einer bestimmten Situation selber zu profitieren?

Die Geschichte nicht nur von Ernst Prodolliet zeigt, dass bei der Rettung von Juden jeweils verschiedene Aspekte eine Rolle spielten. Zwar ist es aus heutiger Perspektive unwichtig, ob jemand aus «edlen» Motiven handelte oder ob auch andere Beweggründe ausschlaggebend waren. Entscheidend war, sich «richtig» zu verhalten. Was heute als richtiges Handeln bewertet wird, war damals jedoch gesetzeswidrig und wurde bestraft. Man mochte behördlichen Vorschriften gegenüber kritisch eingestellt gewesen sein – sich aber bewusst dagegen zu stellen, war für die meisten keine Option. Dennoch gab es diese Menschen, und sie verdienen unseren Respekt.

Eine schillernde Persönlichkeit

Unter den rund 50 «Gerechten» der Schweiz³ findet sich auch der Name von Ernst Prodolliet. In der Schweiz selbst gereichte ihm sein Handeln weder zu Anerkennung noch zu Ruhm. Im Gegenteil. Das Politische Departement strengte ein Disziplinarverfahren gegen ihn an und entband ihn von seinem Posten. Ernst Prodolliets diplomatische Karriere, die wegen seines Talents vielversprechend ausgesehen hatte, wurde eingefroren. Nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs bekleidete er eher unbedeutende Stellungen und brachte es in seiner Karriere nur bis zum Konsul. Auch in seinem engeren Umfeld sorgte sein Handeln zunächst für Missfallen, denn Widerstand gegen die Obrigkeit galt lange als unbotmässig und ungehörig und war auf jeden Fall zu vermeiden. Erst Anfang der 1980er Jahre wurde man auf ihn aufmerksam. Aber da war er schon alt und gebrechlich.

Ernst Prodoliet war eine schillernde Persönlichkeit, jedenfalls nicht ein Held nach üblichen Vorstellungen. Aussagen über seine Person bescheiden ihm ein widersprüchliches Zeugnis: brillant, sprachbegabt und redegewandt, einnehmend, charmant, intelligent, aber auch lasterhaft, selbstherrlich, aufbrausend und jähzornig, stur, unnachgiebig, emotional. Prodoliets Lehrmeister stellte ihm ein grundsätzlich positives Arbeitszeugnis aus und beschrieb ihn als einen, der «seinen Mann stellen» werde. Er lobte dessen «hervorragende Begabung» und notierte: «Über seinen Charakter habe ich stets nur Vorteilhaftes beobachtet, schon frühe zeigte er eine gewisse Abgeklärtheit des Urteils.»⁴ Etwas weniger positiv beurteilten indessen die Prüfer beim Politischen Departement den Kandidaten für den diplomatischen Dienst. So habe Prodoliet durchaus Interesse für die Geschäfte gezeigt, die ein Konsulat mit sich bringe. Die Auffassungsgabe sei «ordentlich», hingegen liessen Pünktlichkeit und Ordnung «zu wünschen übrig». Ausserdem leide er «ein wenig an Überhebung». Als Gesamteindruck wurde festgehalten: «Günstig, soweit Urteil möglich. Wird mit etwas mehr Eifer vorzüglicher Beamter werden.»⁵

Sozialisierung in schwierigen Zeiten

Ernst Prodoliet kam am 14. Januar 1905 in Amriswil als jüngster Sohn des Textilkaufmanns Emil Prodoliet und der Maria Prodoliet, geborene Senn, auf die Welt. Primar- und Sekundarschulen besuchte er in Amriswil, ebenso die kaufmännische Fortbildungsschule. Von 1922 bis 1925 arbeitete er bei der Kleiderfabrik Hess & Cie. Es folgte eine eineinhalbjährige Anstellung bei der Uhrenfabrik Sarda in Besançon, wo er als Korrespondent tätig war.

Im August 1927 bewarb sich Prodoliet für den diplomatischen Dienst in Bern.⁶ Kurz darauf begann er als Aushilfe auf dem Konsulat in Mannheim. Es folgten verschiedene Positionen in New York, wo er Frieda Zullinger, seine spätere Frau, kennenlernte. In den Jahren 1929 bis 1938 war er als Kanzlist, später als Hauptkanzlist in Chicago und St. Louis tätig. Ernst Prodoliet bewies sich als einer, der «voll bei der Sache» war. Das Leben in Amerika faszinierte ihn. In St. Louis, wo er die Kanzlei leitete, engagierte er sich mit Enthusiasmus für die Schweizerkolonie, liess den vor sich hindümpelnden Schweizer Verein zu neuem Leben auferstehen und veranstaltete Theaterabende, an denen er selber als Schauspieler auftrat. Er erlebte die Zeiten der Prohibition und Depression in den Vereinigten Staaten. Dabei entwickelte er ein Talent dafür, wie in vertrackten wirtschaftlichen und politischen Situationen kreative Lösungen gefunden werden konnten: für wirtschaftlich gescheiterte Landsleute, aber auch dafür, sich hin und wieder eine Flasche Whisky zu organisieren.

Vizekonsul in Bregenz

Mitte März 1938 reiste Ernst Prodoliet mit Frau und Tochter für einen Heimaturlaub in die Schweiz. Geplant war ein Aufenthalt von sechs Wochen. Die

Weltgeschichte sorgte jedoch dafür, dass er nicht mehr nach Amerika zurückkehren sollte: Am 28. März 1938 beschloss der Bundesrat, die Visumpflicht für österreichische Staatsangehörige wieder einzuführen. Prodollet wurde vom Politischen Departement angewiesen, auf seine Ferien zu verzichten und im Bregenzer Konsulat auszuhelfen. Am 1. April 1938 meldete er sich an seinem neuen Dienstort. Seine Frau und seine Tochter kamen bei seinen Eltern in Amriswil unter.

In Bregenz leitete Prodollet das Passbüro.⁷ Das bisher eher unbedeutende Konsulat war unvermittelt zu einem geschäftigen Ort geworden, an dem täglich Dutzende von Anträgen um Einreise in die Schweiz geprüft werden mussten. Prodollet übte seine verantwortungsvolle Position mit Engagement aus – sie kam seinem Hang zu weltmännischem Auftreten durchaus entgegen.

Sehr zum Leidwesen seines Vorgesetzten hielt er von der sprichwörtlichen Schweizer Bescheidenheit nicht viel. Er mischte das Bregenzer soziale Leben auf, erfreute sich zahlreicher Einladungen der vornehmen Gesellschaft, liebte gutes Essen und Trinken, nahm gelegentlich auch an einem Pokerspiel teil und war ein Charmeur erster Güte. Er liess es sich auch nicht nehmen, unverblümt Leute anzusprechen, seien sie nun Freund oder Feind. So soll er laut Beobachtungen von Fahndern, die später auf ihn angesetzt wurden, Gestapo-Leute unverhohlen über deren organisatorische Einheiten ausgefragt haben.

Als sich im August 1938 die politische Lage zuspitzte, erhielt Prodollet von Heinrich Rothmund, Leiter der Polizeiabteilung des Justiz- und Polizeidepartements, den Auftrag, einen Lagebericht über die Grenzzone zu erstellen. Er sollte die Gegend erkunden, um mögliche «Schlupflöcher» aufzuspüren. Sein Bericht veranlasste Rothmund, am 18. August 1938 die Sperrung der Schweizer Grenze anzuordnen. In den darauf folgenden Monaten war Ernst Prodollet, der die Gegend nun bestens kannte, mehreren Juden bei der Flucht behilflich. Einzelne begleitete er jeweils nachts bei Diepoldsau über die grüne Grenze. In einem andern Fall nutzte er seinen diplomatischen Status, um einen Flüchtling im Dienstauto über die Grenze zu bringen.⁸

In jener Zeit machte Ernst Prodollet auch die Bekanntschaft von Paul Grüninger, Saly Meyer, Charly Weil und anderen mehr.⁹ Mit ihnen traf er sich heimlich, um Grenzübertritte von Verfolgten zu organisieren. Eine Rolle spielte dabei auch die Filmjournalistin Maria Stephan-Sakulin, die als Agentin tätig war und mit der Prodollet regelmässig in Kontakt war. Ob die beiden tatsächlich eine Liebschaft hatten, wie manche vermuteten, ist nicht belegt.

Der Vorsteher des Konsulats, Carl Bitz, war über die Aktivitäten des Vizekonsuls keineswegs erfreut. Nachdem ihm zunächst entgangen war, dass Prodollet als Fluchthelfer agierte – das Passbüro verfügte über einen eigenen Telefonanschluss, worüber Bitz keine Kontrolle hatte – reagierte er umso verärgerter, als ihm bewusst wurde, was vor sich ging. In einem Schreiben an seine Vorgesetzten in Bern beklagte sich Bitz über seinen Angestellten. Gleichzeitig machte er seinem Ärger über den Lebensstil von Prodollet Luft und verlangte dessen Absetzung. Er beschrieb ihn als «temperamentvoll, selbsteingenommen und herrschsüchtig, welche Eigenschaften ihn zu unbesonnenen, rücksichtslosen Handlungen verleiten»¹⁰. Bitz zeigte sich zudem besorgt über die politische Einstellung seines Untergebenen, die der neutralen Haltung der

Schweiz widerspreche. Er halte sich auch in zweifelhaften Etablissements auf und benutze unerlaubterweise das Dienstauto, das er jeweils in völlig verschmutztem Zustand zurückbringe. Und schliesslich stellte Bitz bei Prodolliet eine «allzu weichherzige» Ader fest, die der Erfüllung der Aufgaben eines Konsularangestellten zuwiderlaufe.

Selbstsüchtig, eitel, keine Mittel scheuend, sich selbstherrlich in Szene zu setzen, hemmungslos, zu menschenfreundlich, der Weichherzigkeit zuge- tan, phlegmatisch, temperamentvoll, selbsteingenommen und herrschsüchtig, zu unbesonnenen, rücksichtslosen Handlungen veranlagt, nach Abwechslung und Abenteuer dürstend, ein Frauenheld. Dies die Attribute, die Prodolliet zugesprochen wurden. Ist das einer, der Juden rettet?

In den rund acht Monaten seiner Bregenzer Tätigkeit vom 1. April 1938 bis zu seiner Absetzung vom 17. Dezember 1938 ermöglichte Ernst Prodolliet mehreren Dutzend Juden unter teilweise abenteuerlichen Umständen die Flucht in die Schweiz.

Aktivitäten in Amsterdam

Nach seiner Suspendierung Ende 1938, die aufgrund eines scharfen Verweises wegen Nichtbeachten behördlicher Vorschriften erfolgt war, wurde Prodolliet im April 1939 nach Amsterdam geschickt. Auch hier bewahrte er viele jüdische Verfolgte vor der Vernichtung, indem er ihnen Transitvisa durch die Schweiz ausstellte.¹¹ Ernst Prodolliet konnte nicht tatenlos zusehen, wie Jüdinnen und Juden deportiert und in den sicheren Tod geschickt wurden. Bereits auf Transporte verfrachtete Menschen holte er aus den Zügen heraus und beschied den deutschen Ordnungsdiensten, es handle sich um Personen, die unter Schweizer Schutz stünden. Selbstbewusst, weltmännisch auftretend, um keine Ausrede verlegen.

In den späteren Kriegsjahren, von 1943 bis 1945, war Prodolliet in der Berliner und der Pariser Gesandtschaft tätig. Nach dem Krieg folgten Anstellungen in Hamburg, Bordeaux, Nantes und Rotterdam. In Besançon bekleidete er in den 1960er Jahren erstmals das Amt eines Konsuls. Zuvor hatte er lediglich untergeordnete Positionen innegehabt. Mehrere Beförderungen wurden ihm wegen seiner früheren Aktivitäten verweigert. Als man ihm kurz vor seiner Pensionierung anbot, doch noch die höchste Stufe der Diplomatie zu erklimmen und Schweizer Botschafter in Madagaskar zu werden, lehnte er dankend ab.

Späte Anerkennung

Ernst Prodolliet hat über seine Zeit als Fluchthelfer nur im engsten Familienkreis gesprochen. Erst in den 1980er Jahren, als heftig und kontrovers über die schweizerische Flüchtlingspolitik debattiert wurde, wurde man in der Öffentlichkeit auf ihn aufmerksam. In der Neuen Zürcher Zeitung meldete sich die

Leserbriefschreiberin G. B. zu Wort und wies darauf hin, dass es trotz der zweifelhaften Rolle der offiziellen Schweiz auch Leute gegeben habe, die jüdischen Flüchtlingen beigestanden hätten: «Alt Konsul Ernst Prodolliet, heute ein schwer kranker Invalide, war es, der – entgegen den ihm vorgeschriebenen Verordnungen – Flüchtlingen das Leben rettete.»¹²

Von den Personen, denen Ernst Prodolliet zur Flucht verhalf, sind lediglich 23 namentlich belegt. In einer einzigen Aktion soll er für rund 300 Jüdinnen und Juden Transitvisa organisiert haben. Gemäss Recherchen von Yad Vashem verhalf er etwa 500 Personen zur Flucht. Die Nachforschungen, die Bundesrat Flavio Cotti 1995 anordnete, ergaben ebenfalls einige Hundert.¹³ Vermutlich hatte Ernst Prodolliet, der als einer galt, der die Visapraxis besonders streng handhabte, die Behörden in grossem Stil getäuscht. Seine Tätigkeit kam erst ans Tageslicht, als er am 23. November 1938 den Flüchtling Wortsman über die grüne Grenze führte und die deutsche Grenzwehr auf ihn aufmerksam wurde.¹⁴

Am 18. November 1983 wurde Ernst Prodolliet durch den Staat Israel als einer der Gerechten geehrt. Ein Jahr später starb er in einem Altersheim in Amriswil. Eine öffentliche Anerkennung durch Bundesrat Flavio Cotti erfolgte 1995 anlässlich einer Preisverleihung an Rosmarie Dormann und Peter Hirsch-Surava.¹⁵

Talent, Anstand und Liebe zum Leben

Was war Ernst Prodolliets Motivation, sich für Flüchtlinge einzusetzen und die erlassenen Vorschriften zu umgehen? «Es war eine Selbstverständlichkeit», sagte er später, wenn am Familientisch über seine Zeit im Zweiten Weltkrieg gesprochen wurde, oder auch ganz einfach: «ein Gebot von Anstand und Redlichkeit».

Es war zunächst ein Zufall, dass Ernst Prodolliet ausgerechnet in der Zeit, als die weltpolitische Lage auf den Zweiten Weltkrieg zusteuerte, für einen Heimaturlaub in die Schweiz reiste. Seine Erfahrungen in Amerika, wo er mehrfach mit unwägbaren Hindernissen konfrontiert gewesen war, prädestinierten ihn, nicht nur dem Konsul in Bregenz zur Seite gestellt zu werden, sondern auch, einen Lagebericht über die Grenzregion zu erstellen. Brillant, sprachbegabt, weltmännisch, in keiner Situation auf den Mund gefallen, neugierig und abenteuerlustig, den schönen Seiten des Lebens zugetan – das waren die Eigenschaften, die ihm zugutekamen, als er entscheiden musste, gegen das Gesetz zu verstossen. Die Liebe zum Leben stattete ihn mit Zivilcourage aus.

Einvernahme von Ernst Prodolliet am 7. Dezember 1938

Trifft es zu, dass Sie am 26. September 1938 zusammen mit einem Josef Udelsmann, geb. 1904, im Auto beim Grenzposten Au-Monstein erschienen sind?
Ja.

*Wie kamen Sie mit Udelsmann in Verbindung?
Mittelspersonen? Was wissen Sie über sein Vorleben?
Grund seiner Ausreise aus Deutschland?*

Udelsmann war mir vollkommen unbekannt, als er am 26. Sept. auf meinem Büro vorsprach. An diesem Tage war die politische Lage auf Hochspannung; abends fand die bekannte Hitler-Rede im Berliner Sportpalast statt. In meinem Büro sprachen zahlreiche Juden vor. Udelsmann war offensichtlich der verzweifeltste unter ihnen. Er befürchtete, rettungslos verloren zu sein, wenn er nicht noch in derselben Nacht in die Schweiz komme, weil der Krieg ausbrechen werde. Ich wies ihn im Verlauf des Tages wiederholt glatt ab, obwohl gewisse Voraussetzungen für die Weiterreise nach USA gegeben schienen. Ich arbeitete abends bis 19.30 Uhr. Er war zuletzt noch im Vorraum, brüllte, weinte, kniete nieder, zitterte am ganzen Körper. Ich wollte auf 20 h in der Schweiz sein (zur Übertragung der Hitler-Rede) und erklärte dem Manne ganz spontan: «Also steigen Sie ein!» Wir fuhren im Mietauto nach Au-Monstein, weil dort die deutsche Ausreisekontrolle nicht zu scharf ist. Die deutsche Kontrolle war sofort erledigt. Beim schweizerischen Grenzposten wies ich mich aus und erklärte, unter Hinweis auf Udelsmann, der Mann sei in Ordnung; daraufhin wurde ihm die Weiterreise gestattet. Soviel ich mich erinnere, hat mir der Mann «hoch und heilig» versprochen, er gehe sofort nach Frankreich weiter. Ich bezahlte ihm noch ein Nachtessen in St. Margrethen. Nach Beendigung der Hitler-Rede brachte ich ihn zur Bahn, zur Reise nach Zürich. Seither weiss ich nichts mehr von ihm. [...]

Aus den Berichten des Grenzwachtkorps geht hervor (was übrigens auch Hrn. Dr. Rothmund bekannt ist), dass Sie im August d.J. wiederholt auf Nebenwegen die

Grenze überschritten. Haben Sie bei dieser Gelegenheit Flüchtlinge hereinzubringen versucht?

Ich habe die Grenze nur einmal schwarz überschritten, nämlich am 17. August, dem Vorabend der allgemeinen Grenzsperrung. Damals geschah es, um einen Einblick in den vorhandenen Zustand zu erhalten. Auf Grund meiner damaligen Untersuchungen und Feststellungen wurde dann am folgenden Tage die allgemeine Grenzsperrung verhängt; ich hatte Hrn. Dr. Rothmund im Laufe der Nacht telephonischen Bescheid gegeben. Ich bin – ausser an diesem Tage und im Fall Wortschmann – sonst nie schwarz über die Grenze gekommen. Ich habe selbstverständlich auch nie einem andern Ausländer (als Wortschmann) geholfen, schwarz über die Grenze zu kommen. Ich hätte ihm ja viel leichter einfach ein Visum in seinen Pass eintragen können, wenn ich ihn unkorrekt hätte hereinbringen wollen. Es trifft also keineswegs zu, dass ich – wie der Grenzwachtkorpsrapport behauptet – im August wiederholt schwarz hereingekommen sei.

Der Fall «Au-Monstein», von dem im Grenzwachtrapport die Rede ist, ist wohl der Fall Udelsmann?

Ja.

Haben Sie sonst etwas beizufügen?

Ich erlaube mir, an meine namentlich auch Hrn. Dr. Rothmund bekannte Tätigkeit zur Verhinderung des Judenzustroms, vor allem in den Tagen um den 17./18. August d.J., zu erinnern. Diese dürfte geeignet sein, jeden Verdacht zu beseitigen, ich hätte den Interessen der Schweiz zuwidergehandelt. Erkundigungen beim Polizeidepartement in St. Gallen, beim st. gallischen Polizeikommando und beim Polizeiposten in St. Margrethen werden dies zweifellos bestätigen, ebenso beim Flüchtlingskomitee St. Gallen. Ich habe zwei Menschen geholfen, die das verdienten.

Auszug aus: Protokoll über die Einvernahme des Herrn Ernst Prodolliet, Kanzler der Schweizer Konsularagentur in Bregenz, durch Fürspr. Jetzler, Bern 7.12.1938, in: BAR, Personalakten Ernst Prodolliet, E 2001 C, Band 15.

Brief von Carl Bitz, Konsul von Bregenz, an das Politische Departement

Herr Abteilungschef!

Mit Bezugnahme auf unsere kürzliche Aussprache bin ich gerne bereit Ihnen [...] über Herrn Prodolliet Aufschluss zu geben.

Herr Prodolliet ist zweifellos ein guter Patriot und bestimmt jederzeit bereit, in vaterländischen Belangen sich ganz einzusetzen. Im privaten Leben jedoch ist er sehr selbstsüchtig, eitel und scheut keine Mittel, sich selbstherrlich über seine Umgebung und über eine nüchterne Sachlichkeit hinwegzusetzen.

Bezüglich seines persönlichen Wesens muss gesagt werden, dass er im öffentlichen Leben und auch gesellschaftlich keine Hemmungen zeigt, sehr menschenfreundlich ist, jedoch in Gemütssachen eine ziemlich weitgehende Weichherzigkeit an den Tag legt. Wenn er auch im Allgemeinen den Eindruck eines Phlegmatikers hinterlässt, so halte ich ihn in gewissen Lebenslagen als sehr temperamentvoll, selbsteingonnen und herrschsüchtig, welche Eigenschaften ihn zu unbesonnenen, rücksichtslosen Handlungen verleiten; dies begünstigt durch einen gewissen Tatendrang nach Abwechslung und Abenteuer. [...]

Dadurch, dass das Passbüro getrennt vom eigentlichen Konsulat ist und Herr Prodolliet über ein eigenes Telephon verfügt, ist mir manches entgangen, was ein guter Beamter mir als Vorgesetzter bestimmt nicht vorenthalten hätte. Ich habe auch infolge des bestehenden direkten Verkehrs mit Bern Herrn Prodolliet mein vollstes Vertrauen geschenkt und vorausgesetzt, dass er in allen Belangen den Pflichten und Rechten seiner Stellung Rechnung trägt.

Einerseits mag seine frühere Selbstständigkeit in den Vereinigten Staaten, andererseits die provinziellen Verhältnisse in Vorarlberg die Ursache gewesen sein, dass sich bei ihm Ehrgeiz und Eitelkeit in einem solchen Mass steigerten, dass er sich in seiner Stellung bald als Konsul fühlte und sich als solcher gerne im Privatleben bewegte. Briefe als auch telephonische Anrufe bewiesen mir, dass er in diesen Belangen weit

über seine Kompetenzen hinausging, dies nicht nur bezogen auf seine Allüren, sondern auch auf seine amtliche Tätigkeit. [...]

Ich bedaure jedoch heute feststellen zu müssen, dass das Herrn Prodolliet entgegengebrachte Vertrauen und meine persönliche Rücksichtnahme falsch verstanden wurden und dass sich Genannter in den letzten Monaten zu manchen Handlungen herbeiliess, die unbedingt vorher einer Klärung und einer Gutheissung meinerseits bedurft hätten. [...]

Ich möchte trotz allem hervorheben, dass es mir ferne liegt, diesem, unter direkter Führung sicherlich sehr brauchbaren Beamten, irgendwelche Schwierigkeiten für die Zukunft zu bereiten, andererseits aber sind, wie ich Ihnen schon erzählt habe, Dinge vorgekommen, die durch sein fälschliches Auftreten als «Konsul» sehr leicht zu Verwechslungen und Irrtümern führen könnten, wodurch einerseits meine Person als auch die Konsularagentur in ein sehr nachteiliges Licht gerückt wurden. Nachdem ich in Bregenz über Zweijahrzehnte allergrösstes Gewicht darauf legte, im öffentlichen Leben geachtet und geehrt zu werden, sind die wiederholt vorgekommenen Abenteuer des Herrn Prodolliet unter Benützung des falschen Titels dazu angetan, mich persönlich und damit auch unser Amt zu kompromittieren.

Nebenbei möchte ich auch noch erwähnen, dass die Pünktlichkeit in der Einhaltung der Amtsstunden zu wünschen übrig lässt.

Ich bemerke des weitern, dass nach meinem Dafürhalten seine persönliche Einstellung für den hiesigen Platz ungünstig ist. Einerseits zeigt Herr Prodolliet eine zu schroffe Verneinung des heutigen Regimes, andererseits legt er ein viel zu grosses Interesse für die heutige Judenfrage an den Tag, sodass ein Grossteil seiner Zeit Verhandlungen mit Juden zukommt, die meines Erachtens für unser Bregenzerbüro kaum noch in Frage kommen sollten.

Seine Einstellung zu den oft tragischen Schicksalen der Juden ist mir als Mensch, der ich seit bald 20 Jahren im Armen- und Fürsorgewesen tätig bin, verständlich, nur halte ich es andererseits als unsere

grösste Aufgabe, in diesen Belangen ein gewisses Mass zu halten, sodass die hiesige Stelle nicht als «staatsfeindlich» bezeichnet wird. Es würde zu weit führen, in diesem Bericht auf die einzelnen Fälle hinzuweisen, die mich nach langem Zuwarten dazu veranlassen, Sie höflichst zu bitten, die bestehenden Verhältnisse zu ändern und Herrn Prodolliet ehemöglichst abzubriefen. [...]

Da ich der vollsten Überzeugung bin, dass viele Geschehnisse mir ungemeldet bleiben und es Herr

Prodolliet auch an Aufrichtigkeit mir gegenüber gefehlt hat, halte ich den heutigen Zustand für untragbar. [...]

Genehmigen Sie, Herr Abteilungschef, die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung,

Ihr ganz ergebener C. Bitz

Auszüge aus: Brief von Carl Bitz, Konsul von Bregenz, an Dr. R. Stucki, Chef des Konsulardienstes, Politisches Departement, 29.11.1938, in: BAR, Personalakten Ernst Prodolliet, E 2001 C, Band 15.

Ein menschlicher «Gesetzesbrecher»

... und zwei weitere Zuschriften

Im Anschluss an den in Ihrer Zeitung veröffentlichten Leserbrief von Frank Dukas möchte ich einen «Gesetzesbrecher» vorstellen, der in jenen düsteren Jahren die Menschlichkeit dem unmenschlichen Gesetz voranstellte. Alt Konsul Ernest Prodolliet, heute ein schwer kranker Invalide, war es, der — entgegen den ihm vorgeschriebenen Verordnungen — Flüchtlingen das Leben rettete, indem er ihnen zu einer Durchreise durch die Schweiz verhalf. Unser Boot wurde dadurch nicht voller, denn ich selbst verhalf neben anderen diesen Verfolgten, via Italien mit einem sogenannten «illegalen Transport» nach dem damaligen Palästina zu gelangen. Nach Amsterdam versetzt, verhalf Prodolliet Unzähligen, den Händen der Naziverbrecher zu entkommen.

Entgegen den Ehrungen, die man Hauptmann Grüninger (leider auch zu spät) entgegenbrachte, wurden Prodolliet, der jetzt in seinem Heimatort Amriswil in einem Pflegeheim lebt, sowie seine ihm damals zur Seite stehenden Gattin seiner Bescheidenheit wegen nirgends erwähnt. Dies möchte ich heute nachholen. Vielleicht dürfte es manchem Leser eine Genugtuung sein, dass noch mehr unbekannte Schweizer in hoher Stellung den damaligen unmenschlichen Verordnungen trotzten.

G. B.

Im Juli 1982 wies eine anonyme Leserin, ein anonymes Leser in der NZZ darauf hin, dass Ernst Prodolliet während des Zweiten Weltkriegs jüdischen Flüchtlingen zur Flucht verholfen habe.

Aus: Neue Zürcher Zeitung, 9.7.1982.

Abbildung auf der Titelseite

- Ernst Prodolliet (rechts) 1938 zu Besuch bei seinem Vater und seinem älteren Bruder Émile in Amriswil.
© Privatarhiv Simone Prodolliet

Anmerkungen

- 1 Aussage von Ernst Prodolliet am Familientisch, 1970er Jahre.
- 2 Der Industrielle Schindler, der in seinen Rüstungsbetrieben über tausend Jüdinnen und Juden aus den besetzten Gebieten Polens und der Tschechoslowakei beschäftigte, profitierte von deren Arbeitskraft, indem er von den Nazi-Behörden die Erlaubnis erhielt, diese in seinem Betrieb zu behalten. Der Spielfilm «Schindler's List» von Steven Spielberg erschien 1993.
- 3 Vgl. Wisard, Les justes Suisses, Liste der geehrten Persönlichkeiten mit einem Schweizer Pass auf den Seiten 80–96.
- 4 Empfehlungsschreiben von H. Aebli an das Eidgenössische Politische Departement, 30.6.1927, in: BAR, Personalakten Ernst Prodolliet.
- 5 Beurteilungsblatt der Prüfung für den konsularischen Dienst vom 20.8.1927, in: BAR, Personalakten Ernst Prodolliet.
- 6 Angaben zu seiner beruflichen Laufbahn auf dem Personalblatt des Eidgenössischen Politischen Departements, in: BAR, Personalakten Ernst Prodolliet.
- 7 Angaben zu Ernst Prodolliets Tätigkeit in Bregenz sind den Personalakten (BAR) zu entnehmen.
- 8 Vgl. auch Ernst Prodolliets Aussagen in der Einvernahme vom 7. Dezember 1938 auf den Quellenseiten.
- 9 Vgl. Krummenacher, Flüchtliges Glück, 158 ff.
- 10 Brief von Carl Bitz vom 29.11.1938, in: BAR, Personalakten Ernst Prodolliet, E 2001 C, Band 15; vgl. auch die Quellenseiten.
- 11 Vgl. Bendkover, Im Namen des Gewissens.
- 12 G. B., Briefe an die NZZ, in: NZZ, 9.7.1982; siehe auch die Quellenseiten.
- 13 Vgl. Brief von Bundesrat Flavio Cotti an René Prodolliet vom 22.6.1995, in: Privatarhiv Simone Prodolliet.
- 14 Vgl. Protokoll der Einvernahme vom 20.2.1939, in: BAR, Personalakten Ernst Prodolliet, E 2001 C, Band 15.
- 15 Im Rahmen seiner Rede anlässlich der Verleihung des Fischhof-Preises an Rosmarie Dormann und Peter Hirsch-Surava wurde auch Ernst Prodolliet als einer erwähnt, der sich für die Rettung von Juden verdient gemacht hatte. Bundesrat Flavio Cotti, Rede vom 21.9.1995, in: Privatarhiv Simone Prodolliet.

Archive

- Schweizerisches Bundesarchiv (BAR): Personalakten von Ernst Prodolliet, E 2001 C Band 15, E 4320 B Band 168, E 2500 Band 141.
- Privatarhiv Simone Prodolliet.

Literatur

- Bendkover, Shlomo: Im Namen des Gewissens und der Menschlichkeit, in: Jüdische Rundschau, 17.7.1980.
- Krummenacher, Jörg: Flüchtliges Glück. Die Flüchtlinge im Grenzkanton St. Gallen zur Zeit des Nationalsozialismus, Zürich 2005.
- Wisard, François: Les justes Suisses. Des actes de courage méconnus au temps de la Shoah, Genf 2007.

Audiovisuelle Medien

- Gsponer, Alain: Akte Grüninger, Österreich, Schweiz 2014.
In der Eingangsszene wird Ernst Prodolliet kurz porträtiert, wie er, der eben einem Juden die Flucht über die grüne Grenze ermöglicht hat, von der Grenzwache aufgegriffen und befragt wird.
- Spielberg, Steven: Schindler's List, USA 1993.

*«Da musste ich hin.
Ich hab das sofort ganz stark gespürt.»¹*



**Der Engel von Gurs.
Elsbeth Kasser (1910–1992)**

Als Rotkreuzschwester hat Elsbeth Kasser in der dunkelsten Zeit des letzten Jahrhunderts einen ausserordentlichen Einsatz zunächst im Spanischen Bürgerkrieg und danach im südfranzösischen Internierungslager Gurs geleistet. Mitten in Elend und Not gelang es der mutigen Frau, verzweifelten Menschen zu helfen und ihnen etwas Menschlichkeit und Hoffnung zu schenken. Furchtlos und ohne Rücksicht auf ihr Leben und ihre Gesundheit, setzte sie sich grossen Risiken aus. Auch Konflikte mit den Schweizer Behörden und dem Roten Kreuz, die ihrer Ansicht nach zu wenig mutig für die Verfolgten eintraten oder sie gar abwiesen, nahm sie in Kauf.

Elsbeth Kasser war eben einmal 30 Jahre alt, als sie sich Ende 1940 entschloss, nach Gurs zu reisen. Die Schweizer Krankenschwester hatte vom Internierungslager in Südfrankreich gehört, in dem grosse Not herrschte. Es war Krieg. Deutschland hatte weite Teile Europas besetzt und die Judenverfolgung war in vollem Gange. Im Oktober jenes Jahres waren 6 500 Juden, die bisher ein bürgerliches Leben in Baden, in der Pfalz und im Saarland geführt hatten, buchstäblich über Nacht aus ihren Häusern geholt und in das entfernte, bereits von Flüchtlingen und Internierten überfüllte Lager in Gurs gebracht worden. In diesem Lager gab es nahezu nichts: kaum zu Essen, keine medizinische Hilfe, nur ungeheizte Baracken, Ungeziefer, Schmutz und Schlamm. Schon in den ersten nasskalten Herbstmonaten starben die Menschen in grosser Zahl.

Gurs – ein Internierungslager in Südfrankreich

Als Elsbeth Kasser in Gurs ankam, wurde sie von einem erstaunten Lagerkommandanten empfangen: «Er war wohl interessiert am Milchpulver aus der Schweiz, das ich anbieten konnte, wollte aber nicht begreifen, dass ich darauf bestand, um meine Arbeit bestmöglich ausführen zu können, im Lager wohnen zu bleiben. Schliesslich bekam ich ein eisernes Bettgestell und eine Decke in der Ecke einer Baracke neben dem Lagerfriedhof zugeteilt. Die erste Nacht war kalt und hart: aber ich wusste, ich war am richtigen Ort»², erzählte Elsbeth Kasser später. Was sie antraf, waren unsägliches Elend und verzweifelte Menschen. Sie beschreibt: «Es harrten 18 000 Menschen auf Hilfe. Ich wusste fast nicht wo und wie anfangen, weil es schwer war, in kurzer Zeit eine Übersicht zu haben ... Es regnete und regnete. Der Boden war in ein Schlamm-Meer verwandelt. Die Latrinenverschläge waren bis zu 100 Meter entfernt in zwei Meter Höhe auf steiler Treppe erreichbar. Arme, schwache, alte und kranke Menschen! Der Hunger nagte ... Die unterschiedlichsten Leuten [sic] mit den unterschiedlichsten Gewohnheiten waren eng zusammengepfercht und hatten Mühe, das Geschehene überhaupt zu erfassen.»³

Elsbeth Kasser gelang es innert kurzer Zeit, etwas Hoffnung und Licht in dieses von Entbehrungen, Krankheit und Tod gezeichnete Lagerleben zu bringen. Sie leistete mit sehr begrenzten Mitteln ergänzende Nahrungshilfe, insbesondere für die bedürftigsten Kinder. Vor allem aber organisierte sie für diese eine Art Schulbetrieb, sang mit ihnen, erzählte ihnen Geschichten und unterstützte auch die Erwachsenen mit Rat und Auskünften. Das strenge Lagerregime erlaubte es nicht, Kontakte über den eigenen Barackenblock hinaus zu unterhalten. Ehepaare wurden voneinander getrennt und oft auch die Kinder von den Eltern. So war es besonders wichtig, Nachrichten auszutau-

schen und Informationen von draussen weiterzugeben. Elsbeth Kasser wurde für viele zur Vertrauensperson und ihre Baracke bald zu einem Ort der Menschlichkeit in diesem menschenverachtenden Lager.

Die Deportationen nach Auschwitz

In Gurs waren viele Künstlerinnen und Künstler interniert: Maler, Musikerinnen, auch Theaterleute. Trotz der schwierigen Situation trafen sie sich – so es möglich war – zu sogenannten «Soirées». Sie organisierten Lesungen, es wurde Theater gespielt und, soweit sich Instrumente finden liessen, auch Musik gemacht. So gelang es, dank der künstlerischen Fähigkeiten vieler Menschen, so etwas wie ein kulturelles Leben zu gestalten. Einzelne Künstler fanden Gelegenheit, auf einfachem Papier und Papierresten Aquarelle und Zeichnungen zu schaffen. Viele dieser Bilder kamen später, dank illegaler Transporte, in die Schweiz. Erst nach vielen Jahrzehnten sollte Elsbeth Kasser die Kraft finden, diese an die Öffentlichkeit zu bringen. Doch davon später.

Vorerst stand ihr das Schwerste noch bevor: Die schlimmste Zeit in Gurs brach an, als im Spätsommer 1942 die ersten Deportationszüge zusammengestellt wurden. Gurs selber war kein Vernichtungslager wie Auschwitz oder Dachau. Vom grauenvollen Geschehen wusste man damals erst bruchstückhaft. Die jüdischen Internierten wurden offiziell an einen «unbekannten Ort» verschleppt. Sie schienen allerdings zu ahnen, was sie erwartete. Elsbeth Kasser versuchte zunächst, einzelne Personen vor dem Abtransport zu retten. Da die Lagerleitung jedoch stets ein festes Kontingent an Internierten für die Deportation zusammenstellen musste, wurde für jene, die flüchteten oder sich verstecken konnten, einfach Ersatz geholt: Das Soll musste erfüllt werden. Dass Elsbeth Kasser in dieser Situation nicht helfen konnte, war für sie eine traumatische Erfahrung.

Der Spanische Bürgerkrieg

Elsbeth Kasser war nicht als unerfahrene, naive junge Helferin nach Gurs gekommen. Sie hatte davor bereits einen Einsatz im Spanischen Bürgerkrieg geleistet.⁴ Wie manche junge Schweizerin war Elsbeth Kasser mit sozialistischen Frauengruppen und mit der religiös-sozialen Bewegung in Berührung gekommen. Diese Kreise engagierten sich in Spanien auf Seiten der Volksfront-Regierung. Sie sammelten Geld, organisierten Hilfstransporte und leisteten Hilfe vor Ort.

Als junge Krankenschwester kam Elsbeth Kasser zunächst in ein Sanatorium in einem spanischen Bergdorf, wo sie Typhuskranke pflegte. Dafür stand fast gar nichts zur Verfügung, oft nicht einmal Wasser. Bald erkannte sie, dass es in diesem Bürgerkrieg auf beiden Seiten Opfer gab. Die starren politischen Fronten und das Engagement nur für eine Seite machten ihr zu schaffen. Sie wollte allen helfen, die es nötig hatten, unbesehen der politischen Ausrich-

tung. Deshalb schloss sie sich – nach dem Abklingen der Typhusepidemie – dem Schweizer Zweig des internationalen Zivildienstes an, der nicht nur der republikanischen Seite verpflichtet war, sondern allen Kriegsoffern helfen konnte. Gemeinsam mit anderen überzeugten Zivildienstlerinnen und Zivildienstlern verteilte sie Lebensmittel, führte heikle Transporte durch, evakuierte Gefährdete und arbeitete in Kinderheimen. Die jungen Leute, die untereinander einen starken Zusammenhalt hatten und von der historischen Bedeutung ihres Tuns überzeugt waren, konnten ihre organisatorischen und pflegerischen Fähigkeiten voll einsetzen.

Flüchtlingen aus dem Spanischen Bürgerkrieg begegnete Elsbeth Kasser auch in Gurs wieder. Ursprünglich hatte Frankreich das Lager nämlich für diese aufgebaut. In der Folge wurden dort auch Staatenlose, «Zigeuner», «gefallene Mädchen», Illegale und «Unerwünschte» aller Art interniert. Hinzu kamen zuletzt die jüdischen Vertriebenen. Elsbeth Kasser fühlte sich auch in Gurs allen Leidenden verpflichtet.

Die Erkrankung und der rasche Tod ihres Vaters führten 1943 zum Ende ihres Engagements in Gurs. Die letzten Jahre des Kriegs verbrachte Elsbeth Kasser in der Schweiz. Nach dessen Ende finden wir sie bei verschiedenen Hilfseinsätzen: Sie half mit bei der Evakuierung von Kindern aus Frankreich. Sie war im Vernichtungslager Buchenwald, kurz nachdem dieses befreit worden war. Sie wirkte bei Kindertransporten aus Österreich, Deutschland und Ungarn mit, dies unter teils chaotischen Bedingungen. Für ihre Tätigkeit erhielt die junge Frau jetzt erste Ehrungen und Anerkennung. Verschiedene der Überlebenden berichteten in Dankbarkeit von ihrem Engagement. Für nicht wenige war Elsbeth Kasser «der Engel von Gurs». In Anerkennung ihres internationalen Einsatzes erhielt sie 1947 in Wien die renommierte Florence-Nightingale-Medaille.⁵

Neuorientierung

Dann kam eine Zeit der Neuorientierung.⁶ Im Züricher Waidspital fand Elsbeth Kasser ein neues Wirkungsfeld. Sie baute eine neuartige Therapie auf, die wir heute Ergotherapie nennen. In Ergänzung zur Physiotherapie sollte die Funktion von erkrankten Organen und Gliedern durch Beschäftigung wiederhergestellt werden. Nach Jahren der ehrenamtlichen Tätigkeit fand Elsbeth Kasser, die finanziell nicht auf Rosen gebettet war, hier eine dringend benötigte Anstellung. Neben ihrer Arbeit in der Waid gab es auch Zeiten, in denen sich Elsbeth Kasser vollständig zurückzog. Sie hatte den Hang, sich zu isolieren bis zur Selbstaufgabe. Auch machten ihr zeitlebens Rückenschmerzen zu schaffen, die auf frühe Schädigung zurückgingen. In diesen Jahren sprach sie kaum über den Krieg oder über Gurs. Erst viel später erzählte sie, dass sie ihr ganzes Leben schlimme Bilder mit sich herumgetragen hatte.

Bilder beschäftigten Elsbeth Kasser auch nach der Pensionierung. Diesmal ging es jedoch um reale Bilder; Aquarelle und Zeichnungen der Künstlerinnen und Künstler aus Gurs, die sie damals in die Schweiz hatte schaffen lassen und seither in einer Schachtel unter ihrem Bett aufbewahrte. Sie hatte

die Schachtel nie mehr geöffnet. Nach all den Jahren fühlte sie sich nun aber dazu in der Lage und verpflichtet, über das Erlebte zu berichten. Elsbeth Kasser hatte trotz des langen Schweigens nie den Ruf der Deportierten vergessen: «Schweizerschwester, sagen Sie es in Ihrer Heimat, sagen Sie es der ganzen Welt, was hier geschieht!» Aus den losen Blättern und Bildern unter ihrem Bett ist eine umfangreiche Sammlung entstanden. Diese wurde in zahlreichen Städten in ganz Europa und auch in der Schweiz gezeigt. Zuletzt war sie im Historischen Museum in Luzern zu sehen. Heute wird die Sammlung von der Stiftung Elsbeth Kasser betreut und im Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich aufbewahrt.

Quellen der Kraft

Während der zehn schrecklichsten Jahre des vergangenen Jahrhunderts setzte sich Elsbeth Kasser an verschiedenen Orten mit Unerschrockenheit und grosser Zivilcourage für die leidenden Menschen ein. Woher schöpfte diese Frau die immensen Kräfte, die es ihr möglich machten, sich dieser Aufgabe zu stellen und die vielen Widerstände zu überwinden? Eine Spur führt sicher in ihre Kindheit: Elsbeth Kasser wurde am 11. Mai 1910 als mittleres von fünf Kindern in eine Berner Pfarrfamilie geboren. Der Vater war ein typischer Land-Pfarrer.⁷ Verbürgt ist sein Engagement gegen den Alkoholismus, der in seiner Gemeinde weit verbreitet war und grosses Elend in den kleinbäuerlichen Betrieben verbreitete. In der Stube des Pfarrhauses standen vielfach Hilfesuchende, die nicht abgewimmelt wurden. Mit seinem Engagement für die Armen prägte der Vater Elsbeth Kasser. Sie hing an ihm. Deshalb traf sie das Telegramm «Vater gestorben», das sie in Gurs erreichte, auch tief.

Von der Mutter scheint Elsbeth Kasser den starken Willen und die Durchsetzungskraft bekommen zu haben. Diese war eine «von Greyerz»; sie stammte aus dem alten bernischen Adel und verkörperte eine andere Tradition, einen anderen Lebensstil als der Vater. Man war jemand und liess das die anderen auch merken. Das aristokratische Selbstbewusstsein war auch der Tochter gelegentlich durchaus anzumerken. Mutter und Tochter, beide von einem starken Willen beseelt, hatten es nicht leicht miteinander. Doch in der Familie der Mutter gab es auch Angehörige, die trotz aristokratischer Herkunft anders gestrickt waren. Entgegen dem Mainstream outeten sie sich schon im Ersten Weltkrieg als Pazifisten und engagierten sich in sozialen Werken. Sie waren es auch, die Elsbeth Kasser in Verbindung mit der sozialistischen Frauenbewegung brachten. Im Gedankengut dieser Bewegung fand sie eine neue Beheimatung und den Weg zu ihrem humanitären Engagement.

Bald aber, und damit wäre eine dritte Quelle ihrer Kraft angesprochen, war es das Leiden der Menschen, das ihr Antrieb war und Mut gab. Elsbeth Kasser sah in den herabgewürdigten und geschundenen Menschen selber den Sinn für ihren Einsatz. Sie sagte immer wieder: «Da musste ich einfach hin!» Das war ihr Begründung genug. Das Leiden war für sie nicht Schicksal und stoisch anzunehmen. Man musste etwas dagegen unternehmen und sich

gegen die Ungerechtigkeit auflehnen. Da sie das Böse in vielfältigen Formen kennengelernt hatte, waren ihr Ideologien und Parteilichkeit zuwider. Sie liess sich nicht vereinnahmen. Ihre Zuneigung galt jedem Einzelnen. In ihrer Erinnerung blieben unzählige Stimmen, die sie direkt angesprochen hatten: Mütter, die von ihren Kindern getrennt worden waren und Elsbeth Kasser einen letzten Gruss mitgegeben, Väter, die ihre Kinder angesichts des sicheren Todes ihrer Obhut anbefohlen hatten, Kleinkinder, die ihre Eltern nie würden kennenlernen.

Zivilcourage hat ihren Preis

Nicht alle fanden an Elsbeth Kassers Engagement Gefallen. Wer Zivilcourage zeigt, begibt sich zwingend in Konfliktlinien. So auch Elsbeth Kasser. Der Einsatz der jungen Leute im Spanischen Bürgerkrieg auf Seiten der Republikaner wurde in der bürgerlichen Schweiz nicht gerne gesehen. Sozialistische Bewegungen bedeuteten für sie eine Gefahr. Nur ungern stellte der Beamte im Bundeshaus der jungen Frau die nötigen Papiere aus und fragte sie, ob sie tatsächlich nach «Rotspanien» wolle.⁸ Später war das Wirken Elsbeth Kassers und anderer Rotkreuzschwestern der offiziellen Schweiz ein Dorn im Auge, weil diese ihr humanitäres Engagement über die Staatsräson setzten. Die Schweiz, auf Neutralität bedacht, schloss ihre Grenzen hermetisch ab und verunmöglichte manche Rettungsaktion vom Tode bedrohter Menschen. Auch Elsbeth musste dies erfahren; sie wurde einmal selber beim Grenzübertritt festgenommen und in Genf inhaftiert. Auch das Schweizerische Rote Kreuz betrachtete die eigenen Mitarbeiterinnen mit Argwohn. Elsbeth Kasser wurde im Gegensatz zu anderen zwar nicht entlassen, hatte aber zeitlebens ein zwiespältiges Verhältnis zu dieser Institution, welche ihrer Ansicht nach die eigenen Interessen in entscheidenden Momenten höher gewichtete als die der Verfolgten.

Elsbeth Kasser gehörte nicht zu den Menschen, die rasch zu Kompromissen bereit sind. Als starke Persönlichkeit konnte sie einen auch vor den Kopf stossen. Was sie einmal als richtig zu erkennen glaubte, setzte sie durch. Ihr Wille und ihre Durchsetzungskraft waren neben ihren Überzeugungen ausschlaggebend für ihre Ausstrahlung und ihr Wirken. Zivilcourage verträgt sich nicht mit Unsicherheit und Ängstlichkeit. Jedenfalls nicht nach aussen. Wir wissen nicht, ob Elsbeth Kasser, die sich immer wieder in äusserst gefährliche Situationen begab, selber Angst hatte. Sie sprach kaum darüber. Falls Sie Angst hatte, so liess sie sich nichts anmerken. Manche ihrer Aktivitäten waren mit den damaligen Gesetzen nicht vereinbar und hätten sie das Leben oder zumindest die Freiheit kosten können. Elsbeth Kassers Zivilcourage hatte auch ihren Preis: In nur zehn Jahren hatte die junge Frau enorm viel gegeben. Ihre Kräfte waren erschöpft. Sie litt an Rückenschmerzen und Depressionen. Erst viel später wurden aus den erlebten Traumata Erinnerungen, denen sie sich stellen konnte. Diese Erinnerungen an notleidende Menschen stellten eine Verbindung her zwischen dem Engel von Gurs von damals und der späteren, reifen Frau, die trotz ihres Alters nichts von ihrer Ausstrahlung und Überzeugungskraft verloren hatte.

Erinnerungen und Dank an Elsbeth Kasser

Noch heute gedenke ich in lebendigem Dank der Schwester Elsbeth Kasser, die die Nahrungsausgabe selber leitete und trotz ihrer anstrengenden Tätigkeit immer noch neue Worte für uns fand. «Bitte, Schwester Elsbeth, ach bitte, Schwester Elsbeth», so drang es von allen Seiten auf sie ein. Jedem erteilte sie Rat, gab Auskünfte, machte sich Notizen. Und jeder hatte sie in sein Herz geschlossen. Schwester Elsbeth war eine vielgeliebte Frau. Unbewusst war sie das. Nach jeder Speisung sangen wir noch einige Lieder. Diese machten unser Herz frei und empfänglich. Schwester Elsbeth war aber nicht nur für uns da. Sie war wirklich aufopferungsbereit, und es ist nicht übertrieben zu sagen, dass sie Tausenden das Leben gerettet hat. Sie hatte mit ihren Baracken inmitten der Wüste eine Insel des Glücks geschaffen.

Als ehemaliger Insasse erinnert sich Rolf Weinstock in seinem Lebensbericht an Elsbeth Kassers Wirken.

Auszug aus: Weinstock, Rolf: Das wahre Gesicht Hitler-Deutschlands. Häftling Nr. 59000 erzählt ..., Singen 1948, 41–54.

Liebe Elsbeth! Von vielen meiner Kameraden wurde der Wunsch geäußert, dass ich als jüngster Mitarbeiter und als Dein Sohn einige Worte [...] der Dankbarkeit und der Verbundenheit an Dich richte. Du weißt es ja selbst am besten, als Du hier her ins Lager kamst, fandest Du nichts als eine dunkle leere Baracke. Eisige Kühle herrschte. Damals sangen und spielten wir noch nicht so wie heute. Es war weder Speisung für Kinder und Kranke, noch gab es Milch für Babys und Mütter. Das alles hast du hier mit grosser Mühe und Sorgfalt geändert. Du hast eine Schule errichtet, in der wir uns weiterbilden können. Du hast uns Jungen Beschäftigung gegeben und liessst uns aus nutzlos daliegender Boden einen Garten aufbauen, der sich sehen lassen kann. Das sind nur Bruchteile deiner Arbeit, die Du hier unter so schwierigen Umständen geleistet hast [...]. Und trennen uns auch Kilometer und Grenzen, so soll das Band, das uns mit Dir verknüpft sich um kein Jota lockern und unser Briefe so sein, als wenn wir hier zueinander sprechen würden.

Camp de Gurs, 10. Juli 1941, Fritz Wertheimer.

Unter den Notizen im Nachlass Elsbeth Kassers fand sich ein handgeschriebener Dankesbrief des jungen Fritz Wertheimer, dem sich Elsbeth Kasser besonders verbunden fühlte und den sie als ihren Sohn bezeichnete. Fritz Wertheimer schrieb Elsbeth Kasser während ihres Erholungsurlaubs in der Schweiz. Er kam später ums Leben.

Archiv für Zeitgeschichte, BA Elsbeth Kasser.



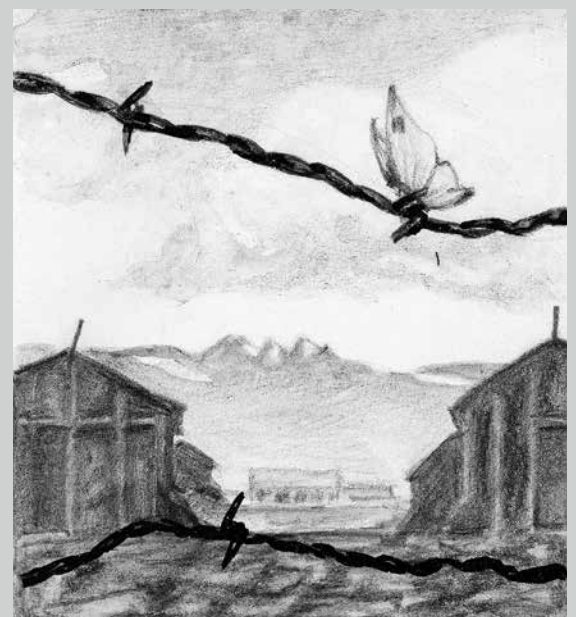
Emilie Silecka (10-jährig): Kinder in der Schweizer Baracke warten auf die Essensausgabe, o. D.

BA Elsbeth Kasser 110 © Archiv für Zeitgeschichte / Elsbeth Kasser-Stiftung



Julius C. Turner: Französische Gendarmen und Internierte bei einem Lastwagen vor der Deportation, Aquarell, 1942.

BA Elsbeth Kasser 107 © Archiv für Zeitgeschichte / Elsbeth Kasser-Stiftung



Kurt Löw und Carl Bodek: Ein Schmetterling auf dem Stacheldrahtzaun, Aquarell, 1942.

BA Elsbeth Kasser 49 © Archiv für Zeitgeschichte / Elsbeth Kasser-Stiftung

Abbildung auf der Titelseite

- Julius C. Turner: Porträt von Elsbeth Kasser, Rötzelzeichnung, 1942.
BA Elsbeth Kasser 97 © Archiv für Zeitgeschichte/Elsbeth Kasser-Stiftung

Anmerkungen

- 1 Kasser, La Croix-Rouge Suisse, 70.
- 2 Kasser, Die Künstler in Gurs, 10 ff.
- 3 Zit. nach Schmid-Ackeret, Lieber eine Kerze anzünden, 16.
- 4 Zum Einsatz in Spanien vgl. Scagnet, Der Engel von Gurs, 73; Schmid-Ackeret, Elsbeth Kasser, 132–135.
- 5 Therese Schmid-Ackeret, Hier gehöre ich hin, 54.
- 6 Vgl. Schmid-Ackeret, Elsbeth Kasser, 146–149.
- 7 Vgl. Schmid-Ackeret, Hier gehöre ich hin, 36.
- 8 Vgl. Schmid-Ackeret, Ein biografisches Projekt, 14.

Archiv

- Archiv für Zeitgeschichte (AfZ) der ETH Zürich: Nachlass Elsbeth Kasser, 1910–1993, NL Elsbeth Kasser; Sammlung Elsbeth Kasser, 1939–1943, BA Elsbeth Kasser.

Literatur

- Elsbeth Kasser-Stiftung (Hg.): Gurs – ein Internierungslager. Südfrankreich 1939–1943, Aquarelle, Zeichnungen, Fotografien, Sammlung Elsbeth Kasser, Basel 2010.
- Kanyar Becker, Helena (Hg.): Vergessene Frauen. Humanitäre Kinderhilfe und offizielle Flüchtlingspolitik 1917–1948, Basel 2010.
- Kägi Fuchsmann, Regina: Das gute Herz allein genügt nicht. Mein Leben und meine Arbeit, Zürich 1968.
- Kasser, Elsbeth: Die Künstler in Gurs, in: Bullinger, Thomas (Hg.): Gurs: ein Internierungslager in Südfrankreich 1939–1954. Zeichnungen, Aquarelle, Fotografien, Sammlung Elsbeth Kasser, Hamburg 1993, 10 ff.
- Elsbeth Kasser, la Croix-Rouge Suisse – Secours Suisse aux Enfants au Camp de Gurs, in: Gilg, Richard (Hg.): Le Secours Suisse aux Enfants dans le Sud de la France 1939 à 1947, La Chaux-de-Fonds 1990.
- Laharie, Claude: Le Camp de Gurs 1939–1945. Un camp d'internement en Béarn, Biarritz 2005.
- Mattioli, Aram: Die Konzentrationslager – die dunkle Seite der Moderne, in: Bildungsdepartement des Kantons Luzern (Hg.): Konzentrationslager, Dokumentation zum Holocaust-Gedenktag 2009, Luzern 2009, 1–17.
- Scagnet, Ernst: Der Engel von Gurs, in: Neue Zürcher Zeitung, 11.1.1992, 73.
- Schmid-Ackeret, Therese: Elsbeth Kasser 1910–1992. Ein biografisches Projekt, Zürich 1999.
- Schmid-Ackeret, Therese: Elsbeth Kasser (1910–1992), in: Kanyar Becker, Helena (Hg.): Vergessene Frauen. Humanitäre Kinderhilfe und offizielle Flüchtlingspolitik 1917–1948, Basel 2010, 130–151.
- Schmid-Ackeret, Therese: Hier gehöre ich hin, in: Rusterholz, Heinrich/Schmid-Ackeret, Therese (Hg.): Ohne Wenn und Aber dem Gewissen verpflichtet, Zürich 2000, 37–61.
- Schmid-Ackeret, Therese: Lieber eine Kerze anzünden als über Dunkelheit klagen: Elsbeth Kasser 1910–1992, in: Elsbeth Kasser-Stiftung (Hg.): Gurs – ein Internierungslager. Südfrankreich 1939–1943, Aquarelle, Zeichnungen, Fotografien, Sammlung Elsbeth Kasser, Basel 2010, 12–17.

*«Der Gedanke ist mir durch den Kopf:
‹Wenn jetzt das wirklich Deine Söhne,
Deine Töchter wären, was würdest Du machen?›
Und dann habe ich sofort gewusst,
was ich machen würde.»¹*



«Ja, Herrschaft, man sollte ... man sollte wirklich helfen gehen!»² Rösli Näf (1911 – 1996)

Rösli Näf wollte 1941 nicht tatenlos bleiben und übernahm die Leitung einer Kinderkolonie in Südfrankreich. Unter ihrer Führung gedieh La Hille zu einem Musterheim der inzwischen dem Schweizerischen Roten Kreuz untergeordneten Kinderhilfe. Als im Sommer 1942 jüdische Jugendliche aus La Hille verhaftet wurden, blieb Näf nicht passiv, sondern begab sich in das Internierungslager La Vernet und wirkte an deren Freilassung mit. Weil ihre Schützlinge im Winter 1942/43 erneut nach Auschwitz verschleppt werden sollten, beschloss sie, diesen bei der illegalen Flucht in die Schweiz zu helfen. In der Folge wurde sie ihrer Position enthoben.

Rösli Näf, die Schweizer Kinderhilfe und der Zweite Weltkrieg

Es war im Winter 1940/41 nach einem perfekten Tag auf Skiern, den die damals 30 Jahre alte Glarnerin und gelernte Psychiatrieschwester Rösli Näf erlebt hatte, als sie den Entschluss fasste, in der Flüchtlingshilfe aktiv zu werden. Ihr war klar geworden, dass ihr ein solches Glück bei dem Elend, welches der Krieg in Europa über die Menschen brachte, nicht zustand, sie deshalb helfen wollte. Da sie nicht verheiratet war, war Rösli Näf ungebunden.³ Ausserdem hatte sie zuvor mehrere Jahre für Albert Schweitzer in Afrika gearbeitet. Diese Erfahrung befähigte sie, unter erschwerten Bedingungen tätig zu sein.⁴

Näfs Entschluss ist nachvollziehbar, denn im Mai und Juni 1940 hatte die Besetzung der Beneluxländer sowie Frankreichs durch Hitler-Deutschland zu weiteren grossen Flüchtlingswellen geführt. Dass Rösli Näf in der Kinderhilfe zum Einsatz kam, war nicht zufällig, denn diese galt von offizieller Seite her als neutralitätspolitisch unbedenklich und basierte bis 1942 auf mehrheitlich privater Initiative verschiedener Hilfsorganisationen. Die Flüchtlingskinder wurden im Unterschied zu den Erwachsenen als Opfer des Nationalsozialismus angesehen, sodass deren «Unschuld» mit der Neutralität des Landes vereinbar schien.⁵ Die von Abwehr geprägte offizielle Flüchtlingspolitik tolerierte das Führen eines Heims jedoch nur ausserhalb der Landesgrenzen – wegen der Bedenken, auch die «schuldigen» Mütter aufnehmen zu müssen.⁶ Diese den Betrieb eines Kinderheims erschwerende Bedingung ermöglichte es wiederum den in der Flüchtlingshilfe tätigen Personen, die offizielle Flüchtlingspolitik zu unterlaufen und nicht zwischen jüdischen und nichtjüdischen Kindern zu unterscheiden.⁷ Koordiniert wurden die Hilfsaktionen verschiedener Hilfswerke durch die Dachorganisation Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für kriegsgeschädigte Kinder (SAK). Rösli Näf erfuhr dann auch durch ein Flugblatt der SAK, dass in Südfrankreich Leute gesucht würden.

Rösli Näfs angebotene Hilfe wurde von der SAK wegen ihrer Ungebundenheit, wegen ihrer Sprachkenntnisse, die sie sich nach der Schule als Dienstmädchen in Genf und Lugano und anschliessend noch in England angeeignet hatte⁸, sowie wegen ihrer Referenzen gerne angenommen. Man betraute sie mit der Leitung des Kinderheims La Hille in der Nähe von Toulouse. Dass sie als Frau eine Leitungsfunktion erhielt, mag zwar auf den ersten Blick erstaunen. Doch war es für Frauen im Unterschied zu den damals wehrpflichtigen Schweizer Männern leichter, ins Ausland zu gehen. Zudem sah man die Leitung eines Kinderheims als eine Arbeit an, die eher zu Frauen als zu Männern passte. La Hille, ein verfallenes Schloss, war der

SAK von den Besitzern zur Verfügung gestellt worden, war jedoch noch bis Februar 1941 unbewohnbar und musste zuerst notdürftig instand gestellt werden.⁹

Das Leben in der Kinderkolonie La Hille

Als Rösli Näf im Mai 1941 in Südfrankreich ankam, war sie über die Lebensbedingungen der Kinder entsetzt. Diese mussten vor ihrem Umzug nach La Hille in halb zerfallenen Häusern leben und hatten Wunden an den Beinen, die von der Kälte des Winters 1940/41 sowie von ansteckenden Krankheiten herrührten. Verstärkt wurde der Eindruck von Elend noch, weil auch die Mädchen wegen der Läuse kahl geschoren waren. Rösli Näf fiel aber auch die ungewöhnliche Disziplin auf, die für sie mit der Herkunft der Kinder zusammenhing, welche in der Regel aus gutbürgerlichen Häusern stammten.

Am 30. Juni konnte Näf in La Hille einziehen und die Leitung der Kolonie von dem jüdischen Flüchtling Alex Frank und dessen Frau Elka übernehmen. Die beiden hatten die Kinder zusammen mit dem aus Wien geflüchteten Ehepaar Ernst und Flora Schlesinger von Belgien nach Frankreich gebracht. In einer Schweizer Institution durfte man zwar Flüchtlinge als Arbeitskräfte einsetzen, die Leitung hatte aber in schweizerischen Händen zu liegen, erinnerte sich Näf 50 Jahre später.¹⁰ Sie wuchs rasch in ihre neue Rolle hinein und gewann an Selbstbewusstsein.¹¹

Ihre Arbeitsziele definierte Näf selbst¹²; ihre Aufgabe als «Directrice» sah sie darin, das reibungslose Funktionieren des Haushaltes für die ungefähr 90 in der Kolonie lebenden Personen zu garantieren. Diese alltäglichen Aufgaben waren mit sehr grossen logistischen Problemen verbunden – erst Anfang 1944 erhielt die Kolonie ein Telefon. Dies hatte zur Folge, dass bis zu 70 Kilometer pro Tag mit dem Fahrrad zurückgelegt werden mussten, um alles Lebensnotwendige zu organisieren. Erschwerend kam hinzu, dass sich die Bewohnerinnen und Bewohner von La Hille nur innerhalb der Gemeinde frei bewegen durften. Für eine Fahrt in die Nachbargemeinde mussten sie eine Bewilligung einholen.

Näf versuchte nicht nur in Bezug auf die Lebensmittel möglichst unabhängig zu sein, auch Kleider und Möbel wurden in La Hille selbst hergestellt, wobei die Heimleiterin grossen Wert auf die Mithilfe der Kinder und Jugendlichen legte. Die Idee, sich selber zu versorgen, trägt den Charakter der zeitgleich in der Schweiz propagierten Anbauschlacht. Zudem verfolgte Rösli Näf mit dem gemeinsamen Arbeiten die Absicht, unter den Kindern den Gemeinschaftssinn zu wecken. La Hille wurde so zum Vorbild und führte zum Beispiel zur Einrichtung einer Bauernschule in Le Chambon-sur-Lignon.

La Hille zeichnete sich auch dadurch aus, dass der Tagesablauf im Unterschied zu anderen Kolonien ohne disziplinarischen Zwang funktionierte. Beispielsweise waren genügend Ruhezeiten für die Kinder eingeplant, weil für Rösli Näf die Kinder in einer guten physischen Verfassung zu sein hatten.¹³

Unterrichtet wurden die Kinder im nahe gelegenen Dorf. Weil jedoch der Lehrer zum Kriegsdienst eingezogen worden und dessen Stellvertreter überfordert war, wurde beschlossen, Lehrpersonen aus der Schweiz kommen zu lassen. Diese lehrten neben Fremdsprachen auch Stenografie und Maschinenschreiben. Die älteren Kinder erhielten am Abend Kurse in Physiologie sowie in deutscher und französischer Literatur. Musikalische Kinder wurden zusätzlich gefördert.¹⁴

Ein wichtiges Anliegen in La Hille war auch die Berufsbildung der Jugendlichen, um ihnen eine Emigration in die USA oder nach Israel zu erleichtern. Bis im Juli 1942 war es dann auch dank erhaltener Visa gelungen, 22 Kindern aus La Hille eine Ausreise in die USA zu ermöglichen. Die frei gewordenen Plätze wurden durch jüdische Kinder aus Internierungslagern oder durch nichtjüdische französische Kinder besetzt, die in La Hille einen dreimonatigen Erholungsaufenthalt erhielten.

Diese Tätigkeit wurde jedoch damals weder gesehen noch von der offiziellen Schweiz geschätzt und anerkannt. Der Eigeninitiative Näfs und auch dem in der SAK vorhandenen, eher antiautoritären Führungsstil sowie der gelebten Gleichberechtigung sollte durch die von oben beschlossene Fusion mit dem Schweizerischen Roten Kreuz (SRK) ein Ende gesetzt werden. Anfang 1942 trat eine Organisation mit militärischem Charakter an die Spitze der Kinderhilfe, die Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes (SRK, Kh)¹⁵, die bald damit begann, aus ihrer Sicht zu aktive Frauen aus wichtigen Positionen zu verdrängen.¹⁶

Rettung der jüdischen Jugendlichen in letzter Minute

Die neue Leitung in Bern bewirkte nicht sogleich eine Änderung. Die von der SAK errichteten Heime wurden vom SRK, Kh weitergeführt, zusätzlich konnten neue Einrichtungen eröffnet werden. Ende 1942 hielten sich 1 000 Kinder in den Heimen auf, etwa 17 Prozent davon waren jüdischer Herkunft. Die grösste Gruppe jüdischer Kinder beherbergte La Hille.¹⁷ 1942 verschärfte sich die antisemitische Gesetzgebung und es kam zur Zusammenarbeit der französischen und deutschen Behörden in Bezug auf die sogenannte «Endlösung» der Judenfrage. Gesucht wurde nach französischen und ausländischen Juden. Erstere wurden noch durch die französischen Behörden geschützt; umso kooperativer zeigte man sich bei der Suche nach nichtfranzösischen Juden in der unbesetzten Zone.¹⁸ Die ersten Deportationen aus Südfrankreich fanden am 5. August statt, weitere folgten. Allein im August 1942 lieferte die deutschfreundliche Vichy-Regierung über 7 000 zusammengetriebene Personen aus. Die Menschen wurden in Viehwagen der Eisenbahn in die Nähe von Paris gebracht und von dort in Güterwagen nach Auschwitz verschleppt. Sowohl die Schweizer Gesandtschaft als auch die Presse informierten die schweizerische Regierung und die Bevölkerung über die antijüdische Entwicklung in Frankreich. Auch die SAK war informiert und wollte einen Protest veröffentlichen lassen, was das SRK, Kh aber ablehnte. Äusserungen wie die der Sekretärin der SAK, Regina Kägi-Fuchsmann, dass es eine gewisse Grenze gebe, über die hinaus man aus

Ehrfurcht vor den menschlichen Gesetzen nicht mehr vorsichtig sein dürfe, führten nicht zu einer Änderung der offiziellen Haltung.¹⁹

Aufgrund dieser Entwicklung war man sich in La Hille bewusst, dass man auch bald an der Reihe sein würde. Am 26. August um fünf Uhr früh war es dann so weit: Eine Patrouille mit 40 Gendarmen tauchte auf, um alle Jüdinnen und Juden über 16 Jahren, einschliesslich Frau Frank mit Tochter sowie das Ehepaar Schlesinger, mitzunehmen. Näf konnte die Verhaftung der 42 Personen nicht verhindern²⁰, fand aber heraus, dass sie in das Internierungslager La Vernet gebracht wurden. Sie beschloss, ohne Besuchererlaubnis vorzusprechen. Am 27. August wurde sie dort dank ihres Schweizer Rot-Kreuz-Abzeichens zum «chef d'administration» vorgelassen. Dabei handelte es sich um einen französischen Offizier, der einen Teil seiner Kindheit in der Schweiz verbracht hatte und der für sie beim Lagerdirektor ein gutes Wort einlegte. Dieser erlaubte Rösli Näf, sich frei im Lager zu bewegen. Die verhafteten Jugendlichen waren bei ihrem Anblick überglücklich. Näf und ihre Schützlinge hielten sich in jenen Baracken auf, in denen die für die Deportation bestimmten Jüdinnen und Juden untergebracht waren. Bis der Abtransport der insgesamt 400 Menschen durchgeführt war, mussten die Directrice und die ihr anvertrauten Jugendlichen im Lager bleiben. Erst am 1. September, als der Abtransport bereits in vollem Gange war, durfte Näf den Jugendlichen mitteilen, dass sie dank Verhandlungen von Maurice Dubois, dem Delegierten des SRK, gerettet waren. Freude kam jedoch nur begrenzt auf, mussten doch die Freigelassen mitansehen, wie alle Insassen in die Viehwagen geschoben wurden. Sie erlebten auch schreckliche Szenen und sahen zum Beispiel, wie Eltern ihre Kleinkinder zurücklassen mussten. Näf wurden Adressen, letzte Gegenstände und Nachrichten anvertraut. Sie hielt die Kinder an, die leeren Baracken in Ordnung zu bringen, um irgendetwas zu tun und nicht denken zu müssen. Sie selbst musste ihre ganze Selbstbeherrschung aufbringen, um beim Anblick der getetzten Gesichter, die sie aus den kleinen Öffnungen der Viehwagen anstarrten, nicht laut loszuweinen.²¹

Am 2. September durften die Directrice und ihre Schützlinge einschliesslich der jüdischen Mitarbeitenden nach La Hille zurückkehren. Kurze Zeit später wurde noch einmal ein jüdischer Mitarbeiter abgeführt, der jedoch erneut durch Dubois befreit werden konnte. Für Näf war es dann auch eindeutig das Ehepaar Dubois, dem sie die Rettung ihrer Schützlinge und vieler anderer verdankte.²²

Illegale Fluchthilfe und Entlassung

Nach den Erlebnissen im Lager La Vernet waren alle Beteiligten überzeugt, dass ihnen durch das SRK, Kh nicht mehr geholfen werden könne. Sie begannen deshalb, Fluchtpläne zu schmieden – Ziel war auch die Schweiz. Zur Zuspitzung der Situation kam es, als im Dezember 1942 allen jüdischen Menschen in einem Aufruf im Radio befohlen wurde, sich bei den lokalen Behörden zu melden. Näf war dadurch als Leiterin von La Hille in eine delikate Lage geraten. Eine illegale Einreise in die Schweiz war nicht Teil der offiziellen Flüchtlingshilfe.²³

Die in Kleingruppen organisierte Rettungsaktion lief problemlos an und die Schützlinge verliessen La Hille im Abstand von ein bis zwei Tagen. Mithilfe anderer Mitarbeitenden des SRK, Kh, wie Germaine Hommel, der Directrice von Saint-Cergues, und der Schweizer Mitarbeiterin Renée Farny, kamen die Kinder der ersten Gruppen gut jenseits der Grenze an und die Aktion konnte vor der offiziellen Stelle in Bern geheim gehalten werden. Als dann aber bei einem der letzten Fluchtversuche die Kinder von Grenzwächtern aufgegriffen wurden, blieb Näf nichts anderes übrig, als La Hille zu verlassen, um vor Ort mithilfe der anderen Mitwissenden aktiv zu werden.²⁴

Ans Tageslicht kamen die Ereignisse wegen eines Mitarbeiters, der einen Teil einer Unterhaltung über das Vorgefallene belauscht und danach in Genf bei der dortigen Sektion des Roten Kreuzes Bericht erstattet hatte. Es folgten erste interne Verhöre. Hugo Remund, der Präsident des SRK, Kh, enthob Näf und Hommel zugleich präventiv von ihrer Position, obwohl zu diesem Zeitpunkt weder von deutscher noch von französischer Seite eine offizielle Reaktion erfolgt war. Anschliessend folgten weitere Untersuchungen. Die Eigeninitiative Näfs und Hommels wurde zwar von ihren Vorgesetzten der SAK gerügt, gleichzeitig zeigten diese aber auch Verständnis und werteten die Tat als Folge eines «mütterlichen Instinkts», um so die politische Komponente der Angelegenheit herunterzuspielen. Auch Edouard de Haller, der Delegierte des Bundesrates für Internationale Hilfswerke, sah in diesen Ereignissen nicht mehr als einen «Betriebsunfall», der es nicht wert sei, zu einer grossen Angelegenheit aufgebauscht zu werden.

Am 26. Januar 1943 wurde die definitive Entlassung Näfs und Hommels aus ihren Funktionen entschieden, trotz des Protests der anwesenden Vertreter der SAK. Dies lag auch daran, dass Remund inzwischen in eigener Regie beim Deutschen Roten Kreuz vorgeschlagen hatte, sodass dieses über die Fluchthilfe informiert war. Zugleich wollte das SRK, Kh ein Exempel statuieren. Maurice Dubois wurde es freigestellt, ob er die beiden Frauen zurück in die Schweiz schicken oder an anderer Stelle einsetzen wollte. Eine leitende Funktion oder unabhängiges Handeln sollten jedoch nicht mehr möglich sein.²⁵ Die Frauen entschieden sich für eine Rückkehr in die Schweiz, wo Näf während des Kriegs weiter in der Hilfsarbeit tätig war. Nach dem Krieg bewirtschaftete sie während vieler Jahre einen Bauernhof in Dänemark.²⁶

Rösli Näfs selbstloses Verhalten blieb in La Hille nicht ohne Folgen. Nach ihrem endgültigen Weggang am 8. April 1943 vergrösserte sich der Kreis derjenigen, die bereit waren, jüdische Kinder und Jugendliche notgedrungen auch illegal zu retten. Die an der Grenze gefassten Jugendlichen und Erwachsenen wussten von dieser Entwicklung jedoch nichts, die meisten von ihnen kamen in den Vernichtungslagern um.²⁷

Weisungen an die Mitarbeitenden des SRK, Kh

«Eine strikte politische, konfessionelle und ideologische Neutralität»

Die jüngsten Ereignisse in Frankreich haben Ihre Arbeitsbedingungen noch heikler gemacht.

Manche von den Behörden in Frankreich getroffene Massnahmen haben bei einigen von Ihnen einen Gewissenskonflikt ausgelöst, der sich aus dem Widerspruch zwischen Ihrer Mission als Mitarbeiter des Schweizerischen Roten Kreuzes, Kinderhilfe und der Anwendung der Regierungsverordnungen ergibt.

Die Zukunft ist gewiss voller Widersprüche und es kann noch zu schwierigeren Situationen kommen. Wir halten es daher für nützlich, Ihnen nachstehend die Verhaltensregeln mitzuteilen, welche die Mitarbeiter des Schweizerischen Roten Kreuzes in Frankreich streng befolgen müssen.

Unsere Arbeit in Frankreich ist eine von jeder ideologischen Betrachtung unabhängige Hilfstätigkeit für kriegsgeschädigte Kinder. Es ist daher natürlich, dass wir eine strikte politische, konfessionelle und ideologische Neutralität einhalten.

Die Gesetze und Verordnungen der französischen Regierung sind genau auszuführen, und es steht Ihnen nicht zu, zu prüfen, ob sie Ihren eigenen Überzeugungen entsprechen oder nicht. Wir sind Ausländer in Frankreich und für die Kinderhilfe im Rahmen der französischen Gesetzgebung hergekommen. In der Schweiz erlauben wir ausländischen Einwohnern auch nicht, über unsere Gesetze zu diskutieren und sich ihnen zu widersetzen. Wir kennen

die Haltung der Leiter der katholischen und protestantischen Kirche gegenüber gewissen Weisungen aus Vichy, aber als Vertreter des Schweizerischen Roten Kreuzes dürfen wir uns von dieser Opposition nicht beeinflussen lassen. Sie haben in der Schweiz wohl das Recht, sich zu äussern und gemäss Ihrer religiösen oder politischen Überzeugungen zu handeln, aber nicht in Frankreich, wo Sie eine strikte Neutralität zu respektieren haben, als Ausländer in einem Land, das Sie als Mitarbeiter des Schweizerischen Roten Kreuzes, Kinderhilfe zugelassen hat, welches eine humanitäre Mission erfüllt.

Die französische Regierung schenkt uns für unsere Mission der Kinderhilfe das Vertrauen. Diese Arbeit kann nur getan werden, wenn wir dieses Vertrauen nicht durch unüberlegtes Handeln erschüttern.

Sollte sich die Lage in Zukunft so entwickeln, dass Sie die Erfüllung Ihrer Aufgabe als unmöglich betrachten, bitten wir Sie, Ihren Rücktritt einzureichen, anstatt Ihre Arbeit fortzusetzen und das Ansehen des Schweizerischen Roten Kreuzes und unseres Landes zu gefährden.

Message du Comité exécutif de la Croix-Rouge suisse, Secours aux enfants, à ses collaborateurs en France pour le secours aux enfants victimes de la guerre, 8.2.1943, in: CRS/SAE-Archiv, XXI C-02, 6, übersetzt zitiert aus: Nessi, Serge: Die Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes 1942–1945 und die Rolle des Arztes Hugo Oltramare, Wien 2013, 218f.

Bericht der Leiterin des Kinderheims Château de la Hille

Noch ist es ziemlich dunkel; um nicht zu viel Aufsehen zu machen, zünde ich meinen Weg zur Haustüre mit einer Taschenlampe. Etwas zittrig schiebe ich den alten schweren Eisenbarren zurück; die Lampe, die nun plötzlich in der Türöffnung zwei Gendarmen beleuchtet, entfällt mir fast vor Schreck. Also doch! Die Gendarmen finden zuerst die Sprache, mit der Frage, warum ich denn so erschrecke, worauf ich sagte, dass es wohl an mir zu fragen sei, was sie hier zu suchen hätten. Nun wurde ich erst einmal mit einer Lüge beruhigt, man sei einfach auf Tournee, wie das oft der Fall sei, und hier sei man vor dem Wind geschützt. Nur halb überzeugt, bat ich sie, doch einzutreten, da es drinnen doch besser sei wegen des Wetters. Mit aller Höflichkeit wurde es abgelehnt.

Inzwischen hatte die Mitarbeiterin Näfs jedoch festgestellt, dass auch bei der hinteren Tür des Schlosses zwei Gendarmen standen:

Nun waren wir ganz sicher, was es geschlagen hatte. [...] Dann wollte ich wieder in mein Zimmer zurück,

um mich schnell besser anzuziehen. Die Treppe war schon verbarrikadiert mit Gendarmen. Wie ein einziges grosses vielgliedriges Ungeheuer kamen sie die Treppe hinauf, etwa 20 an der Zahl. Der Chef der Gendarmerie von Pamiers an der Spitze befahl mir, ihm zu folgen, er müsse mit mir sprechen. Ich bat ihn, mich ankleiden zu dürfen, was er mir nicht erlaubte. Im unteren Stock zeigte er eine Liste mit über 40 Namen von Kindern über 16 Jahren samt dem israelitischen Personal, die beiden Damen Frank und Herrn und Frau Schlesinger; er habe den Befehl, alle zu verhaften; sie könnten 30 kg Gepäck mitnehmen. Ich schrie dem Mann ins Gesicht, dass ich das unerhört finde und nie geglaubt hätte, dass man ein Werk des Schweizerischen Roten Kreuzes nicht respektiere.

SRK-Archiv, SAE, XXI C, 01, Mappe 1. Zitiert aus: Schmidlin, Antonia: Eine andere Schweiz. Helferinnen, Kriegskinder und humanitäre Politik 1933–1942, Zürich 1999, 268f.



Das vom Schweizerischen Roten Kreuz, Kinderhilfe (SRK, Kh) übernommene Signet der Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für kriegsgeschädigte Kinder (SAK).

SRK-Archiv, SAE, I, 02, Mappe: Divers 1940–41. Der Hinweis entstammt: Schmidlin, Antonia: Eine andere Schweiz. Helferinnen, Kriegskinder und humanitäre Politik 1933–1942, Zürich 1999, 217. Mit freundlicher Genehmigung des Schweizerischen Roten Kreuzes.

Rösli Näf erinnert sich 50 Jahre später an ihre Arbeit mit den jüdischen Flüchtlingskindern

Die Kinder waren glücklich. [...] Ja, ich bekam dann natürlich auch Freude an der Arbeit. [...] Ich habe dann erst, so nach 14 Tagen etwa, einmal irgendeine Szene, die ich beobachtet hatte [...], angefangen zu studieren. Denn wir waren ja auch in der Schweiz ein bisschen, eh, wie soll ich sagen, [...] man konnte ja die wunderbare Propaganda, die der Hitler gemacht hat, nicht ganz absperren, über die Juden zum Beispiel. [...] Ich bin da also wütend geworden und habe gedacht: «Ja, jetzt sieht man nur wieder, was die Propaganda alles macht.» Das sind so nette *Gofe*, habe ich gefunden. Ich habe einfach mehr und mehr Freude an der Art und Weise, an der Haltung, die sie gehabt hatten.

Auszug aus einem Interview von Antonia Schmidlin mit Rösli Näf vom 28.4.1993, in: Schmidlin, Antonia: Eine der «mutigen, heldenhaften Frauen, zu denen unsere Schweiz mit Stolz hinaufblickt». Rösli Näf, in: Kanyar Becker, Helena (Hg.): Vergessene Frauen. Humanitäre Kinderhilfe und offizielle Flüchtlingspolitik 1917–1948, Basel 2010, 152–170.

Die Gesprächsprotokolle von Antonia Schmidlin mit Rösli Näf tragen den Titel «Gesprächsprotokolle Oral History» und sind unter der Signatur FD Antonia Schmidlin/51 im Archiv für Zeitgeschichte in Zürich zu finden.

Abbildung auf der Titelseite

- Rösli Näf (rechts) mit der SAK-Mitarbeiterin aus Toulouse, Frau Parera, die das Kinderheim La Hille 1942 besuchte. Schweizerisches Bundesarchiv CH-BAR#J2.15-02#1969/7#414*. Mit freundlicher Genehmigung des Schweizerischen Roten Kreuzes.

Anmerkungen

- 1 Zit. nach Schmidlin, Eine andere Schweiz, 176.
- 2 Zit. nach ebd., 304.
- 3 Ebd., 176.
- 4 Ebd., 166.
- 5 Ebd., 15. Zum Umgang der Behörden mit jüdischen und staatenlosen Kindern siehe Lienert, Wir wollen helfen, 138.
- 6 Vgl. Schmidlin, Eine andere Schweiz, 123.
- 7 Ebd., 143.
- 8 Ebd., 175.
- 9 Ebd., 165.
- 10 Interview von Antonia Schmidlin mit Rösli Näf, 28.4.1993, vgl. Schmidlin, Eine andere Schweiz, 165–166.
- 11 Ebd., 179.
- 12 Vgl. Schmidlin, Eine der mutigen, heldenhaften Frauen, 158.
- 13 Vgl. Schmidlin, Eine andere Schweiz, 169 f.
- 14 Ebd., 171 f.
- 15 Vgl. Lienert, Wir wollen helfen, 138.
- 16 Zur Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes in diesen Jahren siehe: Nessi, Kinderhilfe.
- 17 Vgl. Schmidlin, Eine andere Schweiz, 252–258.
- 18 Vgl. Nessi, Kinderhilfe, 202.
- 19 Vgl. Schmidlin, Eine andere Schweiz, 261–265.
- 20 Vgl. dazu Rösli Näfs Schilderung auf den Quellenseiten.
- 21 Vgl. Schmidlin, Eine andere Schweiz, 272.
- 22 Ebd., 272 f.
- 23 Vgl. dazu Roschewski, Rothmund und die Juden, 15–20.
- 24 Vgl. Schmidlin, Eine andere Schweiz, 304–309.
- 25 Vgl. Nessi, Kinderhilfe, 217.
- 26 Vgl. Schmidlin, Eine andere Schweiz, 315; Schmidlin, Eine der mutigen, heldenhaften Frauen, 169.
- 27 Vgl. Schmidlin, Eine andere Schweiz, 316–317.

Literatur

- Friedländer, Vera: Die Kinder von La Hille. Flucht und Rettung vor Deportation, Berlin 2004.
- Lienert, Salome: «Wir wollen helfen, da wo Not ist». Das Schweizer Hilfswerk für Emigrantenkinder 1933–1947, Basel 2011.
- Nessi, Serge: Die Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes 1942–1945 und die Rolle des Arztes Hugo Oltramare, Wien 2013.
- Roschewski, Heinz: Rothmund und die Juden. Eine historische Fallstudie des Antisemitismus in der schweizerischen Flüchtlingspolitik 1933–1957, Basel, Frankfurt a. M. 1997.
- Schmidlin, Antonia: Eine andere Schweiz. Helferinnen, Kriegskinder und humanitäre Politik 1933–1942, Zürich 1999.
- Schmidlin, Antonia: Eine der «mutigen, heldenhaften Frauen, zu denen unsere Schweiz mit Stolz hinaufblickt». Rösli Näf, in: Kanyar Becker, Helena: Vergessene Frauen. Humanitäre Kinderhilfe und offizielle Flüchtlingspolitik 1917–1948, Basel 2010, 152–170.

«Essen Sie das doch mal, Herr Bundesrat!»



**Nazi-Rassenkrieg an der Ostfront, Flüchtlingsnot
im Schweizerlager, Antijudaismus im Elternhaus.
Ruth Herz-Hablützel (1915 – 2008)**

Eine 27-jährige Krankenschwester nahm 1943 vor Bundesrat Eduard von Steiger kein Blatt vor den Mund, als dieser ein Auffanglager für Zivilflüchtlinge im Berner Seeland besuchte. Doch nicht nur bei dieser Gelegenheit bewies die junge Frau eine bewundernswerte Portion Zivilcourage, sondern auch in ihrer Entscheidung für ihren späteren Mann. Am Beispiel der Biografie dieser Schweizerin zeigt sich, wie eng die Schweizer Geschichte des 20. Jahrhunderts mit den Entwicklungen im europäischen Umfeld verflochten war. In ihrem Berufs- oder im Privatleben waren viele Menschen vor die Herausforderung gestellt, für ihre Überzeugungen und Werte einzustehen.

Krankenschwester an der Ostfront

Ruth Hablützel wurde 1915 geboren und stammte aus Winterthur. Sie kam aus einer gläubigen katholischen Familie und wurde, nach eigener Aussage, apolitisch erzogen. Als junge Frau besuchte Ruth Hablützel die Schwesternschule. Mit 26 Jahren, als politisch naive und grossherzige Krankenschwester, wie sie sich nachträglich schilderte, meldete sie sich 1941 für eine Hilfsmission unter dem Patronat des Roten Kreuzes. Wie alle anderen 29 Pflegerinnen und 30 Ärzte der 3. Schweizer Ärztemission an die Ostfront störte es sie nicht, dass sie sich dabei dem deutschen Militärstrafrecht unterstellen und zum Schweigen über alles Gesehene verpflichtet musste. Sie wollte «einfach» an der Kriegsfrente Verwundeten helfen. Viele der teilnehmenden Ärzte sahen es auch als Weiterbildung.¹ Doch ins städtische Krankenhaus in Riga, wo Ruth Hablützel Augenverletzte umsorgte, gelangten nur deutsche Verletzte, die sie pflegen musste. «Russen» wurden nicht behandelt. Dies widersprach der angekündigten Absicht, neutral unter dem Patronat des Roten Kreuzes allen Bedürftigen humanitäre Hilfe zukommen zu lassen.²

Während ihres Einsatzes im Sommer 1942 im fernen Lettland wurde Ruth Hablützel auf einem Spaziergang in Riga zufällig Zeugin einer Militäroperation. Sie beobachtete, wie ein Lastwagen neben einem Friedhof nackte Leichen in eine ausgehobene Grube kippte und wie diese dann verscharrt wurden. Auf ihre Nachfrage, was da vor sich gehe, gab ihr ein deutscher Soldat lapidar zur Antwort: «Es sind nur Juden aus der Gegend.»³

Das blieb nicht Hablützels einzige Erfahrung mit dem Rassenhass. Beim Betreuen der meist jungen Wehrmachtssoldaten in der Augenklinik erkannte sie, wie tief sich bei diesen der Wahn des Nationalsozialismus festgesetzt hatte. Dies lässt sich auch in den Einträgen von Soldaten nachlesen, die der «guten Schwester Ruth» oder gar «Mutti» die Pflege mit persönlichen Worten und beigelegter Foto in ihrem Tagebuch verdankten.⁴ Nach ihrer Heimkehr Ende September 1942, ernüchtert und erschüttert vom dreimonatigen Einsatz, meldete sich Ruth Hablützel umgehend zur Betreuung von Flüchtlingen, «um jetzt den jüdischen Opfern zu helfen», wie sie sich später ausdrückte.⁵ Im Berner Seeland betrieb die Schweiz unweit des Städtchens Büren an der Aare ein Auffanglager für Zivilflüchtlinge.⁶

Pflegerin im Auffanglager

Im Spätsommer 1940 liess das Militärdepartement bei Büren an der Aare ein Interniertenlager für 6 000 polnische Soldaten erstellen, die im Juni als Teil

der 45. französischen Armee vor deutschen Truppen in die Schweiz geflohen waren. Die Schweiz hatte als neutraler Staat aufgenommene fremde Militärpersonen nach völkerrechtlichen Bestimmungen zu internieren. Anfänglich waren diese von der Grenze weg in Tälern und Dörfern zerstreut und improvisiert einquartiert worden. Nun wollte man sie zentral in einem grossen, mit Stacheldraht umzäunten Barackendorf unterbringen. Das neu entworfene Lager, in der Planungsphase «Concentrationslager» genannt, wurde aus humanitärer wie aus Neutralitätspolitischer Sicht als effiziente und gute Lösung betrachtet. Doch eine Revolte kurz nach der Eröffnung Ende 1940 führte zur Einsicht, dass solche Grosslager untauglich sind.⁷ Noch bis im Frühjahr 1942 diente die Anlage bei Büren an der Aare (mit einem Grosslager auf der Insel im Altlauf der Aare und einem Spitallager in Oberbüren) als «Polenlager».⁸ Danach wurden die rund 3 500 Insassen auf kleinere Lager verteilt. Ab Sommer 1942 bis Ende 1946 fand das teilweise abgebaute Lager immer wieder notfallmässige Verwendung als Auffanglager. Die Belegungsliste widerspiegelt die verschiedenen Phasen des Weltkriegs und führt die jeweiligen Opfer auf: jüdische Terrorflüchtlinge 1942/43, elsässische Refraktäre und italienische Militärflüchtlinge 1943/44, Kriegsflüchtlinge verschiedenster Nationalität 1944/45 und sowjetrussische Heimkehrverweigerer 1945/46.⁹

Als Hablützel ihren Einsatz in Büren begann, standen die militärischen Vormachtverhältnisse in Europa kurz vor der Wende. Die Anti-Hitler-Koalition wurde immer stärker, der grosse Respekt vieler Schweizer vor Nazideutschland blieb aber noch uneingeschränkt.¹⁰ Seit dem «Endlösungsentscheid» von Ende Januar 1942 jagten die Nazis die Juden nicht mehr aus den beherrschten Gebieten, wie sie es seit 1933 zehn Jahre lang praktiziert hatten: Jetzt versuchten sie, diese Entrechteten und Verfolgten überall einzufangen, um sie in die Vernichtungslager zu deportieren.¹¹ Tausende flohen und suchten Zuflucht in der neutralen Schweiz. Trotz geschlossener und bewachter Grenzen strömten täglich Männer, Frauen und Kinder ins Land, vor allem bei Genf. Die Behörden liessen im Sommer 1942 einige Baracken des ehemaligen «Polenlagers» notdürftig für die Flüchtlinge herrichten. Hier meldete sich Ruth Hablützel. Im Lager fiel sie rasch und wiederholt auf, weil sie sich für die Flüchtlinge einsetzte, indem sie ihnen etwa zusätzliche Essensrationen beschaffte. Sie stand zu ihnen, die sich wie Gefangene behandelt fühlten.

Über die Zustände im Lager wurde dem Bundesrat seit Herbst 1942 viel Kritik zugetragen. Eduard von Steiger, der Vorsteher des eidgenössischen Justiz- und Polizeiwesens, der für die zivilen Unterkünfte im Land zuständig war, reiste am 16. Januar 1943 aus Bern an. Er wollte den Lagerbetrieb und den Umgang mit den rund 900 vor allem jüdischen Flüchtlingen im provisorischen Auffanglager persönlich in Augenschein nehmen.¹² In einer Holzbaracke stellte die 27-jährige Krankenschwester dem hohen Besuch kurzerhand eine Schüssel übel riechender Bohnen hin mit den Worten: «Essen *Sie* das doch mal, Herr Bundesrat!»¹³

Schwester Ruths mutiger Auftritt war wohl nicht nur für die damals üblichen hierarchischen Verhältnisse eine beeindruckende Aktion von Zivilcourage. Der blossgestellte Lagerkommandant bestrafte die «unverschämte Zürcherin» mit zwei Wochen Barackenarrest. Sie durfte in dieser Zeit ihre Unterkunft nicht verlassen – ausser, um in das ihr anvertraute Krankenzimmer der Männer

zu gehen. Als es nötig wurde, Medikamente in der Apotheke des Städtchens Büren zu holen, gab man ihr eine Zwei-Mann-Patrouille Schweizer Soldaten mit, die sie, links und rechts laufend, mit auf dem Gewehr aufgepflanztem Bajonett begleiten mussten.¹⁴

Wie der Magistrat, der aus einer alten Berner Bürgerfamilie stammte, auf den Vorwurf reagierte, ist nicht überliefert. Hingegen lässt sein Anordnen einer Sitzung auf den nächsten Tag in Bern mit allen Zuständigen darauf schliessen, dass er die misslichen und unakzeptablen Verhältnisse erkannt hatte – oder wollte er bloss einem politischen Skandal vorbeugen?¹⁵

Das Essen im Lager soll nach dem Bundesratsbesuch etwas besser geworden sein. Zudem konnten kurz darauf die Frauen und Kinder, später auch nach und nach die Männer, in für zivile Flüchtlinge geeignetere Unterkünfte umziehen. Der Lagerleiter – den die Insassen spöttisch «Hauptmann Rüebli» nannten, da es fast täglich Rüben zu essen gab – wurde zwei Monate später nach einer militärgerichtlichen Untersuchung wegen Unterschlagung und Betrugs verurteilt und aus dem Militär entlassen.¹⁶

Bruch mit dem Elternhaus

Im Lager in Büren lernte Ruth Hablützel als Krankenzimmerleiterin Ende 1942 Harry Herz, einen Flüchtling aus Berlin, kennen und schätzen. Die beiden entschlossen sich kurz vor Kriegsende zur Heirat. Der Zweite Weltkrieg war Anfang März 1945 in Europa noch nicht zu Ende, als Ruth Hablützel ihre Eltern in Winterthur darüber informierte.

Ihr drei Jahre jüngerer Bruder, der Medizin studiert hatte, hatte als fanatischer Frontenanführer seit dem Gymnasium mit dem Nationalsozialismus sympathisiert. Damit hatte er auch wiederholt die eigene Familie terrorisiert. Als Hitler-Deutschland im Krieg immer mehr ins Hintertreffen geriet, begann er aus Angst vor den vorrückenden «Russen» Bomben zu basteln. Dabei kam es zu einem Unfall, bei dem er sich tödlich verletzte. Die Eltern hatten den Rechtsradikalismus ihres Sohnes immer abgelehnt. Aber die Absicht der Tochter, einen Juden zu heiraten, wollte insbesondere der Vater, ein gläubiger Katholik und praktizierender Arzt, ebenfalls nicht akzeptieren. Er wies Ruth mit den Worten die Tür: «Einen Juden heiraten! Du hast zwei Stunden zum Zusammenpacken!» Entgeistert bündelte sie ihre Habseligkeiten und verliess ihr Elternhaus für immer.¹⁷

Ruth Hablützel blieb bei ihrem Entschluss. Sie litt aber sehr unter dem Familienausschluss und nahm auch die daraus folgende weitgehende Mittellosigkeit auf sich. Im Juli 1945 erlaubte der Zürcher Regierungsrat dem staatenlosen Harry Herz, sie zu heiraten. In der veröffentlichten Meldung lässt sich nachlesen, dass Frau Herz-Hablützel ihr Schweizer Bürgerrecht so lange behalten könne, wie ihr aus Deutschland ausgebürgerter Mann kein anderes Bürgerrecht habe. Zudem hatte sie mit ihrem gesamten Ersparten für diese «Kautionssehe» zu haften. Ihr Sparbüchlein wurde deshalb von der Schweizerischen Volksbank als Pfand eingezogen.¹⁸ 1945 und 1948 kamen zwei Töchter zur Welt. Obwohl die Familie sie christlich erzog, fühlen sich diese mehr mit

dem jüdischen Glauben verbunden. Die Ehe von Ruth und Harry Herz-Hablützel hielt 62 Jahre lang bis zu Ruths Tod im Jahr 2008.¹⁹ Harry feierte 2014 seinen 100. Geburtstag.²⁰

Zivilcourage

Die drei geschilderten Erlebnisse gehören zu einem 92-jährigen Frauenleben in der Schweiz des 20. Jahrhunderts. Ein Land, von dem man sagt, es hätte sich im Zweiten Weltkrieg neutral verhalten und sei mitten in Europa glücklicherweise von Krieg und Elend verschont geblieben. Ruth Hablützel sah sich in den vier Jahren zwischen 1942 und 1945 dreimal vor existenzielle Fragen gestellt. Ihr Handeln führte jedes Mal zu Konsequenzen, die sie zu tragen hatte:

- Als sie beim gutgläubig eingegangenen Hilfseinsatz an der Ostfront erkennen musste, wie rassistisch und parteiisch vor Ort agiert wurde und sie Zeugin des Eroberungs- und Vernichtungskrieges wurde.
- Als sie sich in Büren – ein halbes Jahr älter und durch die Erfahrung reifer – beim damals höchsten zuständigen Magistraten unerschrocken und selbstlos für die hungrigen Zivilflüchtlinge einsetzte und die dafür verfügte Strafe ungerührt auf sich nahm.
- Als sie sich als bald 30-Jährige beim Entweder-Oder des Vaters für Harry Herz, für den Juden, für den Mittel- und Staatenlosen und gegen das apodiktische Familienoberhaupt, gegen seinen Antijudaismus und damit – alternativlos – auch gegen ihre Familie entschied.

Nachtrag

Im Sommer 2007 war ein befreundeter Historiker zu Besuch, der aus der ehemaligen DDR stammt. Für eine Ausstellung lag das Tagebuch von Ruth Hablützel bereit. Darin ist im vorderen Teil zu lesen, wie sich die deutschen Täter bei der «guten Schwester Ruth» und weiter hinten die jüdischen Opfer beim «Engel von Büren» bedankten. Plötzlich erstarrte der deutsche Historiker angesichts eines Fotos. Es zeigte einen Wehrmachtsoffizier, auf einem Zugwagen sitzend. «Das ist ja mein Grossvater!», entfuhr es ihm. 65 Jahre nach der Fotoaufnahme sass der Enkel bei Ruth Hablützel in Zürich und versuchte, etwas über seinen Grossvater herauszufinden.

«Die Teilnehmer verpflichten sich zur strikten Befolgung der [...] beschlossenen Anordnungen.»

Komitee für Hilfsaktionen
unter dem Patronat des
Schweiz. Roten Kreuzes

Bern, den 11. Juni 1942.

XVI.

B e f e h l

für die Teilnehmer der 3. Aerztemission an die Ostfront.

1. Die Aerztemission steht unter der Leitung von Prof. Merke, Chefchirurg am St. Claraspital in Basel.
2. Die Teilnehmer unterstehen der deutschen Wehrmichtsgerichtsbarkeit, den Strafgesetzen und der Disziplinarstrafordnung für das deutsche Heer.
3. Die Teilnehmer verpflichten sich zur strikten Befolgung der von der Leitung beschlossenen Anordnungen.
4. Ueber alle Beobachtungen medizinischer Natur gilt das ärztliche Berufsgeheimnis.
5. Jede Kritik oder Diskussion politischer Natur ist verboten. Taktvolles Benehmen den deutschen vorgesetzten Stellen und der Bevölkerung gegenüber ist Ehrensache.
6. Die Teilnehmer grüssen nach Schweizergebrauch. Ledergurt und Pistole wird über dem Mantel getragen. Offizielle Anlässe: Gehhose - kein Ledergurt.
7. Verboten ist: Photographieren, Schmuggeln von Briefen und Gegenständen auf Hin- und Rückreise, Schwarzhandel in jeder Form.
8. Vorträge und Publikationen über die Erfahrungen in der Aerztemission dürfen nur mit Einwilligung des Komitees stattfinden.
9. Aerzte, Rechnungsführer, Krankenwärter und Motorfahrer erhalten beim Einrücken Munition gegen persönliche Quittung. Nach Rückkehr der Mission und vorgängig deren Entlassung wird die restliche Munition zurückgegeben. Verschossene Munition ist zu begründen.
Pistole: Lader im Griff. Revolver: nicht geladen.
Die Waffen dürfen nur auf Befehl laufgeladen werden.
10. Dem Leiter der Aerztemission steht das Recht zu, Teilnehmer, deren Verhalten zu Beanstandungen Anlass gibt, jederzeit nach Hause zu entlassen.

Das unterzeichnete Mitglied der 3. Aerztemission hat Kenntnis genommen von diesem Befehl und verpflichtet sich, ihm genau nachzukommen.

R. H. K. ... B. ... S. Winterthurer.....
(Ort und Datum) (Unterschrift) 12.6.42.

1 Exemplar ist unterschrieben zurückzusenden bis 15.6.1942.

Komitee für Hilfsaktionen
unter dem Patronat des
Schweiz. Roten Kreuzes
i. a. *Martz*
Major Martz

Aufgrund dieses Passus hatten alle Teilnehmenden der unter dem Patronat des Schweizerischen Roten Kreuzes stehenden Ärzte- und Krankenschwestern-Hilfsaktion an die Ostfront im Voraus unter Eid ein Schweigegebot abzulegen. Daran hielten sich fast alle bis an ihr Lebensende, bzw. bis 1990, als sie offiziell davon entbunden wurden.


Der individuell von allen Beteiligten der 3. Ostfrontmission unterzeichnete Befehl ist im Bundesarchiv aufbewahrt: Schweizerisches Bundesarchiv, BAR Dossier J2.15-02//1969/7//138, Dritte und vierte Ostfrontmission, Personelles.*

Sparbüchlein einer Schweizerin als Kautions für eine Ehe mit einem staatenlosen Ausländer

13 Juli 1945

Aus dem Protokoll des Regierungsrates 1945.
Sitzung vom 5. Juli 1945.

POLIZEIABTEILUNG
Ref. No.
Eing.: 13. JULI 1945
Zuteilung
N 7503

 KANTON WINTERTHUR
Staatskanzlei
anfangs Zürich
RAPPEL
20

1686. Eheschließung (Kautionshe). A. Mit Zuschrift an die Direktion des Innern vom 11. März 1945 ersucht Harry Hugo Josef Herz, Schriftsetzer, ledig, geboren 1914, staatenlos, früher deutscher Staatsangehöriger, in Zürich, Dufourstrasse 48, um Erteilung der Trauungsbewilligung.

B. Der Gesuchsteller befindet sich seit Dezember 1942 als Flüchtling in der Schweiz und wünscht vor seiner Rückkehr nach Deutschland mit Ruth Hablützel, ledig, geboren 1915, von Winterthur, in Zürich, Rämistrasse 90, zu heiraten. Harry H. J. Herz hat laut der bei den Akten liegenden Bestätigung des Deutschen Konsulates in Zürich auf Grund der Elften Verordnung zum deutschen Reichsbürgergesetz vom 25. November 1941 die deutsche Staatsangehörigkeit verloren und ist daher nicht in der Lage, eine Eheberkennungserklärung beizubringen. Von seiner Braut wurde bei der Zürcher Kantonalbank als Kautions im Sinne des § 59 der kantonalen Verordnung über den Zivilstandsdienst vom 18. Oktober 1928 ein Sparheft Nr. 31 213 der Schweizerischen Volksbank Winterthur zu Fr. 1025.80 hinterlegt. Die Ehefrau behält nach den geltenden Bestimmungen das Schweizerbürgerrecht bis zum Erwerb einer Staatsangehörigkeit durch den Ehemann.

C. Die Polizeiabteilung des eidg. Justiz- und Polizeidepartementes sowie die Fremdenpolizei des Kantons Zürich erheben gegen die Eheschließung des Gesuchstellers keine Einwendungen.

Auf Antrag der Direktion des Innern und gestützt auf seinen grundsätzlichen Beschluß vom 26. November 1942 beschließt der Regierungsrat:

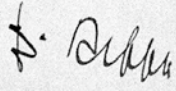
I. Das Zivilstandsamt Zürich wird zur Vornahme der Trauung des staatenlosen Harry Hugo Josef Herz mit Ruth Hablützel, von Winterthur, in Zürich, ermächtigt, sofern im Verkündverfahren keine Einsprache erhoben wird.


II. Die Zinsen des als Ehekaution haftenden Sparheftes sind zur Aeufernung der Kautions bis auf Fr. 4000 zu verwenden.

III. Die Staatsgebühr von Fr. 35, sowie die Ausfertigungs- und Stempelgebühren, sind von den Brautleuten Herz-Hablützel zu bezahlen.

IV. Mitteilung an Harry H. J. Herz, in Zürich, unter Rückschluß von Akten, die Zivilstandsämter Zürich und Winterthur, die Polizeiabteilung des eidg. Justiz- und Polizeidepartementes, die Fremdenpolizei des Kantons Zürich, das Polizeiamt der Stadt Zürich und die Direktion des Innern.

Zürich, den 5. Juli 1945.

Vor dem Regierungsrate,
Der Staatsschreiber:


 SEKRETAR
FRANZISKA
RUSALIND

14. Juli 1945

Der Regierungsrat des Kantons Zürich erlaubte Harry Herz, mit Ruth Hablützel eine Ehe einzugehen – verlangte dafür aber ein Depot: Ruth Herz' Sparheft. Unterzeichnet vom Staatsschreiber, mit abgestempelter Marke der Zürcher Staatskanzlei beklebt (Gebühr bezahlt) und beglaubigt durch die Eidgenössische Polizeiabteilung.

Schweizerisches Bundesarchiv, BAR J2.233-01, 1946-57, Dossier C. 8.4177 der Bundesanwaltschaft zu Herz Harry geb. 25.4.1914.

Deutsche Täter und jüdische Opfer danken der Rotkreuz-Krankenschwester im selben Tagebuch



Erinnerungsbuch von Ruth Hablützel mit Einträgen von deutschen Wehrmachtsoldaten von der Ostfront in Riga 1942 und von jüdischen Flüchtlingen im Lager Büren an der Aare 1942/43. Das Original wird seit 2009 in der Dauerausstellung des Bernischen Historischen Museums gezeigt. Es ist ausgeliehen vom Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich aus dem Nachlass von Harry (geb. 1914) und Ruth Herz-Hablützel (1915–2008).

Archiv für Zeitgeschichte, NL Harry und Ruth Herz-Hablützel, Dossier 2.906.3-47, 1946–1957.

Du hast in Deinem Buch
Menschen wie ich Welten.
Die, die ausgezogen sind um
Morden und uns, die sich für
den wirklichen Frieden und
das Glück der Menschen
einsetzen. Die Wette beider
Menschengruppen hast Du
erkannt. Trage nun Deine
Erkenntnis mit Überzeugung.

Du kommst mit Deinem Herzen
mit zu den besseren Menschen
gehören. Du hast sie nun
gefunden. Wir lieben Dich,
Bleibe uns treu.

Ich habe Dich als Freund und
Kamerad kennen gelernt.
So lange mein Herz schlägt,
werde ich Dich als solchen
behalten.

Rout du Monde

Und wieder eine Grenze passiert...
ein Land hinter uns...
das Leben riskiert,
das arme, nackte Leben.

Und wieder liess man alles zurück...
das letzte Gepäck
und das bisschen Glück,
das das fremde Land uns gegeben.

Und wieder liegen wir auf Stroh...
wie das liebe Wien...
und sind dabei froh,
dass man uns ein Lager gegeben.

Und wieder gehen die Tage vorbei...
mit Warten und Nichtstun
und Einerlei...
das gleiche Lagerleben.

Und wieder liegt man so manche Nacht...
schlaflos und runlos...
und denkt - woran man so oft gedacht - :
was werden wir morgen erleben..?

Sind wir hier wirklich am Ende der Welt ?
Am Ende der Sorgen, des Leids..?
Oder müssen wir weiter, ohne Gepäck, ohne
Geld,
irren und Kämpfen...
um das arme, nackte Leben.

Max Cobert
Bücher 43

Abbildung auf der Titelseite

- Ruth Herz-Hablützel als eine der jüngsten Teilnehmerinnen an der 3. schweizerischen Ärzte- und Schwesternmission an die deutsche Ostfront, Sommer 1942. Schweizerisches Bundesarchiv BAR J2.15-02H1969/7H138*.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Akten zur 3. freiwilligen schweizerischen Schwestern- und Ärztemission an die Ostfrontmission vom 18. Juni bis zum 23. September 1942, in: BAR.
- 2 Vgl. Gonseth, Mission en enfer, Bonusmaterial «An der Ostfront» (Min. 7) und «Die Russen» (Min. 15).
- 3 Vgl. die gefilmten Interviewsequenzen von 1990, 1998, 2000 und 2005, in: Privatarchiv Stadelmann.
- 4 Vgl. dazu die Auszüge aus Ruth Herz-Hablützels Tagebuch auf den Quellenseiten.
- 5 Vgl. Interviews mit Ruth Herz-Hablützel von 1990, 1998, 2000 und 2005, in: Privatarchiv Stadelmann.
- 6 Vgl. Stadelmann/Krause, Konzentrationslager, 90.
- 7 Vgl. Stadelmann, Sonnenberg; Stadelmann, Büren an der Aare 1940–46, in: Kunsthhaus Zürich, Vom Staunen erzählen.
- 8 Vgl. Stadelmann/Krause, Konzentrationslager, 9–73.
- 9 Siehe auch Text auf den Erinnerungsteinen auf dem ehemaligen Lagergelände in Büren an der Aare von 2000, online unter: geschichte-luzern.ch/bueren-an-der-aare, Stand: 8.9.2014.
- 10 Vgl. Stadelmann, der Umgang mit Fremden, 81 ff.
- 11 Vgl. Gilbert, Endlösung, 100 ff.
- 12 Vgl. Stadelmann/Krause, Konzentrationslager, 9–73, 84 ff.
- 13 Regli/Stadelmann, Konzentrationslager, um Min. 20.
- 14 Ebd., um Min. 22.
- 15 Vgl. Stadelmann/Krause, Konzentrationslager, 90.
- 16 Vgl. Eidgenössisches Kommissariat für Hospitalisierung und Internierung (EKIH), in: BAR E 4001©-/1, Bd. 258.
- 17 Interviews mit Ruth Herz-Hablützel 1990, 2000 und 2005, in: Privatarchiv Stadelmann.
- 18 Akten der Eidg. Fremdenpolizei und der Bundesanwaltschaft zu Harry Herz, in: BAR.
- 19 Text und Bildlegenden zum Porträt von Ruth Herz-Hablützel in Vitrine 5 im Kunsthhaus Zürich 1999/2000.
- 20 Harry Herz-Hablützel lebt noch und ist am 25. April 2014 100 Jahre alt geworden!

Archive

- Privatarchiv Stadelmann, Luzern: Dokumente, Bild-, Ton- und Filmquellen zu Ruth Herz-Hablützel. Zwei gefilmte Interviews aus dem Ergänzungsfach Geschichte der Kantonsschule Alpenquai Luzern vom 19. Dezember 2000 (total rund 60 Minuten) auch online unter: <http://geschichte-luzern.ch/node/90>, Stand: 8.9.2014.
- Schweizerisches Bundesarchiv (BAR): Akten zur 3. freiwilligen schweizerischen Schwestern- und Ärztemission an die Ostfrontmission vom 18. Juni bis zum 23. September 1942, Dossier J2.15-02H1969/7H138; Akten der Eidgenössischen Fremdenpolizei und der Bundesanwaltschaft zu Harry Herz, 25.4.1914, Dossier E426H1985/196H11347 und E4320BH1978/121H942 sowie BAR Dossier J2.233-01H1997H:36H416.

Literatur

- Aecherli, Helene: Das Polenlager auf der Aareinsel. Interview mit Jürg Stadelmann, in: Beobachter Natur, 6 (2013), www.beobachter.ch/justiz-behoerde/artikel/geschichte_das-polenlager-auf-der-aareinsel/, Stand: 8.9.2014.
- Gilbert, Martin: Endlösung. Vertreibung und Vernichtung der Juden, Ein Atlas, Hamburg 1982.
- Kunsthhaus Zürich: Vom Staunen erzählen. Hans-Peter Klausner, Fotografien 1933–73, Zürich 5.11.1999–6.2.2000.
- Stadelmann, Jürg: Der Umgang mit Fremden. Schweizerische Flüchtlingspolitik von 1940–45, Zürich 1998.
- Stadelmann, Jürg und Krause, Selina: «Konzentrationslager» Büren an der Aare 1940–1946. Das grösste Flüchtlingslager der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Baden 1999.
- Stadelmann, Jürg und Lottenbach, Samantha: Gestrandet auf dem Sonnenberg, in: Stadler, Hilar (Hg.): Sonnenberg – Hotel, Bahn, Flüchtlingsheim, Ausstellungskatalog, Kriens 2002, 62–78 (siehe auch: geschichte-luzern.ch/spurensuche-auf-dem-sonnenberg, Stand: 16.9.2014).

Audiovisuelle Medien

- Gonseth, Frédéric: Mission en enfer, Schweiz 2003.
- Regli, Beat; Stadelmann, Jürg: Das «Konzentrationslager» in Büren an der Aare, SRF Wissen, 5.12.1990, <http://www.srf.ch/player/video?id=337d-d6ec-ofe9-458b-a1c2-a3abb04f9e23>, Stand: 8.9.2014.

*«When Ms. Parks was asked
«Why did you not go to the back of the bus
after such threats?», she said
she thought of Emmett Till and said
she couldn't go to the back.»¹*



**«Tired of giving in.» Rosa Parks (1913–2005)
und die Bürgerrechtsbewegung in den USA**

Das Jahr 1955 markiert einen Wendepunkt in der Geschichte der schwarzen US-Amerikaner. Zehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, in dem die USA für Freiheit und Demokratie gekämpft hatten, galten in 17 von 48 Bundesstaaten noch immer rigide Systeme der Rassentrennung (Segregation). Diese schrieben eine weiße Vorherrschaft fest und sorgten dafür, dass nahezu alle Bereiche des öffentlichen Lebens segregiert waren. 1955 formierte sich der zuvor nur punktuelle Widerstand gegen die Rassentrennung zu einer breiten Protestbewegung. Rosa Parks' Akt des zivilen Ungehorsams stand an deren Beginn. Entscheidend ausgelöst wurde ihr gewaltloser Protest durch ein abscheuliches Hassverbrechen, das zwei weiße Rassisten am erst 14-jährigen Emmett Till verübt hatten.

Nach einem langen Arbeitstag fuhr die schwarze Näherin Rosa Parks am 1. Dezember 1955 wie immer mit einem Bus der Stadtbetriebe von Montgomery (Alabama) nach Hause. An der Haltestelle am Empire Theater stiegen einige weisse Fahrgäste ein. Sie suchten sich ihre Plätze in dem für sie reservierten vorderen Teil. Nur ein Weisser blieb ohne Sitzplatz, weil alle anderen bereits besetzt waren. Daraufhin forderte der Busfahrer James A. Blake die vier in der fünften Reihe sitzenden Afroamerikaner auf, ihre Sitzplätze für den stehenden weissen Fahrgast freizugeben. Sie sollten sich in den hinteren Teil des Busses begeben, wie es die Gepflogenheiten im Bundesstaat Alabama vorschrieben. Denn weisse und schwarze Amerikaner durften in den Südstaaten damals nicht gemischt (und damit gleichberechtigt) nebeneinander sitzen.

Pflichtschuldig machten zwei Frauen und ein Mann Platz; nur Rosa Parks blieb sitzen. Sie rückte an den Fensterplatz. Obwohl der weisse Fahrgast jetzt drei Plätze zur Auswahl hatte, blieb Blake unerbittlich. Rosa Parks weigerte sich höflich, aber bestimmt – auch dann noch, als sie vom Busfahrer ruppig aufgefordert wurde, sich endlich in den für Afroamerikaner reservierten Teil des Busses zu begeben. Schliesslich verständigte der sichtlich verärgerte Buslenker die Polizei. Lange Minuten verstrichen, bis zwei Ordnungshüter beim stehenden Bus eintrafen. Einer von ihnen fragte Rosa Parks, weshalb sie nicht aufstehe. Höflich, aber bestimmt fragte sie zurück: «Why do you all push us around?» – «I don't know, but the law is the law and you're under arrest»², meinte einer der Polizisten darauf einsilbig.

Die Gesetzeshüter führten Rosa Parks zu einer Personenfeststellung ins Rathaus. Danach setzte man sie im Stadtgefängnis fest, wo man ihr wie einer Schwerverbrecherin die Fingerabdrücke abnahm und sie polizeilich fotografierte. Nach Stunden der Ungewissheit kam Rosa Parks gegen eine Kautions noch am selben Abend frei. Ein paar Tage später musste sie sich vor Gericht verantworten und wurde wegen Störung der öffentlichen Ruhe zu einer Busse von 10 Dollar plus 4 Dollar Gerichtskosten verurteilt.

Ein Sitzstreik mit Folgen

Rosa Parks' Verurteilung vom 5. Dezember 1955 löste den 381 Tage währenden Busboykott in Montgomery aus. Kaum einer der schwarzen Bewohner von Montgomery benutzte in dieser Zeit noch einen Bus der städtischen Verkehrsbetriebe. Viele gingen lieber zu Fuss zur Arbeit, stellten sich als Anhalter an den Strassenrand oder nahmen ein Taxi mit einem schwarzen Fahrer, der nicht mehr verlangte, als ein Busticket gekostet hätte. Die Solidarität unter den Afroamerikanerinnen und Afroamerikanern war sehr gross. Die Verkehrsbe-

triebe schrieben Verluste und nach und nach brachen auch die Umsätze in den Geschäften der City ein.

Einer der Initianten des Busboykotts war der junge Baptistenprediger Martin Luther King Jr., der hier seit einigen Monaten als Pfarrer wirkte. Am 5. Dezember fand in Montgomery eine stark besuchte Protestveranstaltung gegen die Segregation in Bussen statt, auf welcher der damals noch unbekanntere King wortgewaltig festhielt: «We are not wrong in what we are doing. If we are wrong, then the Supreme Court of this nation is wrong. If we are wrong, the Constitution of the United States is wrong. If we are wrong, God Almighty is wrong. If we are wrong, justice is a lie. [...] We, the disinherited of this land, we who have been oppressed so long, are tired of going through the long night of captivity. And now we are reaching out for the daybreak of freedom and justice and equality.»³

In den Ohren der weissen Rassisten klangen diese Worte wie eine Provokation. Aufgebrachte weisse Bürger bedrohten die afroamerikanischen Organisatoren des Busboykotts am Telefon und in Briefen mit dem Tod. Es wurden zwei Sprengstoffanschläge auf Häuser schwarzer Aktivisten verübt. In Kings Haus ging eine Bombe hoch, ohne ihn und seine Familie zu verletzen. Auch Rosa Parks und ihr Mann Raymond erhielten nicht nur zahlreiche Hassanrufe und Morddrohungen, sondern verloren auch ihre Jobs und gerieten in finanzielle Nöte. Deswegen mussten sie ihren Wohnort 1957 nach Detroit (Michigan) verlegen, wo sie fast zehn Jahre lang in prekären Verhältnissen lebten.

Dessen ungeachtet endete der Busboykott in Montgomery mit einem Triumph für die Bürgerrechtsbewegung: Im November 1956 erklärte der Oberste Gerichtshof der USA die Rassentrennung in öffentlichen Verkehrsmitteln für nicht verfassungskonform. Rosa Parks' Sitzstreik hatte grosse Auswirkungen gezeitigt. Überdies gab er den Startschuss für viele weitere «Nonviolent Direct Actions», die schliesslich 1964 zum hart erkämpften Civil Rights Act führten. Dieses unter Präsident Lyndon B. Johnson erlassene Gesetz schuf nicht nur die Segregation ab, sondern setzte die vollständige rechtliche Gleichstellung der schwarzen Amerikanerinnen und Amerikaner durch.

Alltag in einem Regime der Ungleichheit

Wer aber war diese 42 Jahre alte Afroamerikanerin? Rosa Louise McCauley erblickte am 4. Februar 1913 das Licht der Welt.⁴ Sie wuchs im Bundesstaat Alabama auf, der berüchtigt dafür war, die Nachkommen der Sklavinnen und Sklaven als Bürgerinnen und Bürger zweiter Klasse zu behandeln. Wie in anderen Südstaaten, etwa in Mississippi und Georgia, herrschte in Alabama eine gesetzlich verankerte, vom Obersten Gerichtshof der USA 1896 gut geheissene Segregation. In diesem «offen rassistischen Regime» (George M. Fredrickson) waren nicht nur Mischehen verboten, sondern auch getrennte Institutionen von Staats wegen vorgeschrieben. Abgestützt wurde die weisse Vorherrschaft durch einen Verhaltenskodex, der die Alltagsbeziehungen zwischen den «Rassen» bis in alle Einzelheiten regelte. Wenn Weisse mit Schwarzen sprachen, duzten sie Letztere immer – und sprachen selbst erwachsene Männer mit «boy»

an. Umgekehrt mussten Schwarze auf Fragen von Weissen stets mit «Yes, Sir» oder «No, Ma'am» antworten. Keinesfalls durfte ein schwarzer Mann einer weissen Frau zur Begrüssung die Hand reichen. Wenn einem Afroamerikaner auf dem Bürgersteig eine weisse Frau entgegenkam, hatte er auf die Strasse zu treten, damit diese ungestört ihres Weges ziehen konnte. An allen Kreuzungen hatten weisse Autofahrer grundsätzlich Vorfahrt. Überlandbusse transportierten Schwarze in Alabama nur auf dem Dach, zusammen mit dem Gepäck.⁵

Früh schon machte Rosa eigene Erfahrungen mit der rassistischen Kultur der Ungleichheit: Weisse und schwarze Kinder durften nicht miteinander spielen und mussten eigene Kirchen besuchen. Als Rosa das erste Mal in Montgomery war, wunderte sie sich darüber, dass es öffentliche Trinkwasserspender für «Whites only» und solche für «Colored» gab. Wie viele Kinder vor und nach ihr fragte sie sich, ob das Wasser der Weissen weiss sei und vielleicht anders schmecke als das für die «Colored» reservierte. «It took me a while to understand that there was no difference in the water. It had the same color and taste. The difference was who got to drink it from which public fountains»⁶, hielt sie in ihrer Autobiografie fest.

Es war gefährlich, sich als Schwarzer offen den Wünschen und Anordnungen von Weissen zu widersetzen. Als ein weisser Junge mit der zehnjährigen Rosa in Streit geriet und sie verprügeln wollte, liess sie es nicht einfach geschehen, wie es Usus war. Sie hob einen Stein auf und vertrieb ihn damit. Ihre Grossmutter war entsetzt, als sie vom Vorfall erfuhr. Denn Schwarze durften sich niemals und schon gar nicht physisch wehren, wenn ihnen von Weissen ein Unrecht angetan wurde.⁷ Im Süden konnten Schwarze für eine solch «respektlose» Haltung von weissen Rassist*innen zusammengeschlagen oder im schlimmsten Fall gar getötet werden. Zwischen 1882 und 1946 kostete die in den USA weit verbreitete Lynchjustiz mindestens 3 425 Afroamerikanerinnen und Afroamerikaner das Leben. Ein Grossteil dieser Lynchings ereignete sich im tiefen Süden – vor aller Augen und oft ohne strafrechtliche Konsequenzen für die Täter.⁸

Engagement in der Bürgerrechtsbewegung

Im Alter von 18 Jahren lernte Rosa den zehn Jahre älteren Friseur Raymond Parks kennen und lieben. Im Dezember 1932 heiratete das Paar. Raymond Parks war ein Aktivist der 1909 gegründeten National Association for the Advancement of Colored People (NAACP). Mit seinem selbstbewussten Engagement für die Bürgerrechte beeinflusste er auch seine junge Frau. Obwohl Rosa nach ihrer Heirat einen High-School-Abschluss erwarb, fand sie keine Stelle, die ihren überdurchschnittlichen Qualifikationen entsprach. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie als Näherin. 1943 nahm sie in Montgomery als einzige Frau an der Generalversammlung der NAACP teil und trat in diese wichtige Bürgerrechtsorganisation ein.

Neben ihrem Hauptberuf arbeitete sie fortan als Sekretärin der lokalen NAACP-Sektion. Als Aktivistin ermunterte sie die in Montgomery lebenden Schwarzen, sich in die Wahlregister einzutragen, um politisch mitbestimmen

zu können. Die Wählerregistrierung war mit vielen Schikanen verbunden, weil die weissen Behörden im Süden kein Interesse daran hatten, den afro-amerikanischen Bürgern das Wahlrecht zu erteilen. Rosa Parks erlebte dies am eigenen Leib. Erst ihr dritter Versuch gelang. Immerhin zeitigte die grosse Registrierungskampagne der NAACP Erfolge: Von 1945 bis 1952 verdoppelte sich die Zahl der dort registrierten schwarzen Wählerinnen und Wähler auf 1,2 Millionen, was rund einem Viertel aller Wahlberechtigten entsprach.⁹

Nach dem Zweiten Weltkrieg bekam das fest gefügte Apartheidsystem in den Südstaaten erste Risse. Immer offenkundiger wurde der Widerspruch zwischen den rhetorisch beschworenen amerikanischen Grundwerten und dem im Süden institutionalisierten Rassismus. Schliesslich hatten sich im Namen von Freiheit und Gleichheit auch Zehntausende von schwarzen US-Soldaten (darunter Rosa Parks' Bruder Sylvester McCauley) an der blutigen Niederringung des «Grossdeutschen Reiches» beteiligt und viele hatten dafür mit dem Leben bezahlt. Etliche Kriegsheimkehrer waren nicht mehr willens, ihre Entrechtung länger hinzunehmen. Auftrieb erhielt der Kampf für schwarze Gleichberechtigung durch die Menschenrechtserklärung der UNO, aber auch durch den Umstand, dass seit 1947 immer mehr ehemalige Kolonien ihre Unabhängigkeit erlangten.¹⁰ Auch der Kalte Krieg, in dem die USA als Führungsmacht der «freien Welt» auftraten, stellte die traditionelle Rassentrennung zunehmend infrage. Denn gegenüber der diktatorischen Sowjetunion konnte sich Amerika nicht mehr ohne Imageschaden als Wächterin der Menschenrechte ausgeben, wo sie doch im eigenen Land ein rassistisches System der weissen Vorherrschaft praktizierte.¹¹

All diese Entwicklungen bereiteten den Boden für erste Schritte auf dem Weg zur ersehnten Gleichstellung. Im April 1947 lief mit Jackie Robinson im Trikot der Brooklyn Dodgers erstmals ein schwarzer Spieler in der bislang nur weissen Sportlern vorbehaltenen Major Baseball League auf, nicht ohne in der ersten Zeit wüsten Anfeindungen und Schmähungen ausgesetzt zu sein. Nur ein Jahr später ordnete Präsident Harry S. Truman als Oberbefehlshaber an, die Rassentrennung in den US-Streitkräften abzuschaffen. So kamen im Koreakrieg erstmals integrierte Einheiten zum Einsatz. Schliesslich entschied der Oberste Gerichtshof 1954 in einem sensationellen Urteil, dass die Rassentrennung in den Schulen gegen den 14. Zusatz zur US-Verfassung verstosse, der allen Bürgerinnen und Bürgern die Gleichheit vor dem Gesetz garantiert. Trotz dieser ersten Erfolge schien die in den Südstaaten herrschende Apartheid in der Mitte der 1950er Jahre unverrückbar. Jetzt organisierte sich auch der weisse Widerstand gegen die lau wehenden «winds of change». Mit Slogans wie «segregation now, segregation tomorrow, segregation forever» konnte George Wallace noch 1963 zum Gouverneur von Alabama gewählt werden.

Schlüsselmomente

1955 entwickelte sich im Leben von Rosa Park zu einem Schicksalsjahr. Im Sommer dieses Jahres nahm sie in Monteagle (Tennessee) an einem zehntägigen Workshop zum Thema «Racial Desegregation» statt. Die Teilnehmerin-

nen und Teilnehmer lernten auf dieser Veranstaltung, ihren Kampf gegen die Rassensegregation im Kontext der weltweiten Bewegung für die Menschenrechte zu sehen.¹² Danach fand es Parks noch schwieriger, nach Montgomery zurückzukehren, wo Schwarze stets gute Miene zum bösen Spiel machen mussten. Entscheidend inspiriert zu ihrer Aktion des zivilen Ungehorsams, der sie zu einer Ikone der Bürgerrechtsbewegung machte, wurde sie durch den Mord an Emmett Till, von dem sie nur wenige Wochen nach ihrer Rückkehr aus Monteagle erfuhr. Sie war in Tränen aufgelöst, zutiefst empört über diese Schandtat und nun auch zu einem persönlichen Opfer bereit.¹³

Was war geschehen? Emmett Louis Till war ein schwarzer Junge, der mit seiner alleinerziehenden Mutter in der Grossstadt Chicago (Illinois) lebte. 1941 geboren, wuchs er als Nachkomme von schwarzen Baumwollpflückern aus Mississippi in bescheidenen Verhältnissen, aber durchaus glücklich auf. Das Leben in Chicago war zwar nicht frei von Rassismus, hatte aber wenig mit den rigiden Apartheidregimes des tiefen Südens gemein.¹⁴ 1955 luden Verwandte aus Mississippi Emmett dazu ein, die Sommerferien bei ihnen zu verbringen, damit er die Heimat seiner Vorfahren kennenlerne. Zusammen mit einem Freund machte er sich im August mit der Eisenbahn nach Money auf. Vor der Abreise hatte ihm seine Mutter eingeschärft, wie er sich zu verhalten habe, um nicht den Unmut der Weissen zu erregen: Keinesfalls solle er einem Weissen widersprechen, am besten nicht auffallen und keinen von ihnen provozieren.¹⁵

In Money verbrachte Emmet ein paar sorglose Tage, seine letzten. Mit einigen anderen schwarzen Halbwüchsigen betrat er am 24. August ein Lebensmittelgeschäft, um Süßigkeiten zu kaufen. Bedient wurden sie von einer jungen weissen Frau. Aus jugendlichem Übermut und in Unkenntnis des rassistischen Verhaltenskodexes tat Emmett etwas, das er als schwarzer Teenager auf keinen Fall hätte tun dürfen. Beim Hinausgehen piffte er der attraktiven Carolyn Bryant hinterher. Das war sein Todesurteil. Denn in den Augen ihres Ehemanns Roy Bryant hatte der «respektlose Nigger» damit die Ehre seiner Frau beschmutzt und die geltende Rassenordnung verletzt. Das schrie geradezu nach Vergeltung.

Vier Tage nach dem Vorfall drang Roy Bryant mit seinem Halbbruder J. W. Millan mitten in der Nacht in das Haus vom Emmetts Verwandten ein. Gewaltsam zerrten sie den schlafenden Jungen ins Freie und begannen wie von Sinnen auf ihn einzuschlagen, immer wieder, auch ins Gesicht. Dem schwer verletzten Emmett banden sie mit Stacheldraht eine alte Entkörnungsmaschine um den Hals und schossen ihm dann aus nächster Nähe in den Kopf – ein kaltblütiger Mord. Danach versenkten sie Emmetts Leiche im Tallahatchie-Fluss, wo sie Tage später ein Fischer entdeckte. Die Leiche war bis zur Unkenntlichkeit entstellt, Emmett sah aus wie ein Monster.

Zivilcourage im Gedenken an Emmett Louis Till

Die von Trauer überwältigte Mutter setzte alle Hebel in Bewegung, um ihren Jungen nach Chicago überführen zu lassen. In der Metropole am Lake Michigan fand einige Tage später die Trauerfeier statt, an der Tausende von Afro-

amerikanerinnen und Afroamerikanern teilnahmen. Ganz bewusst entschied sich Mamie Till-Mobley dazu, den Trauergästen zu zeigen, was sie gesehen hatte: Emmett wurde in einem von aussen einsehbaren Sarg in einer Kirche aufgebahrt. Viele Tausende waren geschockt, als sie mit eigenen Augen sahen, welche grauenhafte Gestalt Mississippis Rassismus angenommen hatte. Etliche brachen am Sarg in Tränen aus, andere fielen in Ohnmacht. Die Trauerfeier geriet zur öffentlichen Demonstration; das Hassverbrechen sorgte national wie international für Schlagzeilen. Es war das erste Mal, dass dies bei einem Lynchmord an einem Schwarzen der Fall war.

Allerdings geriet der in Sumner gegen die beiden Täter angestrebte Prozess zu einer Farce. Trotz erdrückender Beweise sprach die rein weisse Jury von zwölf Geschworenen die beiden Angeklagten im Frühherbst 1955 nach nur fünf Verhandlungstagen und einstündiger Urteilsberatung frei. Im segregierten Gerichtssaal war es zuvor zu unverhohlenen rassistischen Handlungen gekommen. Das weisse Publikum zeigte sich amüsiert über den Fall, Reporter grüssten die anwesenden Afroamerikaner mit «Hello Niggers!». Kurz, die Justiz des Staates Mississippi versagte auf der ganzen Linie. Nicht genug damit, räumten die beiden freigesprochenen Mörder in einem Zeitschrifteninterview ihre Tat einige Monate später ein. Sie beschrieben den Hergang in allen Einzelheiten und kassierten dafür ein Honorar von 4 000 Dollar. Ihnen konnte kein zweiter Prozess mehr gemacht werden, weil ihr Fall in einem regulären Verfahren bereits juristisch beurteilt worden war.

Der Emmett-Till-Fall wurde für viele schwarze Amerikanerinnen und Amerikaner zum Fanal. Die Empörung verwandelte sich in eine immer grössere Bereitschaft, sich aktiv für die schwarze Gleichstellung zu engagieren. So erging es auch Rosa Parks. Ihr Sitzstreik am 1. Dezember 1955 war wohlüberlegt und politisch motiviert. Parks wollte ein Zeichen gegen die Unmenschlichkeit der im Süden praktizierten Rassentrennung setzen, welche gegen die Standards der zivilisierten Welt versties. Es war nicht die Müdigkeit nach einem langen Arbeitstag, die sie zu ihrem Akt bewogen hatte, wie lange zu lesen war. «No, the only tired I was, was tired of giving in.»¹⁶ Bei ihrem Sitzstreik dachte sie an Emmett Till – und den ungesühnten Mord an ihm.¹⁷



*Ein Afroamerikaner trinkt von einem Wasserspender, der für «Colored» reserviert ist.
Oklahoma City (Oklahoma), Juli 1939.*

*Russel Lee, Farm Security Administration / Office of War Information Black-and-White Negatives:
Library of Congress, LC-DIG-fsa-8a26761.*

Mamie Till-Mobley und ihre Entscheidung für den einsehbaren Sarg

I told Mr. Rayner I wanted an open-casket funeral. He looked at Emmett, that horribly distorted face, then he looked back at me. He asked me if I was sure. I was never more certain of anything. He asked me if I wanted him to retouch Emmett. If I wanted him to work on my son. If I wanted to make him more presentable. I shook my head. «No», I said. That was the way I wanted him presented. «Let the world see what I've seen.»

I didn't really know what was motivating me, what was making me do what I was doing during this period [...] It would be important for people to look at what had happened on a late Mississippi night when nobody was looking, to consider what might happen again if we didn't look out. This would not be like so

many other lynching cases, the hundreds, the thousands of cases where families would be forced to walk away and quietly bury their dead and their grief and their humiliation. I was not going quietly. Oh, no, I was not about to do that. I knew that I could talk for the rest of my life about what happened to my baby, I could explain it in great detail [...] I could do all of that and people still would not get the full impact. They would not be able to visualize what had happened, unless they were allowed to see the results of what had happened. They had to see what I had seen. The whole nation had to bear witness to this.

Auszug aus: Till-Mobley, Mamie: Death of Innocence. The Story of the Hate Crime that Changed America, New York 2003, 139.

Der rassistische Verhaltenskodex (Jim Crow Etiquette)

Most southern white Americans who grew up prior to 1954 expected black Americans to conduct themselves according to well-understood rituals of behavior. This racial etiquette governed the actions, manners, attitudes, and words of all black people when in the presence of whites. To violate this racial etiquette placed one's very life, and the lives of one's family, at risk.

Blacks were expected to refer to white males in positions of authority as «Boss» or «Cap'n» – a title of respect that replaced «Master» or «Marster» used in slave times. [...] All black men, on the other hand, were called by their first names or were referred to as «Boy», «Uncle», and «Old Man» – regardless of their age. If the white person did not personally know a black person, the term «nigger» or «nigger-fellow», might be used. [...] While the term «nigger» was universally used, some whites were uncomfortable with it because they knew it was offensive to most blacks. [...]

Under no circumstances could a black person assume an air of equality with whites. Black men were expected to remove their caps and hats when talking with a white person. [...] The white owners of clothing

stores did not allow blacks to try on clothing as a general rule, fearing that white customers would not buy clothes worn by African Americans. [...] Many public places, parks, and entertainment centers excluded blacks altogether after 1890, frequently by law if not by custom. Signs were often posted equating black with animals: «Negroes and dogs not allowed.»

[...] The whole intent of Jim Crow etiquette boiled down to one simple rule: blacks must demonstrate their inferiority to whites by actions, words, and manners. [...] When the laws were weakly or slowly applied, whites resorted to violence against blacks to reinforce the customs and standards of behavior. Indeed, whites commonly justified lynchings and the horrible murders of blacks during the Jim Crow era as defensive actions taken in response to black violations of the color line and rules of racial etiquette.

Davis, Dr. Ronald L.: Response of September 2006, in: Ferris State University: Jim Crow Museum of Racist Memorabilia. Using Objects of Intolerance to Teach Tolerance and Promote Social Justice, <http://www.ferris.edu/jimcrow/question/septo6.htm>, Stand: 22.7.2014.

Eine Jugenderinnerung von Rosa Parks

I was glad that I did not live in slavery times. But I knew that conditions of life for my family and me were in some ways not much better than during slavery. I realized that we went to a different school than the white children and that the school we went to was not as good as theirs. Ours didn't have any glass windows, but instead we had little wooden shutters. Their windows had glass panes. Some of the white children rode a bus to school. There were no school buses for black children. I remember when we walked to school, sometimes the bus carrying the children would come by and the white children would throw trash out the windows at us. After a while when we would see the white school bus coming, we would just get off the road and walk in the fields a little bit distant from the road. We didn't have any of what they call «civil rights» back then, so there was no way to protest and nobody to protest to. It was just a matter of survival – like getting off the road – so we could exist from day to day.

Auszug aus: Parks, Rosa: My Story, New York 1999, 28f.

Abbildung auf der Titelseite

- Deputy Sheriff D. H. Lackey nimmt Rosa Parks' Fingerabdrücke, Montgomery (Alabama), 22.2.1965.
© KEYSTONE/AP/Gene Herrick

Anmerkungen

- 1 Jackson, Jesse: Foreword, in: Till-Mobley, Death of Innocence, XII.
- 2 Parks, My Story, 117.
- 3 Martin Luther King Jr., Speech at Montgomery, Alabama, 5.12.1955, zit. nach: Foner, Give Me Liberty, 959.
- 4 Vgl. Theoharis, The Rebellious Life.
- 5 Vgl. Packard, American Nightmare; Chafe/Gavins/Korstad, African American.
- 6 Parks, My Story, 46.
- 7 Ebd., 22 f.
- 8 Vgl. Berg, Lynchjustiz in den USA, 11.
- 9 Vgl. Berg, We shall overcome.
- 10 Vgl. Foner, Give Me Liberty, 951–961.
- 11 Vgl. Berg, Gleich und frei.
- 12 Vgl. Theoharis, Rebellious Life, 40.
- 13 Ebd., 43.
- 14 Vgl. Hudson-Weems, Emmett Till, 4 ff.
- 15 Vgl. Till-Mobley, Death of Innocence, 100 f.
- 16 Parks, My Story, 116.
- 17 Vgl. Till-Mobley, Death of Innocence, 257.

Literatur

- Berg, Manfred: Gleich und frei, in: Die Zeit, 13.5.2004, <http://www.zeit.de/2004/21/ZL-Brown>, Stand: 27.7.2014.
- Berg, Manfred: Lynchjustiz in den USA, Hamburg 2014.
- Berg, Manfred: We shall overcome, in: Die Zeit, 22.1.2009, <http://www.zeit.de/2008/26/A-Schwarze-Emanzipation>, Stand: 27.7.2014.
- Chafe, William H./Gavins, Raymond/Korstad, Robert (Hg.): African American Tell about Life in the Segregated South, New York 2001.
- Foner, Eric: Give Me Liberty! An American History, Bd. 2, New York, London 2014.
- Fredrickson, George M.: Rassismus. Ein historischer Abriss, Hamburg 2004.
- Hudson-Weems, Clenora: Emmett Till: The Sacrificial Lamb of the Civil Rights Movement, Bloomington 2006.
- Moosbrugger, Daniel: Die amerikanische Bürgerrechtsbewegung. «Schwarze Revolution» in den 1950er und 1960er Jahren, Stuttgart 2004.
- Packard, Jerrald M.: American Nightmare. The History of Jim Crow, New York 2002.
- Parks, Rosa: My Story, New York 1999.
- Theoharis, Jeanne: The Rebellious Life of Mrs. Rosa Parks, Boston 2013.
- Top Shelf Productions (Hg.): Martin Luther King and the Montgomery Story, Marietta 2014 (Comic aus dem Jahr 1957).
- Till-Mobley, Mamie: Death of Innocence. The Story of the Hate Crime That Changed America, New York 2003.
- Waldschmidt-Nelson, Britta: Gegenspieler: Martin Luther King – Malcolm X, Frankfurt a. M. 2010.
- Wunderlich, Dieter: Ausserordentliche Frauen. 18 Porträts, München, Zürich 2013, 164–175.

Audiovisuelle Medien

- Beauchamp, Keith: The Untold Story of Emmett Louis Till, USA 2005.
- Dash, Julie: The Rosa Parks Story, USA 2002.
- Dylan, Bob: The Death of Emmett Till, 1963.
- Johnson, Clark: Boycott, USA 2001.
- Nelson, Stanley: The Murder of Emmett Till, USA 2003 (Deutsch: Mord aus Rassenhass – Der Tod des Emmett Till).

«2016 wird es mich möglicherweise nicht mehr geben, und viele aus meiner Generation auch nicht, leben aber werden unsere Kinder und Enkel.»¹



**«Ich bin eine Fanatikerin für die Wahrheit.»²
Die Journalistin Anna Stepanowna Politkowskaja
(1958 – 2006)**

Anna Politkowskaja forderte durch scharfe Beobachtung, Anteilnahme, Trost, Hilfe und durch eine kritische Berichterstattung Menschenrechte und Menschenwürde in Putins Russland ein. Ihre unerschrockenen Reportagen in der Nowaja Gaseta und ihre im Ausland erschienenen Bücher vermochten zwar die gesellschaftliche und politische Entwicklung in Russland nicht aufzuhalten. Doch ohne Verbitterung und trotz hoher Risiken stellte sich Anna Politkowskaja immer wieder auf die Seite der Opfer dieser Entwicklung, besonders im terrorisierten Tschetschenien. Am 7. Oktober 2006 fiel sie selber einem Killer zum Opfer – dessen Hintermänner sind bis heute nicht bekannt.

Diplomatentochter und Journalistin

Anna Mazera wurde 1958 in New York als Tochter eines Diplomatenpaares geboren, das für die Ukraine, damals eine Teilrepublik der Sowjetunion, bei der UNO arbeitete. Durch Geburt wurde sie auch amerikanische Bürgerin, was sie erst nach dem Fall der Sowjetunion in Anspruch nahm. Ihre doppelte Staatsbürgerschaft ist in Russland noch heute ein heiss diskutiertes Thema – war die «Amerikanerin» eine Westagentin? Anna Politkowskaja selbst verstand sich als Russin, weil sie in Moskau aufgewachsen war.³ Sie studierte Journalismus und heiratete 1978 einen Dozenten ihres Institutes, den fünf Jahre älteren Alexander Politkowskij. Es war eine Studentenehe, das Ehepaar musste mit wenig auskommen. Ins Theater gingen sie oft erst auf den zweiten Akt, wenn Plätze frei geworden waren.⁴

Anna Politkowskaja gebar einen Sohn, Ilja, und eine Tochter, Vera, und arbeitete als Journalistin. Allmählich, erst nach ihrem Mann, wurde sie bekannt. Nach 21 Jahren harmonierte die Ehe nicht mehr und die beiden trennten sich ohne offizielle Scheidung. Anna sprach nicht darüber, Alexander sagte nach ihrem Tod, sie hätten sich auseinandergelebt: Anna habe sich in ihre Arbeit versenkt, er habe ein leichteres Leben gesucht. Anna Politkowskaja arbeitete nämlich für eine der wenigen kritischen Zeitungen, die *Nowaja Gaseta* (Neue Zeitung). Diese gefährliche Tätigkeit aufzugeben, kam für sie nicht in Frage. «Die *Nowaja Gaseta* braucht mich noch», antwortete sie einmal auf den Vorschlag zu emigrieren.⁵

Tschetschenien wurde ihr Schicksal

Der Zerfall der Sowjetunion im Jahr 1991 betraf nicht nur die diktatorische Regierung der Kommunistischen Partei (KPdSU), sondern auch die Bevölkerung. Mehrere Republiken am Rande der Sowjetunion erklärten ihre Unabhängigkeit, darunter Tschetschenien: ein Gebiet am Nordhang des Kaukasus, knapp halb so gross wie die Schweiz, mit einer Million Einwohnern und mit Erdöl- und Erdgasvorkommen. Die russische Armee versuchte im ersten Tschetschenienkrieg (1994–1996), das Gebiet zurückzuerobern, stiess aber auf erbitterten Guerilla-Widerstand. Im Waffenstillstand von 1996 wurde ein wackliger Kompromiss geschlossen, der Tschetschenien eine weitgehende Autonomie, aber keine Souveränität einräumte. Unzufrieden damit führten Separatisten seit 1999 mehrere Anschläge in Russland durch. Unzufrieden mit dem Kompromiss war auch der 2000 als Staatspräsident an die Macht gekommene Wladimir Putin. «Putin sponsert den Bürgerkrieg in seinem

eigenen Staat»⁶, schrieb Anna Politkowskaja. Putin konnte 2001 davon profitieren, dass der US-Präsident George W. Bush nach den Anschlägen von New York den Kampf gegen den Terror und gegen den Islamismus ausgerufen hatte und dass der tschetschenische Widerstand tatsächlich zunehmend islamistisch beeinflusst wurde. Er führte den zweiten Tschetschenienkrieg (1999–2009) mit derselben, nun anerkannten Begründung. Und Putin hatte auch daraus gelernt, dass der erste Tschetschenienkrieg in den Medien kritisiert worden war. Die Armee berichtete nun selbst über ihren Krieg und verbot kritischen Journalistinnen und Journalisten den Aufenthalt in Tschetschenien.⁷

Sie wurde gewarnt ...

Trotzdem: Anna Politkowskaja reiste immer wieder nach Tschetschenien. Sie besuchte Familien von Opfern, liess sich erzählen, was geschehen war, richtete sie auf, veröffentlichte Berichte über Entführungen, Folterungen und Morde. Im Februar 2002 wurde sie selbst verschleppt und in einem Erdloch gefangen gehalten. Mitten in der Nacht führten russische Soldaten sie auf einen Raketenstützpunkt und kündigten ihr an, sie würden sie im Lärm der abgefeuerten Raketen erschiessen, ohne dass es jemand merken werde. Ihre Freundin Sainap, die oft mit ihr zusammen recherchierte, konnte die Öffentlichkeit in Moskau noch rechtzeitig alarmieren. So kam Anna Politkowskaja frei.

Aber sie wagte sich weiterhin nach Tschetschenien, 2004 sogar ins schwer bewachte Dorf Zentoroi, wo der Sicherheitschef und heutige Präsident von Tschetschenien, der 28-jährige Ramsan Kadyrow, eine Marionette Putins, regiert:

Ich darf passieren und werde in das, wie es meine bewaffneten Begleiter nennen, «kleine Gästehaus» geleitet. Dort muss ich – ist das etwa ein Arrest? – ungefähr sechs, sieben Stunden ausharren. Es wird schon dunkel, um diese Zeit findet man in Tschetschenien nicht mehr so leicht eine Unterkunft. Alle ziehen sich zurück, sichern ihre Häuser, man weiss ja nie.

«Wo bleibt Ramsan?», frage ich. «Ich habe mit ihm einen Interview-Termin vereinbart.» – «Er kommt gleich, sofort», murmeln seine und nun auch meine Bewacher. [...]

Als es bereits stockdunkel ist, erscheint Ramsan. Umringt von einem Pulk bewaffneter Männer, wie sie mir auf Schritt und Tritt begegnet sind, im Hof des Gästehauses, auf der Terrasse, in den Zimmern. Einige von ihnen werden sich später in mein Gespräch mit Ramsan einmischen, mit scharfer Stimme aggressive Kommentare abgeben. Ramsan wirft sich in einen Sessel, schlägt die Beine übereinander, sodass sein Fuss ohne Schuh fast vor meinem Gesicht wippt. Was er nicht einmal bemerkt. Ramsan Kadyrow kennt kein anderes Benehmen.⁸

Aber unbeeindruckt begann Anna Politkowskaja das Interview:

«Sagen Sie, warum zählen Ihre Leute jetzt zu den Mitarbeitern des Innenministeriums, weshalb wird aus ihnen jetzt sogar ein gesondertes Regiment formiert? Gibt es nicht schon genug Einheiten und Truppen verschiedenster Art in Tschetschenien? Wäre es nicht vielmehr an der Zeit, zu einem friedlichen Leben zurückzukehren?»

«Das ist nötig. Wir wollen Ordnung schaffen, nicht nur in Tschetschenien, sondern im ganzen Nordkaukasus. Meine Leute werden als Mitarbeiter des Innenministeriums geführt, damit sie uns jederzeit nach Stawropol⁹ schicken können, oder nach Leningrad... Wir werden überall in Russland kämpfen. Ich habe die Direktive, im gesamten Kaukasus zu operieren. Gegen die Banditen.»

«Wen meinen Sie mit Banditen?»

«Solche wie Maschadow¹⁰ und Bassajew¹¹.»

«Die Aufgabe Ihrer Leute besteht also darin, Maschadow und Bassajew zu finden?»

«Ja. Die Hauptsache ist, sie zu vernichten.»

«Alles, was in Ihrem Namen geschieht, lässt sich bisher nur in solche Worte fassen wie ‚vernichten‘, ‚liquidieren‘. Meinen Sie nicht, dass es reicht mit dem Kämpfen?»¹²

Obwohl Anna Politkowskaja Kadyrow immer wieder mit Fragen, etwa auch nach seinem erschwindelten Jura-Studium, provozierte, kam sie wieder frei. Doch brutale Warnungen gab es genug: Am 16. Juli 2000 wurde ihr Kollege bei der Nowaja Gaseta, Igor Dominkow, in einem Treppenhaus erschossen, am 3. Juli 2003 der stellvertretende Chefredaktor der Zeitung, Juri Schtschekot-schichin, vergiftet.

Sie setzte sich mit dem Tod auseinander

Anna Politkowskaja ging 2001 eine Zeit lang nach Wien, nachdem sie Drohungen erhalten hatte. Aber sie kehrte nach Russland zurück und begann, sich mit dem Risiko einer Ermordung auseinanderzusetzen. Dem Regisseur Eric Bergkraut antwortete sie auf eine entsprechende Frage: «Wissen Sie, ich verstehe Ihre Frage. Warum lebe ich noch? Wenn ich ernsthaft darüber nachdenke, erscheint es mir wie ein Wunder. Ja, es ist ein Wunder. Bis jetzt hält mich etwas auf der Erde zurück. Es ist wirklich ein Wunder.»¹³

Zwei Jahre später und anderthalb Jahre vor ihrem Tod 2006 sagte sie dem Fernseh-Journalisten Norbert Schreiber: «Viele Menschen in meinem Land bezahlen mit dem Leben, weil sie laut sagen, was sie denken. Ich versuche, nicht daran zu denken, weil ich ansonsten nicht arbeiten könnte, es wäre unmöglich. Also blende ich diese Gedanken aus und sage, dass ich einfach das Schicksal derjenigen teile, die dafür kämpfen, dass demokratische Prinzipien in Russland endlich installiert werden und das Leben ein demokratisches wird, wobei es möglich ist, dass dieser Kampf nicht gut ausgeht. Aber das ist dann einfach so.»¹⁴ Gegenüber der französischen Wissenschaftlerin Marie Mendras machte sie geltend, dass sie im Gegensatz zu den tschetschenischen Menschen und jungen russischen Soldaten wenigstens frei entscheiden könne, ihr Leben aufs Spiel zu setzen.¹⁵ Und nur einer Kollegin und Freundin aus Tschetsche-

nien antwortete sie auf die Frage, ob sie sich vor dem Tod fürchte, mit einem Lächeln: «Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr.»¹⁶ Aber der Öffentlichkeit gewährte sie keinen Einblick in ihre Gefühle und ihre Motive, sich in Lebensgefahr zu begeben.

Sie schaltete sich ein

Trotzdem begab sie sich immerwieder in Gefahr, nicht nur in Tschetschenien. Im Herbst 2002 stürmten 40 bis 50 bewaffnete tschetschenische Separatisten und Separatistinnen das Moskauer Dubrowna-Theater während des Musicals «Nord-Ost» und brachten 850 Geiseln in ihre Gewalt. Sie verlangten Anna Politkowskaja als Vermittlerin, die sich auf die gefährliche Mission einliess. Gefährlich war vor allem die russische Seite: Am vierten Tag der Geiselnahme pumpte sie, vermutlich über die Lüftung, ein betäubendes Gift in das Theater und stürmte es. Mindestens 129 Geiseln erstickten, die betäubten Geiselnahmer wurden erschossen.¹⁷

Als im September 2004 nordkaukasische Geiselnahmer die Schule von Beslan mit 1 100 Kindern in ihre Gewalt brachten, flog Anna Politkowskaja dorthin. Nachdem sie im Flugzeug einen Tee getrunken hatte, fiel sie mit schweren Vergiftungserscheinungen in Ohnmacht. Die Analyse des Giftes verschwand sogleich, sodass ihre Freunde sie nur durch Zufall retten konnten. In Beslan forderte die Geiselnahme nach dem brutalen Eingreifen der russischen Truppen ebenfalls viele Opfer: Mindestens 300 Kinder kamen ums Leben.¹⁸

Sie nannte Namen

Was die Reportagen Anna Politkowskajas auszeichnete, war, dass sie immer Namen nannte: Sie wollte nicht in erster Linie irgendwelche Behörden oder Strukturen anprangern, sondern sie bezeichnete immer die Verantwortlichen, die Handelnden – vom kleinsten Beamten und der kleinsten Beamtin bis zum Staatspräsidenten. So schrieb sie über die Richterin Marina Gorbatschowa, welche die Klagen der Angehörigen der Giftgasopfer im Dubrowna-Theater verhandelte:

Einige kurze Aufzeichnungen aus der Verhandlung vom 23. Januar [2003] können dem Leser einen Eindruck vermitteln, was sich im Gerichtssaal abspielte:

«Karpow, nehmen Sie Platz! Ich sagte, setzen Sie sich!»

«Ich möchte auch etwas sa ...»

Die Richterin Gorbatschowa unterbrach mit einem Schrei den Kläger Sergej Karpow, Vater von Alexander Karpow, einem bekannten Moskauer Sänger, Dichter und Übersetzer, der durch das Gas erstickt war.

«Setzen Sie sich, Karpow! Sonst lasse ich Sie aus dem Saal entfernen! Sie haben das Studium der Unterlagen geschwänzt.»

«Habe ich nicht! Man hat mir einfach keine Vorladung geschickt!»
«Und ich sage, Sie haben geschwänzt! Setzen Sie sich! Oder ich lasse Sie entfernen!»
«Ich möchte etwas einreichen ...»
«Ich werde von Ihnen nichts annehmen!»
Die Richterin verzog hysterisch das Gesicht, ihre Augen waren leer, ihre schrille Stimme überschlug sich wie die einer Marktfrau. Gleichzeitig säuberte sie ihre Fingernägel. Ein unglaublicher Anblick.¹⁹

Solche Reportagen sind typisch für Anna Politkowskaja: Sie setzte sich über das Verbot, Aufzeichnungen von Gerichtsverhandlungen zu machen, hinweg, sie beobachtete das Verhalten der Richterin genau und belegte ihre Beobachtungen. Trotzdem liess sie dem Leser Raum für die eigene Meinungsbildung. Denkende Menschen waren ihr wichtig.

Sie wurde erschossen

Am 7. Oktober 2006, Putins 54. Geburtstag, um 16.05 Uhr kam Anna Politkowskaja von der Arbeit in ihre Wohnung in einer zehnstöckigen Mietskaserne zurück und trug Einkäufe bei sich. Ein Mann in dunkler Kleidung und Baseballkappe schoss dreimal auf sie und feuerte einen vierten Schuss, einen Kontrollschuss, auf ihren Kopf ab. Ein professioneller Killer; der Mann kannte die noch neue Adresse und den Code, um ins Haus zu gelangen, und er fühlte sich trotz Überwachungskamera sicher. Eine Frau, so zeigen andere Überwachungsvideos, hatte Anna Politkowskaja schon tagelang beschattet und möglicherweise ihre Ankunft angekündigt.²⁰

Im Juni 2014 wurden fünf Männer wegen des Mordes an Anna Politkowskaja zu lebenslangem Arbeitslager verurteilt. Darunter waren vier Tschetschenen sowie ein Moskauer Polizeioffizier. Ein weiterer Moskauer Polizist, der die Waffe besorgt hatte, war 2009 zu elf Jahren verurteilt worden.²¹ Aber die Hauptfrage nach dem Motiv und den Hintermännern ist immer noch nicht geklärt. Annas Familie, einige ihrer Freunde und Oppositionelle wollen dranbleiben.

Lebt sie weiter?

Die Süddeutsche Zeitung stellte Präsident Putin drei Tage nach dem Attentat die Frage: «Wem nützt Politkowskajas Tod?» Putins Antwort: «Die Ermordung Politkowskajas schadet der russischen und insbesondere auch der tschetschenischen Führung erheblich mehr, als es ein Zeitungsartikel vermag. Dieses schreckliche Verbrechen fügt Russland grossen moralischen und politischen Schaden zu. Es schadet dem politischen System, das wir gerade aufbauen – ein System, in dem für jeden die Meinungsfreiheit garantiert ist, auch in den Massenmedien.»²²

Mit seiner staatsmännischen Antwort setzte Putin das herab, worauf Anna Politkowskaja gepocht hatte und worauf sie stolz gewesen war: ihre

journalistische Arbeit. Und damit wird sie weiterleben: Mehr als 500 Artikel schrieb sie für die Nowaja Gaseta, auf deren Internetseite sind gut 100 Berichte über sie veröffentlicht. Und all ihre Bücher kommen ohne ein Bild aus – so sehr vertraut Anna Politkowskaja dem Wort.

In der Ausgabe vom 12. Juni 2013 berichtete die Nowaja Gaseta darüber, dass in Mailand ein Garten nach Anna Politkowskaja benannt worden war. Ihre Schwester Elena sagte bei diesem Anlass: «Ich bin stolz auf meine Schwester, und für uns, Annas Familie, ist es sehr wichtig, die Erinnerung an sie zu bewahren. Ein Saal des Europäischen Parlamentes wurde zu Ehren von Anna getauft und eine Strasse in Tiflis führt ihren Namen, ein Platz in Rom, nun ein Garten in Mailand. Herzlichen Dank! Ich hoffe, dass irgendwann einmal eine Strasse, ein Park, ein Garten oder ein Platz in Moskau, wo Anna gelebt hat, ihren Namen tragen wird.»²³



Kaukasusregion 2014, Zeichnung Hans Utz, Juni 2014.

Herabsetzung Anna Politkowskajas auf der russischen Wikipedia

Betrachtet das Buch der Politkowskaja «Putins Russland», welches zuerst in Grossbritannien (!) herausgegeben wurde. In diesem Buch entfaltet sich die Russophobie in ihrer ganzen Pracht, mit zur Schau gestelltem Mitleid, mit den Worten so jonglierend, dass der westliche Spiessbürger von Hass gegen Russland und Putin erfüllt wird. Bei uns haben die Medien aus dieser Dame keine grossartige Märtyrerin gemacht, aber sie hat unverhohlen einen Medienkrieg gegen Russland geführt, das Staatswesen untergraben, eine gebürtige Amerikanerin (!). Und es ist nicht wichtig, ob sie amerikanische Bürgerin war oder nicht war, wichtig ist, dass sie in den USA zur Welt kam. [...] Jelzin war eine Marionette in den Händen der USA, dann befreite sich die Regierung Putins aus der amerikanischen Kontrolle und definierte das Staatswesen mit den Begriffen der «Unseren» und der «Fremden», mit den grundsätzlichen Spezialdiensten, die gegen die «Fremden» arbeiten.

Auszug aus einem anonymen Beitrag in der Diskussionsseite zu «Anna Politkowskaja» auf der russischen Wikipedia. Der Beitrag löste eine wertende Diskussion über Anna Politkowskajas amerikanische Beeinflussung und ihre «Russophobie» aus, wobei die Kritiker die Oberhand behielten.

<https://ru.wikipedia.org/wiki/>, (dann im Suchfeld Анна Политковская, eingeben), Stand: 21.6.2018, Übersetzung durch Hans Utz.

Was habe ich Niederträchtige denn getan?

Fast die ganze gegenwärtige Generation der Journalisten Russlands sind «Kowjornyje» [Clowns auf Marktplätzen] – ein ganzer Zirkus von «Kowjornyje». Auch ihre Aufgabe ist es, das Publikum zu unterhalten, und wenn sie von etwas Ernstem schreiben, dann nur darüber, wie gut die «Machtvertikale» in allen ihren Erscheinungsformen doch ist. Zur Erinnerung: Präsident Putin hat in den letzten fünf Jahren unentwegt an dieser «Machtvertikale» gebaut. Sie folgt dem Prinzip, dass alle Beamten – von oben bis unten, ja die ganze bürokratische Hierarchie – von ihm persönlich ernannt werden. Oder persönlich von jenen, die er ernannt hat. Die «Machtvertikale» ist ein Zustand des Staates, in dem alle von Spitzenposten entfernt wurden, die anders denken könnten als der oberste Chef. Bei uns heisst ein solcher Zustand – nach der Vorgabe der Administration von Präsident Putin, die faktisch das Land regiert – die «UNSEREN». Die «Unseren», das sind diejenigen, die für uns sind. Und wer nicht für uns ist – die «nicht Unseren» –, sind unsere Feinde. [...] Die Reihen der Feinde bilden in der Regel die, die sich «an den Westen verkauft haben» – liberale Politiker, Menschenrechtsaktivisten, «schlechte» Demokraten (im Gegensatz zum «guten Demokraten» Putin). Die Zeitungen und das Fernsehen bringen in ihren Spitzenmeldungen neue Informationen darüber, wer zu den «nicht Unseren» gehört und welche Gelder er für seine Tätigkeit aus dem Westen erhalten habe. [...]

Was geschieht nun mit denen, die sich an dieser Schmierkomödie nicht beteiligen wollen?

Das sind Parias. Das ist kein Witz und keine Übertreibung. Plötzlich ist da ein Vakuum um dich herum. Beamte schneiden dich in der Öffentlichkeit, ohne allerdings die Gelegenheit zu einem geheimen Treffen zu verschmähen. [...]

Die nationalistischen Umzüge und das «patriotische» Verprügeln von «Anderen» sind Folgen der Lügen der Führung und des Fehlens eines Dialogs zwischen Regierung und Volk. Sie sind Folgen der Tatsache, dass die Regierenden ihre Augen vor dem Umstand verschliessen, dass die Mehrheit der Bevölkerung in schrecklicher Armut lebt, dass sich der reale Lebensstandard ausserhalb der Hauptstadt signifikant von den offiziell propagierten Zahlen unterscheidet, dass die Korruption unter Putins «Machtvertikale» zuvor undenkbbare Ausmasse angenommen hat und

dass eine angesichts ihrer Armut böse und angesichts ihrer schlechten Schulbildung dumme Generation junger Leute herangewachsen ist.

Mir ist die herrschende Ideologie zutiefst zuwider, die zwischen den «Unseren» und den «nicht Unseren» unterscheidet, zwischen «eigen» und «fremd». «Unser» Journalist erhält Auszeichnungen und geniesst Respekt und wird vielleicht in die Duma eingeladen. Eingeladen – nicht gewählt.

Wir haben keine Parlamentswahlen im üblichen Sinne des Wortes, d.h. mit einem Wahlkampf um jede Stimme, mit der Vorstellung von Programmen, mit öffentlichen Debatten. Bei uns ruft man jene in den Kreml, die bis in die Knochen «Unsere» sind, und «erweist ihnen die Ehre», sie in die Partei «Einheitliches Russland» aufzunehmen – mit allen daraus resultierenden Vergünstigungen.

Einem «nicht Unseren», «fremden» Journalisten ist dagegen das Dasein eines Parias garantiert. Ein solches Dasein als Delfin, der an Land geworfen wurde, habe ich nie angestrebt. Ich bin überhaupt keine politische Kämpferin.

Was habe ich Niederträchtige denn getan? Ich habe nur über das geschrieben, was ich mit eigenen Augen gesehen habe. Und nicht mehr. Bewusst schreibe ich nicht über die «Reize» des von mir gewählten Weges: Über die Vergiftung. Über die Verhaftungen. Über die Drohungen in Briefen und im Internet. Über die Versprechen, mich zu töten... Ich glaube, das alles sind Kleinigkeiten. Das Wichtigste ist, dass ich meine Arbeit machen kann: Das Leben darstellen, täglich in der Redaktion Besucher empfangen, die sich mit ihrem Kummer an niemanden sonst wenden können, weil sie von den Behörden abgewimmelt wurden; das, was mit ihnen geschah, passt nicht zu den ideologischen Vorstellungen des Kremls. Es gibt kaum mehr einen Ort, an dem die Berichte über ihre Nöte erscheinen können. Nur in unserer Zeitung werden sie regelmässig veröffentlicht – der Nowaja Gaseta.

Dieser unveröffentlichte Text fand sich nach ihrem Tod auf Anna Politkowskajas Computer.

Politkowskaja, Anna: Was habe ich Niederträchtige denn getan?, in: Transit. Europäische Revue, 34 (2008), 73–76; ausserdem, etwas anders übersetzt: Politkowskaja, Anna: Die Freiheit des Wortes, Köln 2011, 9–15.

Abbildung auf der Titelseite

- Anna Politkowskaja an einer Pressekonferenz in Helsinki, 13.12.2002.
© KEYSTONE/LEHTIKUVA/Pekka Sakki

Anmerkungen

- 1 Politkowskaja, Russisches Tagebuch, 457.
- 2 Zit. nach Scholl, Sterben für die Wahrheit, Min. 28.
- 3 Vgl. Proswetlennij, War Politkowskaja russischer Nationalität?
- 4 Vgl. Melman, Interview mit Alexander Politkowskij.
- 5 Vgl. Jeroschok, Ein integrierter Mensch, 292.
- 6 Zit. nach Mendras, Anna oder die Anprangerin der Macht, 87.
- 7 Vgl. Abdulajewa, Der Preis der Wahrheit, 83.
- 8 Politkowskaja, Freiheit, 67–69.
- 9 Stadt in Südrussland, ausserhalb Tschetscheniens.
- 10 Aslan Maschadow (geb. 1951), ehemaliger Präsident Tschetscheniens, 2005 im Widerstandskampf gegen die russische Invasion vom russischen Inlandgeheimdienst FSB ermordet.
- 11 Schamil Bassajew (geb. 1965), Freiheitskämpfer für Tschetschenien und dann Terrorist; Organisator der Geiselnahmen im Moskauer Dubrowka-Theater (2002) und in der Schule von Beslan (2004, wenige Tage nach diesem Interview), 2006 durch den russischen Inlandgeheimdienst FSB getötet.
- 12 Politkowskaja, Freiheit, 69 f.
- 13 Zit. nach: Bergkraut, Ein Artikel zuviel, Min. 2.
- 14 Zit. nach Schreiber, Anna Politkowskaja, 28 f.
- 15 Vgl. Mendras, Anna oder die Anprangerin der Macht, 91.
- 16 Zit. nach Abdulajewa, Preis der Wahrheit, 84.
- 17 Vgl. Bergkraut, Ein Artikel zu viel, Min. 18–21.
- 18 Ebd., Min. 22–24.
- 19 Politkowskaja, In Putins Russland, 257.
- 20 Bergkraut, Ein Artikel zu viel, Min. 2 und 5.
- 21 Anna Politkovskaya, Artikel in der englischsprachigen Wikipedia.
- 22 Putin in einem Interview der Süddeutschen Zeitung, 10.10.2006, zit. nach: Schreiber, Anna Politkowskaja, 234.
- 23 Redaktionelle Meldung in der Nowaja Gaseta vom 12.6.2013, Übersetzung durch Hans Utz, www.novayagazeta.ru/news/65928.html, Stand: 18.6.2014.

Literatur

- Abdulajewa, Mainat: Der Preis der Wahrheit, in: Transit. Europäische Revue, 34 (2008), 77–86.
- Anna Politkovskaya, Wikipedia, The Free Encyclopedia, https://en.wikipedia.org/wiki/Anna_Politkovskaya, Stand 23.8.2014.
- Jeroschok, Soja: Ein integrierter Mensch, in: Politkowskaja, Anna S.: Die Freiheit des Wortes, Köln 2011, 289–292.
- Melman, Alexander: Interview mit Alexander Politkowskij, in: Moskauer Komsomol, 11.10.2006, <http://news.samaratoday.ru/showNews.php?id=95971>, Stand: 30.5.2014.
- Mendras, Marie: Anna oder die Anprangerin der Macht, in: Transit. Europäische Revue, 34 (2008), 87–95.
- Politkowskaja, Anna S.: Die Freiheit des Wortes, Köln 2011.
- Politkowskaja, Anna S.: In Putins Russland, Köln 2005.
- Politkowskaja, Anna S.: Russisches Tagebuch, Köln 2007.
- Politkowskaja, Anna S.: Tschetschenien, Köln 2003.
- Politkowskaja, Anna: Was habe ich Niederträchtige denn getan?, in: Transit. Europäische Revue, 34 (2008), 73–76.
- Proswetlennij, Ewgen: War Politkowskaja russischer Nationalität?, Blogbeitrag 2009, <http://otvet.mail.ru/question/28134414>, Stand: 16.6.2014.
- Schreiber, Norbert (Hg.): Anna Politkowskaja – Chronik eines angekündigten Mordes, Klagenfurt 2007.

Audiovisuelle Medien:

- Scholl, Susanne: Sterben für die Wahrheit. Russland nach Anna Politkowskaja, Österreich 2006.
- Bergkraut, Eric: Ein Artikel zu viel – Anna Politkowskaja und das System Putin, Deutschland, Schweiz 2008.

«Krieg ist kein Spiel für Kinder.»¹



Ehemalige Kindersoldatin kämpft gegen Einsatz von Kindern im Krieg. China Keitetsi (1976)

China Keitetsi wird mit acht Jahren von Soldaten der ugandischen Widerstandsarmee NRA (National Resistance Army) zwangsrekrutiert. Dort gibt man ihr einen neuen Namen, und sie bekommt ein Gewehr. Elf Jahre lang kämpft und tötet sie als Kindersoldatin. Mit 19 kann sie fliehen. Dank der Hilfe engagierter Menschen und der Vereinten Nationen kommt sie 1999 über Südafrika nach Dänemark. Als erste Kindersoldatin veröffentlicht China Keitetsi ihre Lebensgeschichte in einem Buch. Mit ihrem Mut, das Schweigen zu brechen, macht sie sich zur Anwältin aller auf diese Weise traumatisierten und entrechteten Kinder.

China Keitetsi wurde 1976 in Uganda geboren. Im Alter von acht Jahren wurde sie von der ugandischen Widerstandsarmee NRA (National Resistance Army) aufgegriffen und in ein Rekrutierungslager gesteckt. Die NRA stand unter der Führung von Yoweri Museveni, dem heutigen Staatspräsidenten Ugandas.

Im Rekrutierungslager gab man ihr einen neuen Namen: Ihr Ausbilder nannte sie «China», wegen ihrer «Schlitzaugen». Zunächst erschien dem kleinen Mädchen die Armee wie ein Spiel: «Am dritten Tag bekam ich die Erlaubnis, mit den anderen Kindern zu spielen, und war froh und stolz, gemeinsam mit ihnen marschieren zu dürfen.» China Keitetsi bekam auch eine AK-47. «Es wurde uns gesagt, das Gewehr sei unsere Mutter, unser Freund. Unsere Waffen waren das einzige, was uns nahestand, denn wir hatten sie 24 Stunden am Tag. Beim Schlafen legten wir sie neben uns, umarmten sie geradezu. Die Jungen nannten ihre Gewehre «Ehefrauen», weil sie die Waffen immer im Arm hielten.»²

Kindheit im Krieg

Als China Keitetsi an ihrem ersten Kampfeinsatz teilnahm, wurde sie völlig unvorbereitet mit der grausamen Realität des Krieges konfrontiert. Sie war gezwungen, schnell zu lernen: Um zu überleben, musste sie ihre Gefühle ausblenden. Immer tiefer geriet das junge Mädchen in eine Spirale der Gewalt. Sie tötete und war ständig auf der Flucht. «Wir waren Freunde, aber wir traute einander nicht. Wir sprachen über unsere Gewehre, aber nicht über unsere Gefühle. Wenn du zugegeben hättest, dass du Angst hast, hätten die anderen dich als Feigling bezeichnet und ausgelacht. Wir mussten immer mutig sein und vorgeben, dass wir glücklich waren mit dem, was wir taten. Wer mutig war und die Befehlshaber beeindruckte, wurde befördert. Und deshalb taten wir alles nur Denkbare, um unsere Führer zu beeindrucken. Wir wollten ihre Aufmerksamkeit. Weiter dachten wir nicht.»³

China Keitetsi wurde verletzt. Von erwachsenen Soldaten wurde sie sexuell missbraucht. Mit 14 Jahren bekam sie ihr erstes Kind. «They (child soldiers) are forced to do things that a child should never do. Things are done to them which destroy their soul and their body. Girl child soldier's bodies are raped when still so young. They carry a baby in their stomach and there is no mother to tell them how it will all be. They go on giving birth and nobody is there to tell them how to love a baby from abuse. And when the army can't use a young mother they throw her out. All this child soldier girl knows is «yes Sir». She has lost the touch of being that little girl in pink. She doesn't know who she is and her confidence is gone. The life of being a civilian she doesn't

know. Now she is confused – am I a child or am I a mother? Am I a soldier or am I a civilian?»⁴

Mit ihren klaren Strukturen und strengen Regeln wurde die NRA für das entwurzelte Mädchen trotzdem zu einer Art Ersatzfamilie.

Die grosse Zahl der Kindersoldatinnen und -soldaten weltweit

China Keitetsi war in Uganda eine von weltweit schätzungsweise 300 000 Kindersoldaten. Was sind Kindersoldatinnen und -soldaten? Unicef weist darauf hin: «The internationally agreed definition for a child associated with an armed force or armed group (child soldier) is any person below 18 years of age who is, or who has been, recruited or used by an armed force or armed group in any capacity, including but not limited to children, boys and girls, used as fighters, cooks, porters, messengers, spies or for sexual purposes. It does not only refer to a child who is taking or has taken a direct part in hostilities.»⁵ Amnesty International Schweiz hält fest: «KindersoldatInnen opfern ihre Kindheit für das politische oder militärische Weiterkommen ihrer Anführer. Viele dieser Kinder und Jugendlichen müssen an vorderster Front kämpfen und töten. Andere werden als Minenlegerinnen, Spione, Botinnen, Träger, Köchinnen, Diener oder Sexsklavinnen missbraucht. Körperliche Misshandlungen und Vergewaltigungen sind weit verbreitet. Die Kinder werden gezwungen, zu töten und schlimmste Menschenrechtsverletzungen zu begehen. Die Zahl der Opfer ist unter KindersoldatInnen besonders hoch, weil sie unerfahren, unerschrocken und ungeübt sind. Oft werden sie für besonders gefährliche Einsätze herangezogen, wie z. B. das Auskundschaften der feindlichen Linien oder das Auslegen von Landminen. Und sie werden mit Alkohol und anderen Drogen vollgepumpt, um über die Angst vor dem Kampf hinwegzukommen. Zahllose Kinder werden in bewaffneten Auseinandersetzungen verletzt, verstümmelt, zu Waisen gemacht oder gar getötet. Auch wenn Jugendliche körperlich unversehrt aus den Bürgerkriegen zurückkommen, ist ihre Kindheit zerstört. Die demobilisierten KindersoldatInnen sind meistens schwer traumatisiert und haben es schwer, ins zivile Leben zurückzukehren. Sie sind besonders verletzlich, weil sie keine andere Lebensweise als die Kultur der Waffengewalt kennengelernt haben. Sie fühlen sich entfremdet von der Gesellschaft und sind für einen Neuanfang schlecht gerüstet. Die Gefahr eines Rückfalls ist gross. Oft können sie nicht mehr in ihr Dorf zurück, weil sie von der Familie verstossen wurden.»⁶

Am 12. Februar 2002 wurde mit dem zweiten Fakultativprotokoll zur UN-Kinderrechtskonvention die Rekrutierung Minderjähriger geächtet. Das Protokoll dient dem Schutz von Kindern in bewaffneten Konflikten und erweitert in diesem Punkt die UN-Kinderrechtskonvention von 1989. Explizit wird mit dem «Übereinkommen über die Rechte des Kindes betreffend die Beteiligung von Kindern an bewaffneten Konflikten» das Mindestalter für die Teilnahme an Kampfhandlungen von 15 auf 18 Jahre angehoben. Ausserdem ist die Zwangsrekrutierung von unter 18-Jährigen verboten.

Kinder und Jugendliche sind in der Regel leichter zu rekrutieren als Erwachsene. Die meisten werden zwangsweise zu Soldatinnen und Soldaten – so auch China Keitetsi. Gerade Jugendliche schliessen sich den bewaffneten Gruppen aber auch freiwillig an. In der Regel kommen Kindersoldatinnen und -soldaten aus den ärmsten Schichten der Bevölkerung. Viele sind durch Kriegsereignisse von den Eltern getrennt worden und suchen Schutz. Es handelt sich zudem um Kinder aus Flüchtlings- und Vertriebenenlagern und um Strassenkinder. Unter diesen Umständen wird der Krieg für die Kinder und Jugendlichen nicht nur zur Chance, ihre Existenz zu sichern. Er bringt ihnen auch soziale Anerkennung sowie ein Machtgefühl, das ihnen als Unbewaffnete nie zuteil würde. Manche sinnen auf Rache, weil der Feind Vater oder Mutter getötet hat.

Als Frau ein Nichts

Als Yowere Museveni 1986 an die Macht kam, wurde China Keitetsi zunächst Leibwächterin eines hohen Funktionärs. «Als wir die Regierung übernahmen, wollten alle hohen Offiziere Kinder als Leibwächter. Präsident Museveni hatte unzählige Kinder als Leibwächter, unter anderem einen Freund von mir, der war neun Jahre alt und ist inzwischen tot. Die Offiziere waren stolz darauf, Kinder als Leibwächter einzusetzen, denn sie konnten uns vertrauen. Es war einfach, uns Anweisungen zu erteilen. Die Offiziere wollten vor allem Mädchen, um sie sexuell missbrauchen zu können. Für uns Mädchen war es sehr hart, uns wurde ständig Gewalt angetan. Es waren nicht nur zwei, drei Offiziere, die uns sexuell missbrauchten, alle betrachteten uns als Freiwild. Viele Mädchen starben bei dem Versuch, abzutreiben, viele starben an Aids. Es gab Fälle, in denen Offiziere, nachdem sie erfahren hatten, dass sie an Aids erkrankt waren, mit möglichst vielen Mädchen schlafen wollten, um sie anzustecken. Sie haben uns unsere Würde und unsere Identität als Frau genommen. Jedes Mal, wenn ich daran denke, schneidet es mir ins Herz. Sie gaben uns das Gefühl, dass wir als Frauen ein Nichts sind. Man fühlt sich schmutzig, wie ein Stück Papier, das weggeworfen wird. Sie haben einen Teil von mir zerstört, und damit muss ich jetzt leben.»⁷

Später wechselte China Keitetsi zur Militärpolizei. Dort geriet sie aufgrund falscher Anschuldigungen in Bedrängnis, im Alter von 19 Jahren floh sie aus Uganda. Sie schaffte es nach Südafrika, wo sie jedoch der ugandische Geheimdienst aufspürte und schwer misshandelte. Durch engagierte Menschen in Südafrika und mithilfe der Vereinten Nationen kam China Keitetsi 1999 nach Dänemark. Heute lebt sie dort, in Deutschland oder im Land ihrer Eltern, in Ruanda.

Engagierte Anwältin aller Kindersoldaten

Um das Erlebte zu verarbeiten, schrieb China Keitetsi ihre Geschichte nieder und veröffentlichte sie als Buch. Der Bestseller «Sie nahmen mir die Mutter und gaben mir ein Gewehr» ist ein einzigartiges Zeugnis und ein eindringlicher

Appell, den Einsatz von Kindersoldaten international zu ächten. China Keitetsi ist die erste Kindersoldatin, die ihre Lebensgeschichte veröffentlicht hat. Mit ihrem Mut, das Schweigen zu brechen, macht sie sich zur Anwältin aller auf diese Weise traumatisierten und entrechteten Kinder. Sie zeigt Zivilcourage, indem sie sich öffentlich für die Befreiung von Kindersoldatinnen und -soldaten einsetzt, obwohl sie sich dadurch in Gefahr bringt.

Die Hilfe, die China Keitetsi selbst erfahren hat, ist zu ihrer eigenen Lebensaufgabe geworden. Dabei erhält China Keitetsi in ihrem Anliegen Unterstützung von vielen Organisationen, unter anderem von Unicef, Amnesty International, Terre des Hommes, Oxfam, Child Soldiers International, IANSA (International Action Network on Small Arms).

China Keitetsi hatte Glück und fragte sich, wie sie den vielen anderen Kindersoldatinnen und -soldaten aus der Misere helfen kann. Deswegen gründete sie eine Stiftung – den deutschen Förderverein «Hilfe für ehemalige Kindersoldaten und afrikanische Kriegsopfer e.V.». China Keitetsi will eine wesentliche Verbesserung erreichen, sodass andere Kindersoldatinnen und -soldaten dieselbe Chance bekommen wie sie. Sie hofft, dass viele Kindersoldatinnen und -soldaten durch das Wissen um ihr Beispiel wieder ein qualitatives Leben erlangen können, anstatt, aufgrund des Leides, das sie erdulden mussten, das Lebensinteresse zu verlieren. «Ich halte es für wichtig, Heime und Schulen zu schaffen und ihnen eine Zukunft anzubieten. Es ist sehr hart für Kindersoldaten, in ein normales Leben zurückzufinden, denn sie haben keine Ausbildung und sind traumatisiert. Ich reise durch viele Länder und bitte die Menschen, Organisationen wie Unicef und andere zu unterstützen, die sich für Kindersoldaten engagieren. In Deutschland gab es nach dem Erscheinen meines Buches sehr viele Reaktionen. Es hat mich gefreut, dass sich so viele für das Thema interessieren. Ich bin sicher, dass wenn sich genügend Menschen finden, die sagen, gebt diesen Kindern einen Stift statt einer Waffe, dann können wir erreichen, dass es irgendwann keine Kindersoldaten mehr gibt.»⁸

Ihr Engagement gegen den Einsatz von Kindersoldatinnen und -soldaten führte China Keitetsi auch nach Luzern, wo sie als Referentin zum 3. Internationalen Menschenrechtsforum Luzern (IHRF) «Menschenrechte und Bildung» beitrug. Am IHRF Concert 2006 – einem Benefizkonzert für Projekte von Amnesty International zugunsten von ehemaligen Kindersoldaten – gab sie vor rund 2 000 Konzertbesuchenden ein persönliches Statement gegen den Einsatz von Kindersoldatinnen und -soldaten ab. Es war mir eine grosse Ehre, dass ich China Keitetsi begegnen durfte. Und ich werde nie vergessen, wie still es in der grossen Konzerthalle wurde, als China Keitetsi ihre Worte an die Menge richtete.

Fortschritte dank zivilgesellschaftlichen Engagements

China Keitetsi nennt als ihren grössten Wunsch, dass niemand das durchmachen müsse, was sie selbst erlebt hat. All ihre Liebe will sie Kindern geben. «Since these pressure groups started they have been successful in reducing the number of child soldiers worldwide. Centres [dabei handelt es sich um

Rehabilitationszentren zur Unterstützung von ehemaligen Kindersoldaten, Anm. d. Verf.] have helped many child soldiers to find their families. They have also helped to negotiate with rebel groups to hand in child soldiers. Nowadays many child soldiers know where to go after the army and also those who desert know that the centre would protect them. Before there was nowhere for a child soldier to go to.»⁹ Dank dieses zivilgesellschaftlichen Engagements konnten bereits Fortschritte erzielt werden. Heute wird von ungefähr 250 000 Kindersoldatinnen und -soldaten ausgegangen.¹⁰ «But the ones who have died in all these years are more than two million because then, once you became a child soldier it became your home and your grave. There was no way out. There was no pressure to the rebel commanders or to governments and that's why the number was so high because they could do as they wished. Because of the Centres the organisations can monitor better and are informed also in which groups child soldiers are used.»¹¹

Bis heute hat China Keitetsi Albträume und fragt sich manchmal, wie sie mit ihrer Geschichte weiterleben soll. Der Eindruck entsteht, dass ein Menschenleben in Europa anders behandelt wird als anderswo – wie zerbrechliches Glas. Leider ist dies nicht weltweit der Fall. Und leider vergisst Europa, dass es auch Menschen ausserhalb Europas gibt, die ebenfalls wie zerbrechliches Glas zu behandeln wären. Gerade im Bereich des Waffenhandels und beim Export von Kriegsmaterial sind alle Staaten der Welt – auch die Schweiz – gefordert, keine Waffen (besonders Kleinwaffen), Einzelteile oder Munition in Regionen zu liefern, wo es Kindersoldatinnen und -soldaten gibt. Hier besteht noch politischer und rechtlicher Handlungsbedarf aus menschenrechtlicher Perspektive.

So wurde dem Bundesrat im Sommer 2012 die Motion 12.3621 «Stopp der Kriegsmaterialexporte nach Indien» vorgelegt, weil bewaffnete Konflikte in mehreren indischen Gliedstaaten sowie die Rekrutierung von Kindersoldaten einer Bewilligung gemäss Kriegsmaterialverordnung (KMV) entgegenstehen. Kriegsmaterialexporte werden laut KMV Artikel 5 «nicht bewilligt, wenn das Bestimmungsland in einen internen oder internationalen bewaffneten Konflikt verwickelt ist». Zudem sei die Situation im Innern des Bestimmungslandes zu berücksichtigen, namentlich der Verzicht auf Kindersoldaten. Indien ist aber in mehrere interne bewaffnete Konflikte verwickelt und rekrutiert auch Kindersoldatinnen und -soldaten. Der Bundesrat beantragte die Ablehnung der Motion, diese wurde am 20.6.2014 abgeschrieben, da sie seit mehr als zwei Jahren hängig war.¹² Gleichzeitig gab die Schweiz offiziell bekannt, dass sie gegen den Einsatz von Kindersoldaten vorgehen will.¹³

The Right to Education. That Arms Do Not Remain the Only Education

So many child soldiers have died. Soon the rain might stop because the blood of children is taking over the job of rain.

In 1995 I escaped from my country Uganda to Kenya, and from Kenya by bus I travelled to Tanzania, Zambia, Zimbabwe, and finally to South Africa, where I stayed for four years. This took me around three weeks. Many thoughts troubled my mind, as I thought of my son who I was leaving behind, and thinking about what would be the future of the child in my body and me, the 18-year-old girl. I struggled every minute of that day not to think of where I was coming from, and where I was going. I looked through the windows of the moving bus and I could see pain everywhere, because the gun, which had been given to me, had already done its job. I had used it to kill my boss enemies, and I had blood on my hands. I was no longer a child, but a thing.

When I was 14 years old, I gave birth to my son, and when I was 15 years old, I could not count how many commanders had already used my body. When I was 18 years old, I was on the run from the army. I thought that this was the end of my existence, and I thought that I would die without ever again seeing my son. [...]

In many countries of the world the trees and grass are feeding from rain, while in many other countries they are feeding from the blood of children. I am here and I am looking at this. I am here seeing animals with parents and homes. I get very sad at my childhood and my two children. My childhood that was taken away forever and no matter what, this I can't get back. Many of the child soldiers will always feel empty and thirsty, but they will never know what they are thirsty for. My thoughts and dreams are older than me [...]. [...]

Those who only watch I think have betrayed us to those who use us. Since I have been in Denmark, I had

used most of my time to campaign against the use of child soldiers, but there is more that needs to be done, to put an end to this and to stop those children who are still standing in the battlefield of death. Everyone who is over 20 years old please act now, why not give clear dreams to every child. Stop the crimes being committed on children!

I hope that every actor, musician, companies, and governments join together, and I'm sure that this will give every child a life. Sometimes I wish I was born blind, and then my eyes would not have seen what they saw and are still seeing, the dying children. So many mothers and fathers never got to bury their children, and many don't know where their children's graves are, because they got buried in unmarked graves somewhere where they were killed. [...]

Many little girls including me, we are left with no dignity that every woman should have. For thousands of child soldier girls, their futures were stopped. For those who survived like me, the abuse left us with two or more children, and few of them have fathers, so all the responsibility is on the girls' shoulders. The chance of ever thinking about herself is over, and her childhood is long forgotten. No parents, she is only left with some cigarettes and some drugs. Why are this girl and this boy left to suffer, until they die? [...]

Please all of us: let us try to make the lives of all children feel as if years are going very fast, because this will mean that the children are happy.

If we wait too long, the damage will never be repaired, and many children will die without ever knowing how it feels to be loved, and protected, or what freedom tastes like!

Auszüge aus: Keitetsi, China: The Right to Education. That Arms Do Not Remain the Only Education, in: Kirchschräger, Peter G./Kirchschräger, Thomas/Belliger, Andrea u. a. (Hg.): Menschenrechte und Bildung, Internationales Menschenrechtsforum Luzern (IHRF), Bd. 3, Bern 2006, 207–214.

Kinder im Krieg – ein Überblick

«Als sie in unser Dorf kamen, fragten sie meinen älteren Bruder, ob er bereit sei, der Rebellengruppe beizutreten. Er war erst 17 Jahre alt und sagte nein. Daraufhin erschossen sie ihn und fragten mich. Was hätte ich machen sollen, ich wollte nicht sterben.» Das Schicksal dieses dreizehnjährigen Jungen aus der Demokratischen Republik Kongo teilen weltweit Tausende von Kindern.

Auf der ganzen Welt werden Zehntausende von Kindern in bewaffneten Konflikten eingesetzt, entweder als Angehörige regulärer Streitkräfte oder als Mitglieder von bewaffneten Gruppen. Kindersoldaten werden/wurden neben der DR Kongo beispielsweise auch in (Süd-)Sudan, in der Zentralafrikanischen Republik, in Afghanistan oder in Syrien eingesetzt.

Seit Jahren werden Kindersoldaten in vielen bewaffneten Konflikten eingesetzt. Es gibt keine genauen Angaben darüber, wie viele es sind, ausserdem ändern sich die Zahlen immer wieder. Laut Schätzungen gibt es aber Zehntausende von KindersoldatInnen weltweit. Zehntausende von Jungen und Mädchen, die jünger als 18 Jahre sind, dienen in einer Armee oder einer bewaffneten Gruppe.

Manche Regierungen und bewaffnete Gruppen geben an, dass sie Kinder einsetzen, um einen Mangel an erwachsenen Soldaten auszugleichen. In Tat und Wahrheit werden Jungen und Mädchen als SoldatInnen missbraucht; denn sie sind billig, «entbehrlich», leichter zu Gehorsam zu erziehen und leichter zu manipulieren als Erwachsene.

Die meisten KindersoldatInnen sind zwischen 15 und 18 Jahre alt, einige werden aber schon als Sechsjährige rekrutiert. Dank der unkontrollierten Verbreitung von «kinderleichten» Kleinwaffen können schon die Jüngsten in Kriegen eingesetzt werden.

Viele von ihnen werden zum Kriegsdienst gezwungen. Andere schliessen sich bewaffneten Gruppen an, nachdem sie Zeugen oder Opfer staatlicher Übergriffe wurden. Manche befinden sich in einer so ausweglosen Situation, dass sie sich freiwillig für den bewaffneten Kampf melden.

Sie hoffen auch, mit dem Sold ihre Not leidenden Angehörigen ernähren zu können. Viele Mädchen

schliessen sich den Truppen an, um einer Zwangsheirat oder dem Schicksal als Sklavin der eigenen Familie zu entkommen.

KindersoldatInnen opfern ihre Kindheit für das politische oder militärische Weiterkommen ihrer Anführer. Viele dieser Kinder und Jugendlichen müssen an vorderster Front kämpfen und töten. Andere werden als Minenlegerinnen, Spione, Botinnen, Träger, Köchinnen, Diener oder Sexsklavinnen missbraucht.

Körperliche Misshandlungen und Vergewaltigungen sind weit verbreitet. Die Kinder werden gezwungen, zu töten und schlimmste Menschenrechtsverletzungen zu begehen.

Die Zahl der Opfer ist unter KindersoldatInnen besonders hoch, weil sie unerfahren, unerschrocken und ungeübt sind. Oft werden sie für besonders gefährliche Einsätze herangezogen, wie z. B. das Auskundschaften der feindlichen Linien oder das Auslegen von Landminen. Und sie werden mit Alkohol und anderen Drogen vollgepumpt, um über die Angst vor dem Kampf hinwegzukommen.

Zahllose Kinder werden in bewaffneten Auseinandersetzungen verletzt, verstümmelt, zu Waisen gemacht oder gar getötet. Auch wenn Jugendliche körperlich unversehrt aus den Bürgerkriegen zurückkommen, ist ihre Kindheit zerstört. Die demobilisierten KindersoldatInnen sind meistens schwer traumatisiert und haben es schwer, ins zivile Leben zurückzukehren.

Sie sind besonders verletzlich, weil sie keine andere Lebensweise als die Kultur der Waffengewalt kennengelernt haben. Sie fühlen sich entfremdet von der Gesellschaft und sind für einen Neuanfang schlecht gerüstet. Die Gefahr eines Rückfalls ist gross. Oft können sie nicht mehr in ihr Dorf zurück, weil sie von der Familie verstossen wurden.

Amnesty International Schweiz: Kinder im Krieg – ein Überblick, 26.8.2006, Update im September 2014, <http://www.amnesty.ch/de/themen/weitere/kindersoldaten/dok/2006/zahlen-fakten>, Stand: 29.9.2014.

Kindersoldaten der Mayi Mayi-Milizen beim Drill in einem «Political Retraining Camp» in Mangangu, Demokratische Republik Kongo, Juli 2003.

© Amnesty International



Internationale Abkommen gegen den Einsatz von Kindern für Kriegsdienste

In den vergangenen Jahren wurden auf internationaler Ebene verschiedene Fortschritte erzielt, um Kinder vor dem Einsatz in bewaffneten Konflikten zu schützen. Ausserdem haben zahlreiche Regierungen das Verbot von KindersoldatInnen in ihre Gesetzgebung aufgenommen.

Uno-Kinderrechtskonvention (1989): Die Uno-Kinderrechtskonvention verbietet die Rekrutierung von Kindern vor Vollendung des 15. Lebensjahrs. Sie wurde bis heute von 193 Staaten ratifiziert.

Zusatzprotokoll zur Beteiligung von Kindern in bewaffneten Konflikten (2002): Das Zusatzprotokoll zur Uno-Kinderrechtskonvention richtet sich an staatliche und nichtstaatliche Akteure. Es verbietet den Einsatz von Kindern unter 18 Jahren in bewaffneten Konflikten. Auch für die Pflichtrekrutierung wird ein Mindestalter von 18 Jahren vorgeschrieben. Allerdings lässt es die freiwillige Rekrutierung von Minderjährigen ab 16 Jahren in regulären staatlichen Armeen zu. Das Zusatzprotokoll wurde bisher von 127 Staaten (auch der Schweiz) ratifiziert.

Römer Statut des Internationalen Strafgerichtshofes (1998): Das Römer Statut legt die Grundlage für den

Internationalen Strafgerichtshof. Dieser ist für die Strafverfolgung im Falle von Kriegsverbrechen, Genozid und Verbrechen gegen die Menschlichkeit zuständig. Die Rekrutierung von Kindern unter 15 Jahren in bewaffneten Konflikten gilt als Kriegsverbrechen – sowohl bei zwischenstaatlichen als auch internen Konflikten.

Im März 2006 wurde der kongolesische Rebellenführer Thomas Lubanga als erste Person vom Internationalen Strafgerichtshof verhaftet und für Kriegsverbrechen angeklagt, weil er Kinder unter 15 Jahren zwangsrekrutiert hatte. Am 14. März 2012 wurde er erstinstanzlich zu 14 Jahren Haft verurteilt. Ein anderer bekannter Fall betrifft den ehemaligen liberianischen Präsidenten Charles Taylor, der vom Spezialgerichtshof für Sierra Leone unter anderem der Rekrutierung von Kindersoldaten während des Krieges in Sierra Leone schuldig gesprochen wurde.

Eine Zusammenstellung weiterer Abkommen ist zu finden unter: www.child-soldiers.org.

Amnesty International Schweiz: Internationale Abkommen gegen den Einsatz von Kindern für Kriegsdienste, 23.9.2014, <http://www.amnesty.ch/de/themen/weitere/kindersoldaten/internationale-abkommen-gegen-den-einsatz-von-kindersoldaten>, Stand: 26.9.2014.

Abbildung auf der Titelseite

- China Keitetsi am 3. Internationalen Menschenrechtsforum Luzern (IHRF), 2006. © IHRF

Anmerkungen

- 1 Keitetsi, War, 240.
- 2 Reusch, Interview mit China Keitetsi.
- 3 Ebd.
- 4 Keitetsi, War, 240.
- 5 Unicef, Paris Principles, para 2. 1.
- 6 Amnesty International, Sektion Schweiz, Kinder im Krieg.
- 7 Reusch, Interview mit China Keitetsi.
- 8 Ebd.
- 9 Keitetsi, War, 241.
- 10 Vgl. Terre des Hommes, Kindersoldaten.
- 11 Keitetsi, War, 241.
- 12 Vgl. Voruz, Motion Nr. 12. 361.
- 13 Vgl. SDA, Schweiz will gegen Einsatz von Kindersoldaten vorgehen.

Literatur

- Amnesty International, Sektion Schweiz: Kinder im Krieg – ein Überblick, <http://www.amnesty.ch/de/themen/weitere/kindersoldaten/dok/2006/zahlen-fakten>, Stand: 26.8.2014.
- Amnesty International, Sektion Schweiz: Waffenhandel. Strengere Anwendung der Gesetze, in: AMNESTY – Magazin der Menschenrechte, Juni 2012, <http://www.amnesty.ch/de/aktuell/magazin/2012-2/waffenhandel-schweiz>, Stand: 26.8.2014.
- Child Soldiers International: Chad, http://www.child-soldiers.org/country_reader.php?id=2, Stand: 26.8.2014.
- Keitetsi, China: Sie nahmen mir die Mutter und gaben mir ein Gewehr, München 2003.
- Keitetsi, China: Tränen zwischen Himmel und Erde, Berlin 2009.
- Keitetsi, China: The Right to Education. That Arms Do Not Remain the Only Education, in: Kirchschräger, Peter G./ Kirchschräger, Thomas/Belliger, Andrea u. a. (Hg.): Menschenrechte und Bildung, Internationales Menschenrechtsforum Luzern (IHRF), Bd. 3, Bern 2006, 207–214.
- Keitetsi, China: War is no Child's Play, in: Bellamy, Carol/Kirchschräger, Peter G./ Kirchschräger, T. u. a. (Hg.): Realizing the Rights of the Child, Swiss Human Rights Book, Vol. II, Zürich 2007, 240–244.
- Reusch, Wara: Interview mit China Keitetsi, in: ai-JOURNAL, 3 (2003), <http://www.amnesty.de/umleitung/2003/deu07/055?lang=de%26mimetype%3dtext%26html>, Stand: 26.8.2014.
- Schweizerische Depeschagentur (SDA): Schweiz will gegen Einsatz von Kindersoldaten vorgehen, in: Neue Zürcher Zeitung, 17.10.2013, <http://www.nzz.ch/aktuell/schweiz/schweiz-kindersoldaten-1.18169184>, Stand: 26.8.2014.
- Terre des Hommes: Kindersoldaten, <http://www.tdh.de/was-wir-tun/themen-a-z/kindersoldaten.html>, Stand: 26.8.2014.
- Unicef: Paris Principles. Principles and Guidelines on Children Associated with Armed Forces or Armed Groups, Februar 2007, <http://www.unicef.org/emerg/files/ParisPrinciples310107English.pdf>, Stand: 26.8.2014.
- Voruz, Eric: Motion Nr. 12.3621: Stopp der Kriegsmaterialexporte nach Indien, in: Cura Vista, Geschäftsdatenbank der Bundesversammlung, http://www.parlament.ch/d/suche/seiten/geschaefte.aspx?gesch_id=20123621, Stand: 26.8.2014.

Audiovisuelle Medien

- demokrati-undervisning.dk: Interview mit China Keitetsi, 18.1.2010, <https://www.youtube.com/watch?v=RmK-Ddi2Mos>, Stand: 26.8.2014.

«I don't want to live in a world where everything that I say, everything I do, everyone I talk to, every expression of creativity or love or friendship is recorded.»¹



**Big Brother Is Watching You. Edward Snowden (1983)
und die Verteidigung der Privatsphäre**

Edward Snowden, IT-Spezialist und ehemaliger Geheimdienstmitarbeiter, reichte im Mai 2013 zahlreiche Dokumente aus dem Innersten des amerikanischen Geheimdienstes verbotenerweise an Journalisten weiter. Er wollte aufdecken, mit welcher Sammelwut das globale Spionagesystem arbeitet und wie massiv es die digitale Kommunikation im 21. Jahrhundert beherrscht. Die individuelle Freiheit jedes Einzelnen sei bedroht. Unter Gefahr des eigenen Lebens versteckte sich Snowden im Moskauer Exil, wo er im Sommer 2014 eine temporäre Aufenthaltsbewilligung erhielt.

Der Alligator und der Rubik-Würfel

Alles lief drehbuchreif ab. Am 3. Juni 2013 dirigierte Edward Snowden seine zwei amerikanischen Kontaktpersonen mit verschlüsselten Mails durch den mondänen Hongkonger Stadtteil Kowloon. Dann lotste er sie ins luxuriöse Mira-Hotel, einen riesengrossen, verwinkelten Gebäudekomplex. Beide Gäste begaben sich in einen Konferenzraum im dritten Stock, setzten sich – wie vereinbart – auf ein Sofa neben einem dekorativen Plastikalligator, stellten die Erkennungsfrage, wo es hier ein geöffnetes Restaurant gebe, und sahen erstmals Snowden, der – wie abgemacht – mit einem Rubik-Würfel spielte. Man hatte einen älteren Mann und keinen so jungen Nerd mit T-Shirt und Jeans erwartet. Dieser führte sie in sein unaufgeräumtes Zimmer im zehnten Stock. Snowden verbarrikadierte vorsichtshalber die Eingangstür mit den Bettkissen, verlangte, dass die Handys in den Kühlschrank der Minibar gelegt würden, und versteckte sich unter einem roten Tuch, um die Passwörter auf seinen Laptops einzugeben. Jetzt schien die Sicherheit gewährleistet.

Ein halbes Jahr zuvor hatte Snowden, ein ehemaliger Geheimdienstmitarbeiter, erstmals mit den Hergereisten anonym Kontakt aufgenommen, um ihnen streng vertrauliche Dokumente anzubieten, welche die bisher unbekanntes Spionagepraktiken des amerikanischen Geheimdienstes aufdecken sollten. Es waren dies Glenn Greenwald², Anwalt, Blogger und Kolumnist beim britischen Guardian, bekannt als kompromissloser Kämpfer gegen den Überwachungsstaat, und Laura Poitras³, Dokumentarfilmerin, bekannt als ein von den amerikanischen Kontrollbehörden schikaniertes Opfer.

Am zweiten Tag kam in Hongkong noch der erfahrene Guardian-Journalist Ewen MacAskill hinzu, der ohne Snowdens Wissen mitgereist war, da ihn die Chefredaktion zur Absicherung aufgeboten hatte. Fast eine Woche lang befragten die drei den Informanten über dessen Werdegang und dessen geheime Beute. Am 5. Juni wurde die Schleuse nach aussen geöffnet: Der Guardian startete online seine Artikel, die Washington Post zog tags darauf nach. Vier Tage später konnte man ein Interview – es war die zweite, gekürzte Version – auf YouTube sehen.⁴ Jedermann kannte jetzt den jungen Mann mit der eckigen Brille, dem Dreitagebart und dem Leberflecken am Hals.

In der Tradition des Whistleblowings

Whistleblower sind Zeugen von Ungerechtigkeit und wollen, dass das beobachtete Fehlverhalten aufgedeckt wird, selbst wenn illegale Mittel eingesetzt werden müssen. Wer Missstände aufstöbert, nimmt persönliche Risiken in

Kauf, da der Schutz für Whistleblower juristisch noch in den Anfängen steckt.⁵ Snowdens Handlung war nicht unüberlegt, sondern intensiv reflektiert: Einerseits war das geheime Material detailliert geordnet und klassifiziert. Andererseits hatte er aus den Fehlern gleichgesinnter Vorgänger – unter anderem Daniel Ellsberg, Julian Assange, Thomas Andrews Drake, Russell Tice, Bradley (Chelsea) Manning⁶ – seine Lehren gezogen. Um nicht mit Manipulationswürfen eingedeckt zu werden, entschloss sich Snowden, die gestohlenen Dokumente nicht einfach unbearbeitet zu kopieren, sondern sie renommierten Journalistinnen und Journalisten zur Bearbeitung anzuvertrauen. Um nicht Schaden für andere Personen anzurichten und sich vor privaten Prozessklagen abzusichern, wurden die Namen auf den Dokumenten geschwärzt. Und um nicht einer langwierigen Verfolgung ausgesetzt zu sein, wollte er von Anfang an seine Identität preisgeben und seine Motivation transparent darlegen.

Vom Versager zum IT-Spezialisten

Edward Joseph Snowden, geboren am 21. Juni 1983 in Elizabeth City im Staat North Carolina, zweites und jüngstes Kind zweier Staatsangestellten (Vater Lonnie arbeitete bei der Küstenwache, Mutter Wendy amtierte als Regierungsbeamtin des United States Districts), die sich aber 2001 scheiden liessen, verbrachte seine Jugend in verschiedenen Städten des Bundesstaates Maryland. Weil er unterfordert war, verliess er die High School vorzeitig, machte aber einen vergleichbaren Abschluss auf einem Community College. Er liebte Videogames, lernte autodidaktisch Computertechnik und begeisterte sich für Kampfkünste. Das 1999 begonnene Studium der Informatik brach Snowden ab. 2004 meldete er sich freiwillig für den Militärdienst, um im Irak-Krieg zu dienen. Wegen eines Bruchs beider Beine beim Rekrutentraining wurde er bei den Special Forces ausgemustert. Zeitweise arbeitslos, zeitweise als Wachmann bei der NSA (National Security Agency⁷), dem grössten Geheimdienst Amerikas, angestellt, hoffte er trotz fehlender Diplome eine Stelle zu finden. Dies gelang 2005 als IT-Experte für die CIA (Central Intelligence Agency⁸). Jetzt hatte er sein Umfeld gefunden, und seine Fähigkeiten wurden geschätzt. 2007 bekam Snowden eine Geheimdienststelle in Genf⁹, von dort aus wurde er für immer grössere Aufgaben in verschiedenen Ländern eingesetzt, nicht selten als Diplomat getarnt. Schon bald registrierte er aber unangenehme Vorkommnisse und ärgerte sich über unlautere Methoden des Geheimdienstes. Da er zusätzlich Sicherheitslücken auf der CIA-Webseite reklamierte, aber keine Reaktion erfuhr, wechselte er 2009 zu einem privaten Arbeitgeber. Der Computerhersteller Dell, der die NSA-Rechner wartete, stellte ihn als Systemadministrator an, zuerst in Tokyo, dann in Fort Meade, dem NSA-Zentrum der Pazifikstaaten in Honolulu, Hawaii. Da sich Snowden als Sicherheitspezialist bestens bewährte, wurde er firmenintern zusätzlich zum Cyber-Strategen und Hacker-Experten ausgebildet. Auch hier begann Snowden immer stärker an der Rechtmässigkeit seines Jobs zu zweifeln. Seine Motivation sei allmählich gewachsen («a creeping realisation», «a natural process»), aber der entscheidende Punkt sei erreicht gewesen, als er gesehen habe, wie James Clapper,

nationaler Geheimdienstdirektor, vor dem Kongressausschuss gelogen habe:¹⁰ Auf die Frage eines Senators, ob die NSA wirklich Millionen von Daten über US-amerikanische Bürger sammle, antwortete dieser, ohne mit der Wimper zu zucken, mit einem klaren Nein. Als Insider wusste Snowden, dass das nicht stimmte. Um jetzt noch leichter Zugriff auf das NSA-Archiv zu erhalten, liess Snowden sich trotz Lohneinbusse in Hawaii bei der privaten Beratungsfirma Booz Allen & Hamilton anstellen.¹¹ Diese war sozusagen der kommerzielle Arm der NSA und des amerikanischen Verteidigungsministeriums. Als externer IT-Techniker bekam Snowden hier nicht nur Einblick in die Infrastruktur, sondern direkt in die entsprechenden Geheimdienstoperationen. Mitte Mai 2013 war es dann so weit. Gegenüber seinen Vorgesetzten gab Snowden vor, er müsse sich wegen einer kürzlich diagnostizierten Epilepsie-Erkrankung behandeln lassen. Seiner Freundin Lindsay Mills, einer Stangentänzerin und Performancekünstlerin, sagte er nichts. Am 20. Mai flog er ab Richtung Hongkong, in die chinesische Selbstverwaltungszone.

Der Snowden-Fundus

Im Juni 2013 folgten sich die Enthüllungen Schlag auf Schlag. Sie zeigten, dass die NSA in einem bisher unbekanntem Ausmass Datenspionage betreibt, und dies nicht nur gezielt, nicht nur bei Verdachtsmomenten, sondern in einer «strukturellen Kompletterfassung».¹² Als Erstes vernahm man, dass der US-Telekomkonzern Verizon der NSA täglich Telefongespräche vermittelt, sodass Millionen von Amerikanern ohne jeglichen Verdacht kontrolliert werden können. Man erfuhr von einem Spähprogramm namens «Prism», das der NSA direkten Zugang zu den zentralen Servern der wichtigsten Internetfirmen (Google, Facebook, Skype, Apple) ermöglicht, sodass jegliche Internetkommunikation der Nutzerinnen und Nutzer beobachtet werden kann. Dabei werden sowohl die konkreten Inhalte (Telefongespräche, E-Mails, Chats, Suchanfragen) als auch die Metadaten (Daten der Kontakte, darunter Absender, Empfänger, Datum, Ort, Telefonnummer, Kontaktdauer) registriert, wobei vor allem anhand Letzterer ein umfassendes Personenprofil erstellt werden kann.¹³ Man bekam heraus, dass die Spionage massgeblich mithilfe ausländischer Geheimdienste erfolgt. Sehr eng ist die Zusammenarbeit mit dem britischen Partner GCHQ¹⁴, dessen Geheimprogramm «Tempora» die Überwachung in Echtzeit ausführt. Und dank der Kooperation der wichtigsten englisch sprechenden Geheimdienste, der sogenannten «Five Eyes»¹⁵, werden international genutzte Glasfaserkabel, meist Unterseekabel, für den Datenklau angezapft. Die NSA, mit ihrem Programm «Bullrun», und die GCHQ, mit «Edgehill», sind sogar fähig, selbst kryptografisch verschlüsselte Datenbanken einsehen zu können. Man erhielt Kenntnis, dass die NSA nicht nur Schwachstellen in Programmen ausnutzt, sondern selbst in versteckter Aktivität operiert, dass sie weltweit unzählige Computernetzwerke mit Schadsoftware infiziert und dass sie Elektrogeräte (Router, Server) in massgeschneidertem Zugang manipuliert (Tailored Access Operations¹⁶), ohne dass der Kunde beim Kauf ab Fabrik etwas merkt. Technische Störun-

gen und digitale Sabotageakte werden bewusst ausgeführt. Snowden dokumentierte auch Hack-Attacken gegen Ziele in China, Pakistan und Syrien. Um dem Argument, der Geheimdienst beuge allein der Terrorgefahr vor, zu widersprechen, veröffentlichte Snowden firmeninterne Powerpoint-Folien, die rein ökonomisch ausgerichtet waren und konkrete Wirtschaftsspionage offenlegten.¹⁷ Grosses Echo entstand, als bekannt wurde, dass die NSA mit dem Programm «Special Collection Service» (SCS) auch politische Spitzenpersonen – in Deutschland etwa Angela Merkel – beschatte und deren Handy abhöre.¹⁸ Zudem beklagte Snowden, dass die seinerzeit eingerichteten Kontrollorgane, die Geheimdienstausschüsse des Kongresses und insbesondere das FISA-Gericht (Foreign Intelligence Surveillance Act Court) gar nicht richtig funktionierten. Die FISA, die geheim tagt und dem Justizministerium unterstellt ist, sei zu wenig unabhängig und genehmige sozusagen alle Anträge; sie amte bloss als «rubber stamps» und operiere als «ultimativer Erfüllungshelfer».¹⁹

Die Nadel im Heuhaufen

Der Fall Snowden zeigt auf, wie die heutige Welt von einem Spannungsverhältnis gekennzeichnet ist, von einer Diskrepanz zwischen dem Datenschutz des Individuums und dem Sicherheitsbedürfnis der staatlichen Gemeinschaft.²⁰ Es ist ein «Kulturkampf um die digitale Zukunft»²¹ entbrannt.

Aus Sicht der amerikanischen Regierung hat der «Verräter» Snowden gegen die nationalen Gesetze, gegen die nationale Sicherheit und gegen seinen Berufseid verstossen. Nach dem 11. September 2001, zweifellos eine Zäsur in der amerikanischen Politik, wurde eine intensivere Aufdeckung von Terrorattacken lauthals gefordert. Das Bedürfnis, alles zu sammeln, bekam auch seine Legitimation, da der Kongress einen Monat später dem Patriot Act²² deutlich zustimmte. Im Nachhinein gab die NSA allerdings zu, dass sie mithilfe ihres Datenhungers bisher keinen Anschlag unmittelbar hatte verhindern können. Und Präsident Obama kündigte in seinen Reden ein paar, zwar nur marginale, Reformen an, auch wenn er die NSA bisher voll verteidigt und in seiner Präsidentschaft jeden Whistleblower vor Gericht gezogen hat.²³ Aber die ausgeprägte Vorratsdatenspeicherung von heute sei gerechtfertigt. Um die Nadel zu finden, brauche es eben einen Heuhaufen, den es möglichst vollständig zu durchstöbern gelte.²⁴

Für Snowden und seine Gefolgschaft ist diese «übertriebene Daten-Schnüffelei» aus dem Ruder gelaufen und in die Gesetzlosigkeit abgedriftet. Es gehe nicht an, jeden beliebigen, Freund und Feind, auszuhorchen. Wer beobachtet werde, sei nicht mehr frei und ändere das Verhalten. Diese Spionagetätigkeit sei nicht mehr durch die Verfassung abgestützt und verletze die Menschenrechte. Sie werde durch keinen gesellschaftlichen Konsens, sondern einzig und allein durch die Speicherkapazität begrenzt, was durch die ständige Vergrösserung der NSA-Rechenzentren (Fort Meade, Bluffdale, Oak Ridge) auch garantiert werde. Ist nämlich der Heuhaufen zu gross, lässt sich auch keine Nadel mehr finden.

Die Asylsuche

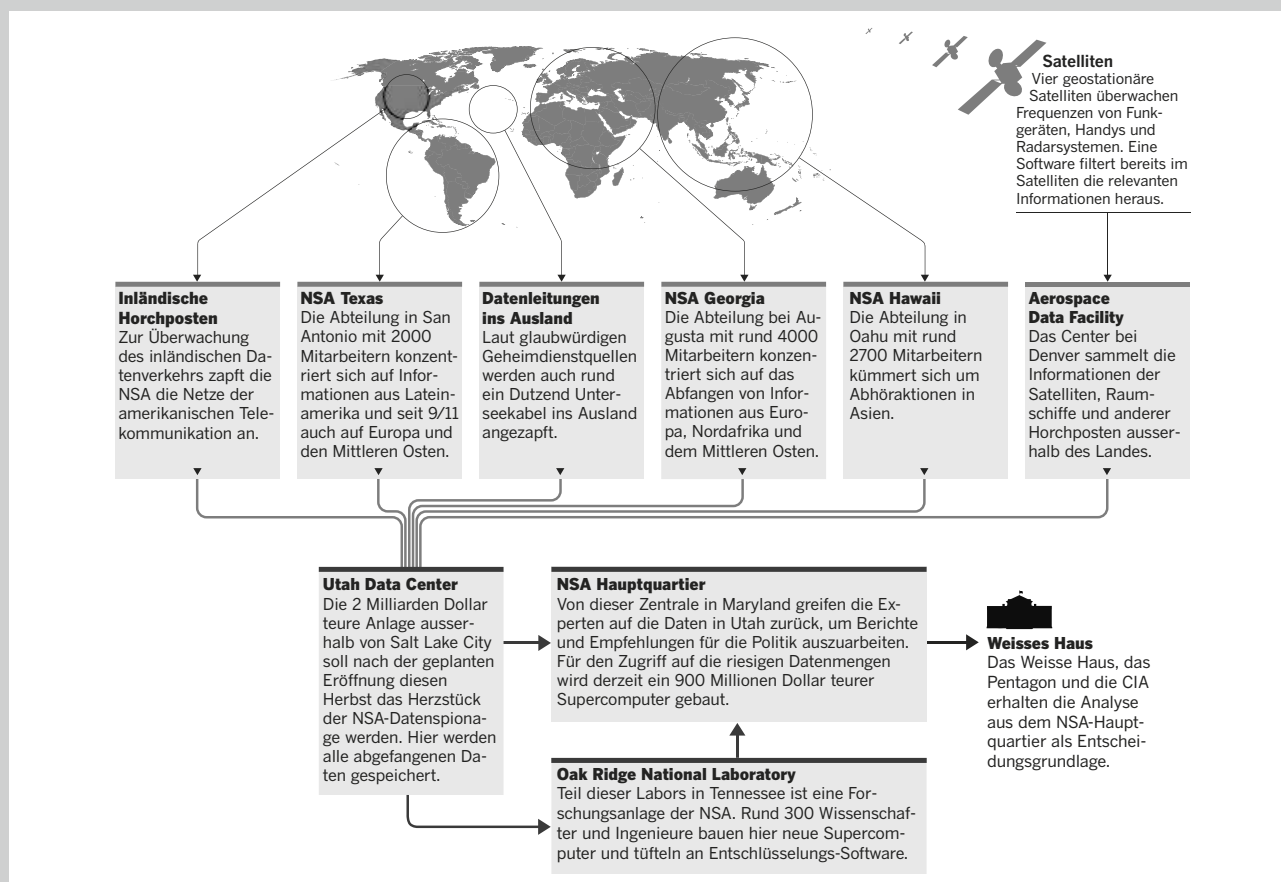
Da sein Versteck ausfindig gemacht worden war, fühlte sich Snowden in Hongkong nicht mehr sicher und tauchte ab. Washington klagte ihn offiziell der Spionage an, erliess einen Haftbefehl und annullierte seinen Pass. Jetzt beanspruchte Snowden die Fluchthilfe von WikiLeaks und flog am 23. Juni in Begleitung der Mitarbeiterin Sarah Harrison mit der russischen Aeroflot nach Moskau. Der zuerst nur als Zwischenhalt gedachte Aufenthalt in der Transitzone des Flugplatzes Scheremetjewo wurde zu einem längeren Provisorium. Denn alle Anfragen an über 20 Asylländer wurden negativ beantwortet. Die USA machten auf alle Kandidaten gehörig Druck und erlaubten sich sogar, ein bolivianisches Flugzeug mit dem Präsidenten Morales an Bord zur Landung in Wien zu zwingen, da sie darin Snowden vermuteten. Putins Russland sah die Chance, die Affäre Snowden für Propagandazwecke zu nutzen, und anbot temporäres Asyl. Im zweiten Anlauf akzeptierte Snowden. Das einjährige Asyl wurde im Sommer 2014 um eine dreijährige Aufenthaltsbewilligung verlängert. Zu diesem Zeitpunkt lebte Snowden ziemlich abgeschottet in Moskau, wurde von einem privaten Bewachungsdienst beschützt, lernte Russisch, gab sporadisch Interviews und musste mit dem Vorwurf seiner Gegner leben, Schützling Putins zu sein.

Epilog

Für Snowden ist der zivilcouragierte Akt vollzogen («mission accomplished»²⁵), aber sein persönliches Schicksal ist noch ungewiss, seine Odyssee hält noch an. Viele Dokumente sind anscheinend noch nicht enthüllt, auch wenn sich heute die NSA dem angerichteten Schaden gegenüber entspannter verhält.²⁶

Vor seinem Outing hatte Snowden im Mailverkehr Pseudonyme verwendet, von Hongkong aus häufig mit «Verax», von Hawaii aus – in der ersten Mail vom 1. Dezember 2012 an Greenwald – mit «Cincinnati» unterzeichnet.²⁷ Verax ist der, der die Wahrheit sagt, und Lucius Quinctius Cincinnatus ist der, der im 5. Jahrhundert v. Chr. nach kurzzeitig erfüllter Amtspflicht den Regierungsposten freiwillig aufgab und wieder den Acker pflügte. Snowdens Anliegen war es also, die Wahrheit über den Lauschapparat der NSA zu enthüllen und seine berufliche Machtstellung in diesem Apparat zugunsten des Gemeinwohls zu opfern. Der Fall Snowden hat sensibilisiert. Und er tangiert noch viel grössere Dimensionen. Jede und jeder heutzutage benutzt das Netz, laviert zwischen Netzeuphorie und Netzkritik, überwacht und wird überwacht. Immer mehr Lebensbereiche, nicht nur geheime, auch kommerzielle, werden «datafiziert» und ausgewertet. Das weltweite Datenvolumen nimmt rasant zu. Klio ist ins Zeitalter von Big Data eingetreten und beobachtet, wie sich dadurch die Gesellschaft verändert. Dazu sagte Snowden: «I didn't want to change society. I wanted to give society a chance to determine if it should change itself.»²⁸

Das Spionage-Netzwerk der National Security Agency



James Bamford (Global Research), aus: NZZ am Sonntag, 16.6.2013, 22.

Edward Snowdens Weihnachtsansprache Privacy Matters

Hi and Merry Christmas. I am honoured to have a chance to speak with you and your family this year. Recently, we learned that our governments, working in concert, have created a system of worldwide mass surveillance watching everything we do.

Great Britain's George Orwell warned us of the danger of this kind of information. The types of collection in the book, microphones, video cameras, TVs that watch us, are nothing compared to what we have available today. We have sensors in our pockets that track us everywhere we go. Think about what this means for the privacy of the average person. A child born today will grow up with no conception of privacy at all. They'll never know what it means to have a private moment to themselves, an unrecorded, unanaly-

zed thought. And that is a problem. Because privacy matters. Privacy is what allows us to determine who we are and who we want to be.

The conversation occurring today will determine the amount of trust we can place both in the technology that surrounds us and the government that regulates it. Together we can find a better balance, end mass surveillance and remind the government that if it really wants to know how we feel, asking is always cheaper than spying. For everyone out there listening, thank you and Merry Christmas.

Edward Snowdens Weihnachtsansprache vom 24. Dezember 2013 auf dem britischen TV-Sender Channel 4, <https://netzpolitik.org/2013/bbc-weihnachtsansprache-von-edward-snowden>, Stand: 15.2.2014.

Manifest für die Wahrheit

In a very short time, the world has learned much about unaccountable secret agencies and about sometimes illegal surveillance programs. Sometimes the agencies even deliberately try to hide their surveillance of high officials or the public. While the NSA and GCHQ seem to be the worst offenders – this is what the currently available documents suggest – we must not forget that mass surveillance is a global problem in need of global solutions.

Such programs are not only a threat to privacy, they also threaten freedom of speech and open societies. The existence of spy technology should not determine policy. We have a moral duty to ensure that our laws and values limit monitoring programs and protect human rights.

Society can only understand and control these problems through an open, respectful and informed debate. At first, some governments feeling embarrassed by the revelations of mass surveillance initiated an unprecedented campaign of persecution to suppress

this debate. They intimidated journalists and criminalized publishing the truth. At this point, the public was not yet able to evaluate the benefits of the revelations. They relied on their governments to decide correctly.

Today we know that this was a mistake and that such action does not serve the public interest. The debate which they wanted to prevent will now take place in countries around the world. And instead of doing harm, the societal benefits of this new public knowledge is now clear, since reforms are now proposed in the form of increased oversight and new legislation.

Citizens have to fight suppression of information on matters of vital public importance. To tell the truth is not a crime.

Edward Snowdens «Manifest für die Wahrheit» vom 1. November 2013. Erstmals publiziert im Spiegel, 45 (2013), <http://original.antiwar.com/edward-snoden/2013/11/03/a-manifesto-for-the-truth>, Stand: 31.7.2014.



Zapiro: Edward Snowden: the man who blew the whistle, erschienen in: The Times, 11.6.2013.

130611tt © 2013 – 2014 Zapiro

– Edward Snowden während der Preisverleihung für den Sam Adams Award in Moskau, 11.10.2013.
© KEYSTONE/AP/WikiLeaks

Anmerkungen

- 1 Zitat aus dem Interview Snowdens mit Glenn Greenwald und Laura Poitras, Hong Kong 9.6.2013, vgl. Greenwald/Poitras, «The US government will say I aided our enemies».
- 2 Glenn Greenwald lebt heute mit seinem Partner David Miranda in Rio de Janeiro und betreut das Nachrichtenportal The Intercept.
- 3 Poitras' Film «My Country, My Country» porträtiert eine Familie im Irakkrieg, «The Oath» begleitet zwei jemenitische Vertraute von Osama Bin Laden. Wegen ihrer Filme wurde Poitras von den amerikanischen Behörden als terrorverdächtig eingestuft und vor allem bei den Grenzübertritten schikaniert. Greenwald hat über diese Belästigungen journalistisch berichtet. Vgl. Rosenbach/Stark, Komplex, 69 f.
- 4 Vgl. Rosenbach/Stark, Komplex, 86 f.; Greenwald, Überwachung, 122 f.
- 5 Vgl. Pham, Sie hatten Mut. Zum Begriff «to blow a whistle» vgl. Halupczok, Gründe, 158 f.
- 6 Daniel Ellsberg war der erste Whistleblower mit globaler Wirkung. 1971 machte er die Pentagon-Papiere zum Vietnamkrieg publik. – Der Australier Julian Assange veröffentlicht seit 2006 auf der Enthüllungsplattform WikiLeaks geheim gehaltene Dokumente. – Die beiden Insider Thomas Drake (ab 2003) und Russel Tice (ab 2005) kritisierten Missstände in der NSA, wurden beide aber ruhiggestellt, Ersterer in einem Prozess, Letzterer mittels eines psychologischen Gutachtens. – Bradley Manning, der sich heute als Frau fühlt und sich Chelsea nennt, übergab 2010 als junger Gefreiter an WikiLeaks Videos und Geheimakten des US-Militärs, vorwiegend zum Irakkrieg; im Juli 2013 wurde er zu 35 Jahren Gefängnis verurteilt. Vgl. Rosenbach/Stark, Komplex, 13, 56 f., 63 f.; Greenwald, Überwachung, 320 f.; Halupczok, Gründe, 62 f., 187, 207 f., 214.

- 7 Die NSA, 1952 gegründet, ist der grösste der total 16 US-Geheimdienste und untersteht dem Pentagon. Der Hauptsitz liegt in Fort Meade, Maryland. Die NSA hat 40 000 Mitarbeiter und einen Etat von 10,6 Milliarden Dollar. Präsident zur Zeit Snowdens war General Keith Alexander, ab März 2014 neu Michael Rogers. Da man vom Geheimdienst logischerweise wenig hört, heisst die NSA im Volksmund auch «No Such Agency» oder «Never Say Anything».
- 8 Die CIA, 1947 gegründet, ist der amerikanische Auslandsnachrichtendienst. Dieser ist – im Gegensatz zur NSA – weniger technisch ausgerichtet, sondern holt seine Informationen von und durch Menschen ein.
- 9 Zum Aufenthalt in Genf und Snowdens negativen Äusserungen zur Schweiz siehe Rosenbach/Stark, Komplex, 35 f.
- 10 Vgl. NDR-Interview vom 26.1.2014 und Interview mit Greenwald und MacAskill vom 9.6.2013, in: Gallagher, NSA-whistleblower Edward Snowden. Die Lüge Clappers erfolgte im Kongressausschuss bei der Befragung durch den Senator Ronald Wyden am 12.3.2013. Vgl. dazu Halupczok, Gründe, 103 f.
- 11 Der private Dienstleiter Booz Allen & Hamilton, 1914 in Chicago gegründet, arbeitet eng mit der NSA zusammen und hat auch diverse ehemalige NSA-Mitarbeitende angestellt. Rückblickend sagte Snowden, dass sein Job ihm Zugang zur Übersicht der Rechner auf der gesamten Welt, die die NSA gehackt hatte, erlaubt habe. Vgl. Rosenbach/Stark, Komplex, 52.
- 12 Vgl. die Spiegel-Leitartikel «Angriff auf Amerika», 27 (2013) und «Partner und Gegner zugleich», 25 (2014).
- 13 Vgl. Meister, André: Vorratsdatenspeicherung: Warum Verbindungsdaten noch aussagekräftiger sind als Kommunikations-Inhalte?, in: Beckedahl, Überwachtes Netz, 540 f.; Moeckel, Erich: Was Metadaten der NSA verraten, in: Ebda., 569 f.
- 14 Der Hauptsitz des britischen Geheimdienstes Government Communications Headquarters (GCHQ), wichtigster Bündnispartner der NSA, befindet sich in Cheltenham. Vgl. Greenwald, Überwachung, 174 f.
- 15 Zu den Five Eyes (abgekürzt mit FVEY, womit auch streng geheime Dokumente gekennzeichnet wurden) gehören die USA, Australien, Kanada, Neuseeland und Grossbritannien. Sie haben ein Abkommen über eine enge Zusammenarbeit geschlossen und teilen sich etliche Abhörtechniken. Vgl. Rosenbach/Stark, Komplex, 107 f., 251 f.; Greenwald, Überwachung, 138.
- 16 Greenwald, Überwachung, 173 f., 213 f.; Rosenbach/Stark, Komplex, 183 f., 211 f.
- 17 Zu den ausspionierten Unternehmen gehörten u. a. der brasilianische Ölgigant Petrobras, das internationale Finanzbankennetz SWIFT, der russische Erdgaskonzern Gazprom und die russische Luftfahrtgesellschaft Aeroflot. Vgl. Greenwald, Überwachung, 195 ff.; Rosenbach/Stark, Komplex, 178 ff.
- 18 Die Rede ist von einer Liste mit 122 Staatschefs. In die Presse gelangten vor allem die Abhöraktionen gegen die deutschen Spitzenpolitiker Angela Merkel und Gerhard Schröder, gegen die brasilianische Präsidentin Dilma Rousseff und gegen den UN-Generalsekretär Ban Ki Moon. Vgl. Rosenbach/Stark, Komplex, 152 f., 226 ff., 253 f.; Greenwald, Überwachung, 201 ff.
- 19 Das FISA-Gesetz entstand schon 1978. Die Ausdrücke stammen aus Winkler, Digitale Welt; Greenwald, Überwachung, 187.
- 20 Die Sekundärliteratur sieht darin sogar eine Generationenfrage. Auf der einen Seite die herrschenden Politiker, die zwischen rechts und links, zwischen Kommunismus und Kapitalismus unterscheiden und noch in den klassischen Kategorien der Machthierarchie denken, auf der anderen die jungen Aktivisten, die libertär geprägt sind und zwischen freier Kommunikation und der Regierung, die keine Transparenz zulässt, unterscheiden. Vgl. Rosenbach/Stark, Komplex, 13 f., 59 f.; Greenwald, Überwachung, 242 f.
- 21 Rosenbach/Stark, Komplex, 14.
- 22 Das Bundesgesetz vom 25. Oktober 2001 erleichterte die Ermittlungen und Überwachungsmethoden gegen Terror und schränkte dadurch die amerikanischen Bürgerrechte ein. Vgl. Greenwald, Überwachung, 283 f.
- 23 Vgl. die Reden des Präsidenten Obama vom 9.8.2013 und 17.1.2014, in: Halupczok, Gründe, 97 f., 186 f., 233.
- 24 Die Metapher des Heuhaufens taucht immer wieder in den Argumentationen beider Parteien auf. Vgl. Rosenbach/Stark, Komplex, 121.
- 25 Zit. nach Gellmann, Edward Snowden.
- 26 Vgl. Aussage von Richard Ledgett, stellvertretender Direktor der NSA, in: Ammann, Abnehmende Furcht vor Snowden.
- 27 «Verax» war eine gegensätzliche Anspielung auf Julian Assanges früheres Pseudonym «Mendax» (= Lügner). Vgl. Rosenbach/Stark, Komplex, 78; Greenwald, Überwachung, 17, 31.
- 28 Zit. nach Gellmann, Edward Snowden.

Literatur

- Ammann, Beat: Abnehmende Furcht vor Snowden, in: Neue Zürcher Zeitung, 30.7.2014, 3.
- Beckedahl, Markus/Meister, André (Hg.): Überwachtes Netz. Edward Snowden und der grösste Überwachungsskandal der Geschichte, E-book 2014.
- Gellmann, Barton: Edward Snowden, after months of NSA revelations, says his mission's accomplished, in: Washington Post, 23.12.2013, http://www.washingtonpost.com/world/national-security/edward-snowden-after-months-of-nsa-revelations-says-his-missions-accomplished/2013/12/23/49fc36de-6c1c-11e3-a523-fe73f6b8d_story.html, Stand: 6.8.2014.
- Greenwald, Glenn: Die globale Überwachung. Der Fall Snowden, die amerikanischen Geheimdienste und die Folgen, München 2014.
- Greenwald, Glenn/MacAskill, Ewen: Interview on NSA Whistleblowing, 9.6.2013, Full Transcript, <http://news.genius.com/Edward-snowden-interview-on-nsa-whistleblowing-full-transcript-annotated>, Stand: 23.8.2014.
- Lefébure, Antoine: L'affaire Snowden. Comment les États-Unis espionnent le monde, Paris 2014.
- Mayer-Schönberger, Viktor/Cukier, Kenneth: Big Data. Die Revolution, die unser Leben verändern wird, München 2013.
- Halupczok, Marc: 111 Gründe Edward Snowden zu unterstützen, Berlin 2014.
- NDR: «Snowden exklusiv»: der Wortlaut des Interviews von NDR Autor Hubert Seipel, 26.1.2014, <http://www.presseportal.de/pm/69086/2648795/-snowden-exklusiv-der->, Stand: 2.9.2014.
- Pham, Khué: Sie hatten Mut, in: Die Zeit, 13.2.2014, 12.
- Poitras, Laura/Rosenbach, Marcel u. a.: Angriff auf Amerika, in: Der Spiegel, 27 (2013), 76 f.
- Rosenbach, Marcel/Stark, Holger: Der NSA Komplex. Edward Snowden und der Weg in die totale Überwachung, München, Hamburg 2014.
- Winkler, Peter: Die digitale Welt ist nach Snowden eine andere, in: Neue Zürcher Zeitung, 5.6.2014, 1.
- o.A: Partner und Gegner zugleich, in: Der Spiegel, 25 (2014), 12.

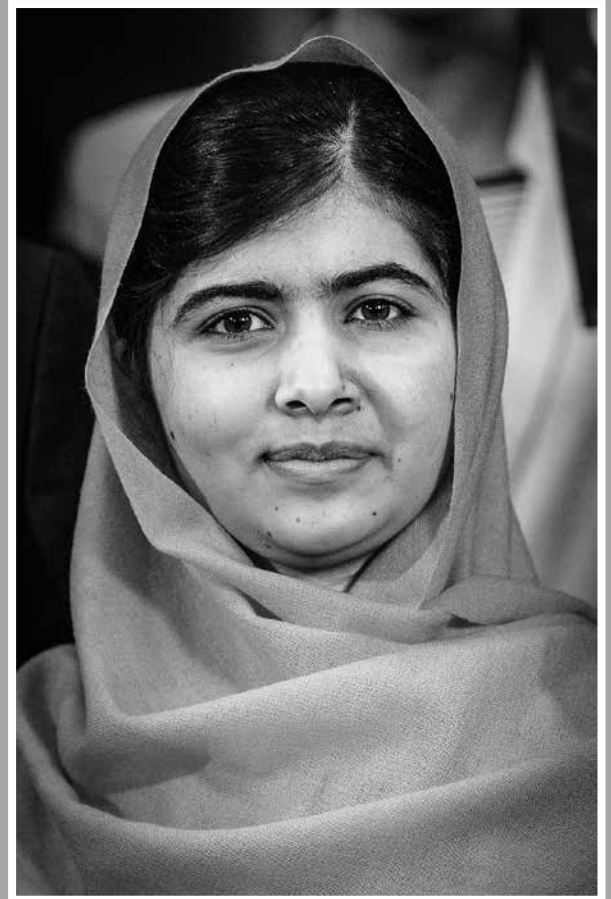
Audiovisuelle Medien

- Gallagher, Kevin M.: NSA whistleblower Edward Snowden: «I don't want to live in a society that does these sort of things», 9.6.2013, www.youtube.com/watch?v=5yB3n9fu-rM, Stand: 6.8.2014.
- Greenwald, Glenn/Poitras, Laura: Edward Snowden: «The US government will say I aided our enemies» – video interview, 8.7.2013, <http://www.theguardian.com/world/video/2013/jul/08/edward-snowden-video-interview>, Stand: 30.7.2014.
- Thevessen, Elmar: Verschwörung gegen die Freiheit, ZDF-Dokumentation, Deutschland 2014 (Teil 1: 27.5.2014, Teil 2: 28.5.2014).

Webseiten

- Abc-News: Edward Snowden News, <http://abcnews.go.com/topics/news/us/edward-snowden.htm>, Stand: 9.8.2014.
- Projekt Free Snowden. In Support of Edward Snowden, Stiftung für Zivilcourage, <http://freesnowden.is>, Stand: 6.8.2014.
- Projekt Datenschutz, <http://www.projekt-datenschutz.de>, Stand: 9.8.2014.

*«Unsere Worte können die Welt verändern –
wenn wir alle zusammenstehen,
vereint im Kampf um Bildung.»¹*



**Bildung ist die einzige Lösung.
Malala Yousafzai (1997)**

Am 12. Juli 2013 geht eine 16-jährige Pakistanerin als jüngster Mensch, der eine Rede vor den Vereinten Nationen gehalten hat, in die Geschichte ein. Ihr Hauptanliegen: Bildung für jedes Kind auf der Welt! Von klein auf hatte Malala Yousafzai, gemeinsam mit ihrem Vater, für das Recht auf Bildung gekämpft. Mit elf Jahren berichtete sie für BBC in einem Blog über den Alltag im Swat-Tal unter dem Taliban-Regime. Im Oktober 2012 fiel sie einem Attentat zum Opfer, überlebte aber wie durch ein Wunder. Heute lebt die Kinderrechtsaktivistin in England und setzt sich unbeirrt für die Rechte der Frau und das Recht aller Kinder auf Bildung ein.

1997 – 2009: «Ich weiss, dieses Kind ist ungewöhnlich.»²

Malala Yousafzai ist die Tochter eines Mannes, der sich in Pakistan als Bildungsaktivist und Leiter einer Mädchenschule engagierte, und einer Frau, die nie richtig lesen und schreiben gelernt hat. Sie wuchs mit ihren zwei Brüdern im Swat-Tal auf, das im Nordwesten des Landes liegt und wegen seiner schönen Landschaft auch als die «Schweiz Pakistans» bezeichnet wird. Ihre Familie ist religiös sunnitisch-paschtunisch orientiert.³

Ihre Meinung öffentlich zu vertreten und kein Blatt vor den Mund zu nehmen, wenn es darum ging, für ihre Rechte einzustehen, lernte Malala von klein auf. In den Augen ihres Vaters, Ziauddin Yousafzai, war sie schon immer ein besonderes Kind. Er benannte sie nach einer der grössten Heldinnen der Geschichte Afghanistans, Malalai von Maiwand⁴, und behandelte sie entgegen den gesellschaftlich vorherrschenden Traditionen gleichwertig wie seine Söhne.⁵ Dank seiner Unterstützung, der liebevollen Art ihrer Mutter und dank dem Freundeskreis der Eltern, der hinter Malala stand und sie inspirierte, wuchs sie zu einer selbstbewussten, starken jungen Frau heran. Schon als Mädchen hielt Malala Reden an der Schule ihres Vaters und an anderen Mädchenschulen im Swat-Tal. Bald wurden sie und ihr Vater in der Region zu einem berühmten Team, das sich für die Gleichstellung von Frauen und Männern und für das Recht auf Bildung für alle Menschen einsetzte.⁶

«Mein Vater ist meine Inspiration und Stütze»⁷, so beschreibt Malala ihr Vorbild. Entscheidend für ihr Engagement war aber sicherlich auch der Umstand, dass ihre Mutter weder richtig lesen noch schreiben gelernt hatte. Wenn man als Tochter täglich beobachtet, wie der Alltag einer Analphabetin aussieht, wird einem womöglich besonders bewusst, wie wichtig Schulbildung ist.

2009 – 2012: Kritische Berichte über den Alltag unter dem Taliban-Regime

Malala Yousafzai begann im Alter von elf Jahren unter Pseudonym und Anleitung ihres Vaters einen Blog für BBC zu schreiben: Die junge Pakistanerin führte ein Tagebuch, in dem sie berichtete, wie das alltägliche Leben unter dem Terror-Regime der radikal-islamistischen Taliban im Swat-Tal ablief und wie man die Unterdrückung und Demütigung als Frau erlebte.⁸ Damit erzielte sie in ganz Pakistan sowie international Wirkung. Auch die New York Times wurde auf Malala aufmerksam und drehte ein Porträt über sie.

Seit 2007 hatten die Taliban in der nordwestlichen Provinz, in der das Swat-Tal liegt, die Kontrolle gewaltsam übernommen und mittels Einschüch-

terung, Verboten und Anschlägen mehrere Mädchenschulen zur Schliessung gezwungen. 2009 besetzten sie schliesslich auch die Stadt Mingora, Malalas Heimatstadt, mit 280 000 Einwohnern die grösste und wirtschaftlich wichtigste Stadt der Swat-Region. Musikhören, tanzen und einen öffentlichen Raum ohne Schleier zu betreten, wurde Frauen untersagt. Mädchen war es fortan verboten, Schulen zu besuchen. Wer die Regeln missachtete, wurde öffentlich ausgepeitscht oder getötet. «Die Freiheit wurde uns genommen. Wir wurden in den vier Wänden unserer Häuser gefangen gehalten»⁹, beschrieb Malala den alltäglichen Terror unter dem Regime der islamistischen Extremisten. Für die gewaltsame Schliessung von Mädchenschulen durch die Taliban hatte sie eine Erklärung: «Weil sie Angst vor Veränderung haben, Angst vor der Gleichberechtigung, die wir in unsere Gesellschaft hineinbringen werden.»¹⁰

Im Mai 2009 kam es zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen der pakistanischen Armee und den Taliban, wobei die Armee die Taliban fürs Erste in die Berge zurückschlagen konnte. Malala und ihre Familie lebten in ständiger Angst, von den Taliban angegriffen zu werden. Einige Freunde von Ziauddin Yousafzai wurden in dieser Zeit ermordet. Sie hatten nichts verbochen, ausser für die Rechte der Kinder auf Bildung zu kämpfen.¹¹ Trotz Morddrohungen und Warnungen vieler Freunde ging Malala Yousafzai aber weiterhin zur Schule und ihr Vater gab seinen Posten als Schulleiter nicht auf. Malala hatte Angst um ihren Vater – um sich selbst machte sie sich keine Sorgen: «Ich erwartete nicht, dass die Taliban es auf mich abgesehen hatten. Ich dachte, sie hätten ein Minimum an Manieren. Ich glaubte, dass sie irgendwie auch Menschen seien.»¹²

Es ist nicht erstaunlich, dass Malala Yousafzai sowie ihr Vater Ziauddin mit ihrem Einsatz für das Recht von Mädchen auf Bildung und mit ihrer Kritik an den Islamisten bald zur Zielscheibe der Taliban wurden.

2012: Das Attentat, das nach hinten losging

9. Oktober 2012. Es war ein Morgen wie jeder andere, Malala Yousafzai sass mit ihren Freundinnen fröhlich lachend im Schulbus. Plötzlich wurde der Bus von einem fremden Mann angehalten. Es war ein bewaffneter Talibankämpfer, der wissen wollte, wer von den Schülerinnen Malala sei. Dann schoss er der jungen Pakistanerin aus nächster Nähe in den Kopf. Das Ziel der Taliban war es, Malala Yousafzai zu töten. Sie sollte zum Schweigen gebracht werden. Die Taliban wollten verhindern, dass Malala weiterhin auf Ungerechtigkeiten hinwies. Und sie wollten verhindern, dass sich auch andere Leute zu Wort melden würden – das Attentat war als Warnung gedacht. Ein 15-jähriges, gebildetes Mädchen, das sich getraut hatte, seine Stimme zu erheben, machte ihnen so viel Angst. Die Taliban sagen heute noch, dass sie Malala Yousafzai gerne töten würden und dass sie stolz wären, diese grosse Gegnerin ihres Regimes zu beseitigen.¹³

Aber die Taliban verfehlten ihr Ziel. Malala wurde, schwer verletzt, zuerst in Pakistan und dann in einem auf Kriegsverletzungen spezialisierten Militärspital im britischen Birmingham behandelt. Und sie überlebte. Im Sommer

2013, einige Monate nach dem Attentat, erklärte Malala: «Die Terroristen dachten, sie würden meine Bestrebungen ändern und meinen Absichten ein Ende machen, doch in meinem Leben hat sich nichts geändert, nur dies: Schwäche, Angst und Hoffnungslosigkeit sind gestorben. Stärke, Macht und Mut wurden geboren.»¹⁴

Malala Yousafzais Geschichte ging um die Welt. Dass sie überlebt hat, ist ein medizinisches Wunder. Und dass sie sich nicht zum Schweigen hat bringen lassen, macht ihre Geschichte noch eindrücklicher. Die weltweit grosse Anteilnahme an ihrem Schicksal bestärkte Malala Yousafzai in ihrem Kampf für das Recht aller Kinder auf Bildung und für die Gleichstellung von Mann und Frau.¹⁵

Bei Malala Yousafzai gab es nicht einen «Point of no Return», einen Moment, in dem sie entschied, sich nun öffentlich zu exponieren und ihre Stimme für ihr Recht zu erheben. Die Zivilcourage, die sie als Bloggerin und Bildungsaktivistin in Pakistan bewies, war eher eine logische Steigerung ihres früheren Engagements. Wenn, dann gab es bei Malala Yousafzai den Zeitpunkt, in dem sie beschloss, dass sie sich fortan noch viel mehr für das Recht auf Bildung und für die Gleichstellung von Frauen und Männern engagieren würde. Und das war womöglich der Moment, in dem ihr bewusst wurde, wie viele Menschen in so vielen Ländern an ihrem Schicksal teilhaben, an sie glauben und all ihre Hoffnung in sie stecken. Das machte ihr Mut und motivierte sie dazu, sich noch mehr zu exponieren. Malala Yousafzai sah es als ihre Pflicht an, jetzt eben erst recht nicht zu schweigen.

2013: Aufhören kommt nicht infrage

Für ihr Engagement und ihren Mut erhielt Malala Yousafzai unzählige Nominierungen und diverse Auszeichnungen. Sie bereiste alle Kontinente, um auf Einladung Reden zu halten, in ihrer Heimat wurden Schulen nach ihr benannt.¹⁶

An ihrem 16. Geburtstag, dem 12. Juli 2013, hielt Malala als erste Minderjährige eine Rede vor den Vereinten Nationen. Darin betonte sie, dass sie nicht nur für sich spreche, sondern um allen, die für ihre Rechte kämpfen, Gehör zu verschaffen. Sie zeigte auf, dass Armut, Unwissenheit, Ungerechtigkeit, Rassismus und die Aberkennung der Grundrechte die grössten Probleme darstellen, mit denen Frauen und Männer konfrontiert sind, und dass Frieden für Bildung unerlässlich ist. Sie beeindruckte mit Menschlichkeit, als sie sagte, dass sie sich für jedes Kind auf der Welt Schulbildung wünsche – auch für die Kinder des Talibankämpfers, der sie hatte erschiessen wollen. Sie appellierte an die «Führer und Führerinnen der Welt», dass sie Friedensabkommen eingehen, kostenfreie Schulbildung für jedes Kind auf der Welt garantieren und den Kampf gegen Terrorismus und Gewalt aufnehmen sollten – sowie an alle Frauen, sich zu befreien und selbst für ihre Rechte zu kämpfen. «Bildung geht vor. Bildung ist die einzige Lösung.»¹⁷

Die Familie Yousafzai wohnt seit Malalas medizinischer Behandlung in Birmingham. Malala geht dort zur Schule und ihr Vater hat eine Stelle auf dem pakistanischen Konsulat. Für ihre Mutter und auch für Malala war es anfangs sehr schwierig, in dieser völlig fremden, anders funktionierenden Welt zu leben, so weit weg vom Swat-Tal und ihren Freundinnen.

Nachdem Malala Yousafzai schon 2013 als Favoritin für den Friedensnobelpreis gehandelt worden war, erhielt sie die hohe Auszeichnung 2014 gemeinsam mit dem indischen Kinderrechtler Kailash Satyarthi. Malala habe gezeigt, dass Kinder und Jugendliche ihre eigene Situation verbessern können, erklärte das Nobelkomitee: «Durch ihren heroischen Kampf ist sie zu einer führenden Fürsprecherin für das Recht von Mädchen auf Bildung geworden.» Die 17-jährige Malala Yousafzai erhielt die Ehrung als erste Pakistanerin – und ist die mit Abstand jüngste Trägerin des Friedensnobelpreises. Der pakistanische Premier Nawaz Sharif liess verlauten, Malala sei «der Stolz von Pakistan».¹⁸

Dass sich Malala weltweit grosser Bekanntheit und Beliebtheit erfreut, erregt aber in ihrer Heimat auch Anstoss. Die Islamisten verbreiten abstruse Verschwörungstheorien, stellen Malala als «Westagentin» dar und behaupten, das Attentat sei von der CIA inszeniert worden. Gegner der jungen Bildungsaktivistin werfen ihr vor, ihr Land in Verruf zu bringen. Immer wieder finden sich in den Kommentarspalten der Presse Hasstiraden. Von den Taliban hat Malala Yousafzai bereits mehrfach Morddrohungen erhalten.¹⁹

Trotzdem besteht die mutige junge Kinderrechtsaktivistin darauf, eines Tages in ihre geliebte Heimat zurückzukehren. Gerne würde die wortgewandte und gewinnende Pakistanerin dort in die Politik einsteigen. Malala Yousafzai will Schulen und Bildung für eine leuchtende Zukunft aller Kinder und glaubt an die Macht der Worte: «Lasst uns zu unseren Büchern und Stiften greifen. Das sind unsere mächtigsten Waffen.»²⁰ Sie wird ihren Kampf für Frieden und Bildung fortsetzen und ich hoffe, dass niemand sie aufhalten kann.



Malala Yousafzai trifft sich mit US-Präsident Barack Obama, der First Lady Michelle Obama und deren Tochter Malia Obama, 11.10.2013.

Offizielle Fotografie des Weissen Hauses, <http://www.flickr.com/photos/whitehouse/10216265403/in/photostream/>, Stand: 30.8.2014.

Bizarre Theorien

In den letzten Monaten hat die junge Pakistanerin Dutzende von Friedenspreisen und anderen Ehrungen erhalten. Am Donnerstag hat ihr das Europäische Parlament nun auch noch den angesehenen Sacharow-Preis für freie Meinungsäußerung verliehen. Malala wird zudem auch als eine der Favoritinnen für den Friedensnobelpreis gehandelt, der am Freitag vergeben wird. Das von Natur aus eher scheue Mädchen ist mit dem Ruhm und dem Medienrummel bisher unerwartet souverän umgegangen. Sie ist wohltuend geerdet und bescheiden geblieben, hat das Rampenlicht aber gleichzeitig geschickt dazu genutzt, auf die Sache, die ihr so sehr am Herzen liegt, aufmerksam zu machen.

In ihrer Heimat hat das Attentat unglaubliche Empörung und Wut ausgelöst. Einige Beobachter glaubten gar, der öffentliche Aufschrei könnte die Armee zu einer Offensive gegen die Taliban zwingen. Doch nichts dergleichen geschah. Die Islamisten begannen, bizarre Verschwörungstheorien zu verbreiten. Der Angriff sei von der CIA inszeniert worden, um Pakistan in ein schlechtes Licht zu rücken, hiess es. Zum Beweis wurden im Internet Fotos der Kinderrechtsaktivistin mit dem amerikanischen Sonderge-

sandten Richard Holbrooke verbreitet (den Malala 2009 mit anderen Aktivisten in Pakistan getroffen hatte). Langsam begann sich die Stimmung in der Presse und in den sozialen Netzwerken zu drehen. Malala wurde plötzlich als «Agentin des Westens» und als «Prostituierte der USA» beschimpft.

Dies dürfte unter anderem damit zu erklären sein, dass Malalas Feldzug kritische Themen wie die Schwäche des Bildungssystems in Pakistan und den Einfluss islamistischer Extremisten auf die Gesellschaft beleuchtet. Einige ihrer Landsleute möchten diesen Spiegel lieber nicht vor Augen gehalten bekommen und sehen die internationalen Preise, die Malala erhält, mit gemischten Gefühlen. Viele Pakistanerinnen und Pakistaner sind sicherlich auch stolz auf Malala. Doch nur wenige wagen es heute noch, dies zu sagen. Der Plan, Malalas alte Schule nach ihr umzubenennen, wurde fallengelassen, weil die Schülerinnen sich dagegen wehrten. Sie befürchteten, damit zum Ziel von Extremisten zu werden.

Auszug aus: Spalinger, Andrea: Eine furchtlose Pakistanerin verzaubert die Welt. Malala Yousafzai fordert Bildung für alle Mädchen und wird dafür mit Preisen überhäuft, in: Neue Zürcher Zeitung, 11.10.2013, 3.

«Education First»

Today is it an honour for me to be speaking again after a long time. Being here with such honourable people is a great moment in my life and it is an honour for me that today I am wearing a shawl of Benazir Bhutto Shaheed. I don't know where to begin my speech. I don't know what people would be expecting me to say, but first of all thank you to God for whom we all are equal and thank you to every person who has prayed for my fast recovery and a new life. I cannot believe how much love people have shown me. [...]

Dear friends, on 9 October 2012, the Taliban shot me on the left side of my forehead. They shot my friends, too. They thought that the bullets would silence us, but they failed. And out of that silence came thousands of voices. The terrorists thought that they would change my aims and stop my ambitions. But nothing changed in my life except this: weakness, fear and hopelessness died. Strength, power and courage was born.

I am the same Malala. My ambitions are the same. My hopes are the same. And my dreams are the same. Dear sisters and brothers, I am not against anyone. Neither am I here to speak in terms of personal revenge against the Taliban or any other terrorist group. I am here to speak up for the right of education of every child. I want education for the sons and daughters of the Taliban and all the terrorists and extremists. I do not even hate the Talib who shot me. Even if there was a gun in my hand and he stands in front of me, I would not shoot him. This is the compassion that I have learned from Mohamed, the prophet of mercy and Jesus Christ and Lord Buddha. This the legacy of change that I have inherited from Martin Luther King, Nelson Mandela and Mohammed Ali Jinnah. [...]

Dear sisters and brothers, we realise the importance of light when we see darkness. We realise the importance of our voice when we are silenced. In the same way, when we were in Swat, the north of Pakistan, we realised the importance of pens and books when we saw the guns. The voice saying, «The pen is mightier than the sword.» It is true. The extremists were and they are afraid of books and pens. The power of education frightens them. They are afraid of women. The power of the voice of women frightens them. And that is why they killed 14 innocent students in the recent attack in Quetta. And that is why they killed female teachers and polio workers in Kandahar. That is why they are blasting schools every day because they were and they are afraid of change and afraid of equality that we will bring to our society. [...]

Dear brothers and sisters, we must not forget that millions of people are suffering from poverty, injustice and ignorance. We must not forget that millions of children are out of their schools. We must not forget that our sisters and brothers are waiting for a bright, peaceful future.

So let us wage a global struggle against illiteracy, poverty and terrorism, let us pick up our books and our pens, they are our most powerful weapons. One child, one teacher, one book and one pen can change the world. Education is the only solution. Education first. Thank you!

Auszüge aus der Rede, die Malala Yousafzai am 12. Juli 2013 – an ihrem 16. Geburtstag – vor den Vereinten Nationen hielt. Gesamter Text auf [kindernetz.de](http://www.kindernetz.de/infonetz/thema/malalarede/-/id=271614/nid=271614/did=286006/a46uoz/): <http://www.kindernetz.de/infonetz/thema/malalarede/-/id=271614/nid=271614/did=286006/a46uoz/>, Stand: 30.8.2014.

Abbildung auf der Titelseite

– Malala Yousafzai im November 2013
© Claude Truong-Ngoc/Wikimedia
Commons

Anmerkungen

- 1 Yousafzai, Ich bin Malala, 383.
- 2 Ebd., 20.
- 3 Ebd., 19–34, 50.
- 4 Malalai von Maiwand ist eine afghanische Volksheldin, auch bekannt als «afghanische Jeanne d'Arc»: Im Zweiten Anglo-Afghanischen Krieg 1880 soll sie die afghanischen Armee angeführt und so deren Sieg bewirkt haben. Malalai starb im Kugelgewitter und wurde fortan verehrt. Vgl. dazu Yousafzai, Ich bin Malala, 20.
- 5 Vgl. Yousafzai, Ich bin Malala, 19, 28, 34, 81.
- 6 Ebd., 164–166.
- 7 Zit. nach Gehringer, Träume kann man nicht erschossen, 53.
- 8 Vgl. Yousafzai, Ich bin Malala, 181–182; Spalinger, Eine furchtlose Pakistanerin, 3; Gehringer, Träume kann man nicht erschossen, 53.
- 9 Zit. nach Gehringer, Träume kann man nicht erschossen, 53.
- 10 Yousafzai, Ich bin Malala, 381.
- 11 Vgl. Gehringer, Träume kann man nicht erschossen, 53.
- 12 Zit. nach ebd.
- 13 Vgl. Kazim, Verbot der Regierung; Spalinger, Eine furchtlose Pakistanerin.
- 14 Yousafzai, Ich bin Malala, 380.
- 15 Ebd., 339–340.
- 16 Vgl. Spalinger, Eine furchtlose Pakistanerin, 3; Matern, Malalas gefährlicher Ruhm, 5.
- 17 Yousafzai, Rede vor den Vereinten Nationen, in: Dies., Ich bin Malala, 378–384.
- 18 Vgl. o. A., Friedensnobelpreis.
- 19 Vgl. Spalinger, Eine furchtlose Pakistanerin, 3; Matern, Malalas gefährlicher Ruhm, 5.
- 20 Yousafzai, Ich bin Malala, 384.

Literatur:

- Gehringer, Urs: «Träume kann man nicht erschossen», in: Die Weltwoche, 51/52 (2013), 52–54.
- Kazim, Hasnain: Verbot der Regierung: Malalas Buch darf in ihrer Heimat nicht erscheinen, in: Spiegel Online, 28.1.2014, <http://www.spiegel.de/politik/ausland/malalas-buch-darf-in-pakistan-nicht-erscheinen-a-946007.html>, Stand: 30.8.2014.
- o. A.: Friedensnobelpreis geht an Malala Yousafzai und Kailash Satyarthi, in: Tages-Anzeiger online, 10.10.2014, <http://www.tagesanzeiger.ch/ausland/asien-und-ozeanien/Friedensnobelpreis-geht-an-Malala-Yousafzai-und-Kailash-Satyarthi/story/2194949#clickedo.9585551264364046>, Stand: 13.10.2014.
- o. A.: Yousafzai, Malala, in: Munzinger Online/Personen – Internationales Biographisches Archiv, <http://www.munzinger.de/document/00000029716>, Stand: 14.7.2014.
- Matern, Tobias: Malalas gefährlicher Ruhm, in: Tages-Anzeiger, 19.7.2013, 5.
- Spalinger, Andrea: Eine furchtlose Pakistanerin verzaubert die Welt. Malala Yousafzai fordert Bildung für alle Mädchen und wird dafür mit Preisen überhäuft, in: Neue Zürcher Zeitung, 11.10.2013, 3.
- Yousafzai, Malala: Ich bin Malala. Das Mädchen, das die Taliban erschossen wollten, weil es für das Recht auf Bildung kämpft, München 2013.

Audiovisuelle Medien

- Comedy Central: The Daily Show: Extended Interview with Malala Yousafzai, 10.10.2013, <http://www.youtube.com/watch?v=gjGL6YY6oMs>, Stand: 30.8.2014.
- Ellick, Adam B.; Ashraf, Irfan: Class Dismissed. Malalas Story, New York Times 2009, <http://www.nytimes.com/video/world/asia/10000001835296/class-dismissed.html>, Stand: 30.8.2014.
- SRF Tagesschau: Ein Leben unter der Taliban im Swat-Tal, 8.10.2013, <http://www.srf.ch/player/tv/tagesschau/video/ein-leben-unter-der-taliban-im-swat-tal?id=38c1a1b4-7783-4f7c-a28b-acd1fdb777a3>, Stand: 30.8.2014.
- United Nations: Malala Yousafzai addresses United Nations Youth Assembly, 12.7.2013, <https://www.youtube.com/watch?v=3rNhZu3ttIU>, Stand: 15.8.14.

Vom Nutzen des Biografischen für das historische Lernen

Menschen beschäftigen sich natürlicherweise mit Vergangenheit. Sie können gar nicht anders. Zum einen prägen vergangene Erfahrungen das gegenwärtige Handeln – manchmal bewusst, oft unbewusst. Zum andern sind auch Jugendliche in der Geschichte auf der Suche nach Antworten auf grosse Fragen: Wie bin ich zu dem geworden, was ich bin? Was hat sich in unserer Welt verändert, was ist gleich geblieben? Wer hat Veränderungen angestossen, wer hat sie verhindert? Was will ich? Wohin sollen wir gehen?

Sowohl zur Orientierung des eigenen Handelns als auch zur Beantwortung grosser geschichtlicher Fragen trägt die Begegnung mit Menschen, ihrem Handeln und den jeweiligen Lebenszusammenhängen viel bei. Die «Faszination des Biografischen»¹, die grosse Anziehungskraft von Lebensgeschichten anderer, oft historischer Menschen, hat also einen rationalen Hintergrund und kann als ausgezeichnete Ausgangsbasis für historisches Lernen dienen. Im Folgenden wird im ersten Abschnitt die Bedeutung des biografischen Verfahrens für Geschichtswissenschaft und Geschichtsdidaktik kurz aufgezeigt. Im zweiten Abschnitt werden mögliche Ziele historischen Lernens mit dem biografischen Verfahren skizziert, und im dritten Abschnitt werden vier Unterrichtsformen vorgestellt, die alle gut geeignet sind, um auf der Grundlage der in dieser Publikation dargestellten Porträts historisches Lernen zu ermöglichen. Im Anhang finden sich schliesslich vier konkrete Unterrichtsvorschläge mit Materialien aus verschiedenen Beiträgen.

Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, Lehrerinnen und Lehrer zu motivieren, historisches Lernen mit der Thematisierung von menschlichem Handeln in gesellschaftlicher Praxis anzuregen: keine Geschichtsstunde ohne mindestens einen Menschen mit Namen und Gesicht – gerade bei so herausfordernden Inhalten wie Zivilcourage, Menschenrechte oder Holocaust!

1. Das biografische Verfahren

Sowohl in der Geschichtswissenschaft als auch in der Geschichtsdidaktik hatte das biografische Verfahren lange Zeit einen schweren Stand. Kritiker dieser personenorientierten Darstellungs- und Vermittlungsform zitierten gerne das Gedicht «Fragen eines lesenden Arbeiters» von Bertold Brecht – oder Ausschnitte davon:

Der junge Alexander eroberte Indien.

Er allein?

Cäsar schlug die Gallier.

Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?

Philipp von Spanien weinte, als seine Flotte

Untergegangen war. Weinte sonst niemand?

Friedrich der Zweite siegte im Siebenjährigen Krieg.

Wer siegte ausser ihm?»²

Kritisiert wird mit Brechts Gedicht die Personalisierung als gängiges Prinzip der Geschichtswissenschaft und der Geschichtsvermittlung im 19. und zum Teil bis weit ins 20. Jahrhundert hinein: Grosse Personen, vor allem Männer, schienen die Geschichte zu prägen. «Wer immer das Auf und Ab der Völker, Staaten und Kulturen beschreibt, den bunten Teppich der Zeiten und den Wechsel des Glücks, der wird auch jener Persönlichkeiten eingedenk sein müssen, von denen man sagt, dass sie ihre Epoche repräsentieren und Einfluss hatten auf den Lauf der Dinge. [...] Die Historie liebt es bisweilen, sich in einem einzigen grossen Menschen zu verdichten, welchem hierauf die Welt gehorcht [...]».³

Geschichtswissenschaft, verstanden als historische Sozialwissenschaft, zog einen Schlussstrich unter diese Personalisierung. Es setzte sich die Einsicht durch, dass die Entscheidungsgewalt und der Handlungsspielraum von Akteuren nicht in erster Linie ihren Fähigkeiten zuzuschreiben seien. Vielmehr würden sie durch «Strukturen wie die Gebräuche und Gewohnheiten, unbewusste Verhaltensformen und kollektive Mentalitäten, Religions- und Wertesysteme, Generationsabfolgen, einge-

schliffene Freund-Feind-Konstellationen»⁴ und viele andere Faktoren bestimmt. Wohl nicht zuletzt aus diesem Grund kamen Biografien in Teilen der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft in einen schlechten Ruf.⁵ Die Geschichtswissenschaft wandte sich von der biografischen Historiografie ab und der Strukturgeschichte zu. Parallel dazu verabschiedete sich auch die Geschichtsdidaktik von der Personalisierung. Es wurde diesem Vermittlungsprinzip vorgeworfen, es sei mitverantwortlich dafür, dass Jugendliche ein antidemokratisches und apathisches Geschichtsbild aufbauen würden.⁶ Ein personenorientierter Zugang im Geschichtsunterricht manipulierte und überwältigte Jugendliche.⁷

Dann erschien 1972 Klaus Bergmanns Buch «Personalisierung im Geschichtsunterricht – Erziehung zur Demokratie». Bergmann entwickelte weiterführende theoretische Überlegungen und setzte, darauf aufbauend, mit seiner Argumentation neu an: Er definierte Personalisierung als «Deutung und Darstellung historischer Sachverhalte an grossen Persönlichkeiten und aus der Sicht grosser Persönlichkeiten»⁸. Auch er sah die grossen Nachteile einer an diesem Prinzip orientierten Vermittlung. Ein Unterricht, der «übermächtige Subjekte» ins Zentrum rücke, bewirke «blinde Anpassung an die jeweils herrschende Einstellung» und würde damit gerade nicht zum Aufbau eines Gestaltungswillens beitragen, der zentral für demokratische Gesellschaften sei.⁹ Dem stellte Bergmann die «Personifizierung» gegenüber, verstanden als «die Darstellung von Geschichte an <namenlosen> handelnden und leidenden Personen und aus der Sicht dieser Personen, die immer gesellschaftliche Gruppierungen vertreten»¹⁰. Auf diese Weise werde Alltagsgeschichte ins Zentrum des Geschichtsunterrichts gerückt. Auch Gerd Schneider sieht grosse Vorteile der Personifizierung: «Die Handlungsmöglichkeiten <der kleinen Leute>, also der Mehrheit der Bevölkerung, ihr Betroffensein von dem, was in der <grossen Politik> entschieden wird, ihre Partizipation innerhalb, aber auch ausserhalb dessen, was die Verfassungen ihnen an Möglichkeiten einräumen, werden stärker als in der Vergangenheit zum Gegenstand des historischen Lernens an Schulen.»¹¹

Einem so verstandenen biografischen Verfahren, das in erster Linie Personifizierung umsetzt, ist die vorliegende Publikation verpflichtet – denn wer könnte auch in Abrede stellen, dass Menschen eine «unentbehrliche Grösse der Geschichte»¹² sind. «Menschliches Handeln im fortschreitenden Prozess gesellschaftlicher

Praxis» ist im Kategoriensystem der Geschichtsdidaktik von Ulrich Mayer und Hans-Jürgen Pandel¹³ eine von vier Grunddimensionen, und sie macht deutlich, dass «die handelnden Menschen in den strukturellen Bezügen ihrer jeweiligen Zeit der zentrale Gegenstand der Geschichte sind».¹⁴ Schliesslich haben auch neue empirische Arbeiten gezeigt, dass die «Thematisierung von menschlichem Handeln in gesellschaftlicher Praxis» ein zentrales Kriterium für guten Geschichtsunterricht ist.¹⁵

Das biografische Verfahren ist auch deshalb wichtig für den Geschichtsunterricht, weil damit neben Personalisierung und Personifizierung weitere bedeutsame didaktische Prinzipien bestens umgesetzt werden:

- **Narrativität:** Geschichte entsteht und wird lebendig mit Geschichten. Ohne Geschichten zu erzählen oder erzählen zu lassen, gibt es kein historisches Lernen. Biografien sind eine traditionelle und beliebte Form von Geschichten.
- **Exemplarität:** Geschichtsunterricht zielt darauf ab, dass Schülerinnen und Schüler anhand von Beispielen aus der Vergangenheit allgemeine, über das konkrete Beispiel hinausweisende Einsichten für die Gegenwart und Zukunft gewinnen. Biografien zu Menschen mit Zivilcourage leisten dies bestens.
- **Anschaulichkeit:** Vergangenheit ist vergangen und der primären Anschauung entzogen. Deshalb ist es wichtig, Geschichte zu veranschaulichen, sei es mit Medien, mit lokalen und regionalen Bezügen, mit Einbeziehung ausserunterrichtlicher Lernorte – oder natürlich mit Biografien.
- **Perspektivität und Pluralität:** Geschichte wird bekanntlich aus verschiedenen Perspektiven unterschiedlich gedeutet. So wie es nicht eine einzige Perspektive gibt, gibt es auch nicht die eine historische Wahrheit, schon gar nicht in Porträts von Menschen.
- **Aktualität:** Aktuelle Ereignisse und Situationen sind für den Unterricht bedeutsam. Damit sind sowohl gegenwärtig gesellschaftlich relevante Fragestellungen gemeint als auch Tagesaktualitäten. Bei beiden spielt das biografische Verfahren eine zentrale Rolle.

Natürlich bedarf auch eine Geschichtsvermittlung mit dem biografischen Verfahren der Kontextualisierung. Sei es nun Personalisierung oder Personifizierung: Die Menschen müssen in den gesamtgesellschaftlichen Herrschafts- und Lebenszusammenhang eingebettet

werden. «Ein personifizierender Geschichtsunterricht ist also didaktisch nicht sinnvoll, wenn er Schülern nicht gleichzeitig nicht-personale Elemente wie wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Strukturen vermittelt, innerhalb deren und in Auseinandersetzung mit denen sich historisch-politisches Handeln vollzieht und die dem individuellen Handeln fast unübersteigbare, dem gesellschaftlichen Handeln enge, aber doch überschreitbare Grenzen setzen.»¹⁶ So ist denn beim biografischen Verfahren darauf zu achten, dass die beschriebenen Menschen nicht losgelöst von Strukturen als «Heilige» ohne Makel und als sittliches Vorbild dargestellt werden. Eine unkritische und verherrlichende Darstellung einzelner Menschen darf nicht das Ziel heutigen Geschichtsunterrichts sein.

2. Ziele historischen Lernens

Ziele für heutigen Geschichtsunterricht werden aus unterschiedlichen Perspektiven festgelegt.¹⁷ Je nach Zeitgeist und je nach disziplinärem, politischem oder weltanschaulichem Hintergrund wird entweder die Tradierung von Basisnarrativen oder die wissenschaftspropädeutische Beschäftigung mit Sinnbildungsbereichen, wird entweder Bildung oder Kompetenzorientierung gefordert.¹⁸ Wer historisches Lernen mit dem biografischen Verfahren ermöglicht, braucht sich allerdings wegen dieser Diskussionen keine Sorgen zu machen. Mit Personalisierung und Personifizierung können die Ziele sowohl eines kompetenz- als auch eines bildungsorientierten Geschichtsunterrichts erreicht werden.

Die Faszination des Biografischen hat viel mit dem zu tun, was Wilhelm von Humboldt bereits 1793 als Kern der Bildung formuliert hat: «die Verknüpfung unseres Ichs mit der Welt», und zwar «zu der allgemeinsten, regesten und freiesten Wechselwirkung».¹⁹ Auch die meisten epochaltypischen Schlüsselprobleme nach Klafki²⁰, die als Kern eines bildungsorientierten Geschichtsunterrichts gelten können, lassen sich mit dem biografischen Verfahren gut thematisieren. In der vorliegenden Publikation finden sich viele Texte, die aktuelle Grundfragen spiegeln, mit denen sich Jugendliche in Zukunft auseinandersetzen müssen, etwa zu Völkerverständigung und Friedenssicherung, Verwirklichung von Menschenrechten, Herrschaft und Demokratisierung, sozialer Ungerechtigkeit, Geschlechter- und Generationenverhältnis, Umgang mit Minderheiten, Umwelterhaltung, Sucht/Aggression/Gewalt, globalen Ungleichheiten – um nur einige ausgewählte Schlüsselprobleme nach Klafki zu

nennen. Geschichtsunterricht, der Jugendlichen eine Begegnung mit solchen Themen ermöglicht, ist zweifellos identitätsbildend. Dies ist einer der grossen Vorzüge des biografischen Verfahrens.

Auch für den Kompetenzerwerb eignet sich das biografische Verfahren ausgezeichnet, wie weiter unten vor allem beim aufgabenbasierten Geschichtsunterricht gezeigt wird. Mit klug gewähltem Material und mit aktivierenden Aufträgen lassen sich sowohl verschiedene Wissensformen als auch sachbezogene Interessen, Einstellungen und kommunikative Fähigkeiten ausbilden. Während es für die Förderung des prozeduralen und metakognitiven Wissens sowie für die kommunikativen Fähigkeiten nicht wichtig ist, welche Menschen nun im Einzelnen ausgewählt und betrachtet werden, spielt es natürlich für das deklarative Wissen, das sachbezogene Interesse und die Einstellungen sehr wohl eine zentrale Rolle, wer genau thematisiert wird.

Hier halten sich nun heute im deutschsprachigen Raum sowohl Geschichtswissenschaft als auch Geschichtsdidaktik zurück. Es besteht eine Scheu vor der Kanonisierung. Die Auswahl der zu studierenden Menschen soll den Jugendlichen überlassen werden – so zumindest fordert das die Theorie: «Es kann und darf im Geschichtsunterricht keine verbindlichen Vorbilder geben, die allen Schülerinnen und Schülern zur Identifikation auferlegt werden; Vorbilder werden aus dem Angebot des Unterrichts von den Schülerinnen und Schülern individuell ausgewählt.»²¹ Dies hängt wohl damit zusammen, dass man Jugendliche nicht «überwältigen» will.²²

In Bezug auf eine vorgegebene Auswahl von Menschen, die betrachtet werden sollen und deren Kenntnis gewissermassen zum «kulturellen Minimum»²³ einer Gesellschaft gehört, hatte man früher auch im Schweizer Geschichtsunterricht und hat man heute andernorts und ausserhalb der Schule viel weniger Skrupel. So werden in Einbürgerungstests in verschiedenen Ländern selbstverständlich bestimmte Menschen ausgewählt, die alle kennen müssen, die das entsprechende Bürgerrecht erhalten wollen. Künftige Schweizerinnen und Schweizer etwa sollen Henry Dunant oder Henri Dufour, ausserdem Wilhelm Tell und Arnold Winkelried kennen.²⁴ Auch in den Niederlanden ist klar, wen alle Schülerinnen und Schüler kennen müssen, nämlich zum Beispiel Anna Maria Geertruida Schmidt, Annelies Marie «Anne» Frank, Max Havelaar oder Michiel Adrianszoon de Ruyter.²⁵

Vom Studium bestimmter Menschen erhofft man sich, dass Jugendliche die von der Gesellschaft erwünschten Einstellungen entwickeln. Dies zeigt sich insbesondere bei Staaten, die sich im Aufbau oder in einer Krise befinden.²⁶ Dies zeigt sich aber auch in Schweizer Geschichtslehrplänen und -lehrmitteln: Jugendlichen wird beispielsweise vorgeschlagen, Leben und Wirken von Emilie Kempin-Spyri, Henry Dunant, Marie Heim-Vögtlin, Robert Grimm oder Gertrud Kurz zu studieren, um erkennen zu können, wie Menschen einen Beitrag leisten zur Entwicklung des Zusammenlebens oder der sozialen Gerechtigkeit in der Schweiz und der Welt.²⁷

Auch die vorliegende Publikation präsentiert nun eine Reihe von Menschen, deren Leben und Wirken die Jugendlichen studieren können. Das Ziel der Auswahl ist – wie schon der Titel zeigt – den Wert von Zivilcourage vor Augen zu führen.²⁸ Gerade zur Durchsetzung von Menschenrechten und in Extremsituationen, wie während der Zeit des Holocaust, haben mutige Menschen viel zu Positivem beigetragen. So scheint es denn nicht nur während des Menschenrechtstages am 10. Dezember oder anlässlich des Holocaust-Erinnerungstages am 27. Januar gesellschaftlich relevant und für die individuelle Entwicklung von Jugendlichen bedeutsam, sich mit solchen Menschen zu beschäftigen, die durchaus zu positiven Identifikationsfiguren werden können. In der Schule und im Geschichtsunterricht kann dies mit unterschiedlichen Unterrichtsformen geschehen.

3. Vier Unterrichtsformen zur Umsetzung des biografischen Verfahrens

Wer Geschichte vermittelt, braucht handlungsleitende Vorstellungen zu den Inhalten und Themen des Unterrichts (zum «Was?»: Welche Menschen sollen thematisiert werden?), zu den Zielen (zum «Wozu?»: Was soll mit der Thematisierung der ausgewählten Menschen erreicht werden?) und zur Gestaltung (zum «Wie?»).

Geschichtsunterricht kann grundsätzlich in vier unterschiedlichen Unterrichtsformen gestaltet werden: im darbietenden, erarbeitenden, aufgabenbasierten und entdeckend-lernenden Geschichtsunterricht.²⁹ Die Unterrichtsformen unterscheiden sich in der Art und Weise, wie Lehrpersonen den Schülerinnen und Schülern das Nutzungsangebot unterbreiten und welche Art des Umgangs mit Vergangenheit und Geschichte angestrebt wird. Für das biografische Verfahren eignen sich alle vier Formen. Sie können also je nach Unterrichtsziel und Klasse festgelegt werden.

a) Darbietender Geschichtsunterricht

Darbietenden Geschichtsunterricht erkennt man daran, dass Lehrpersonen etwas erklären oder erzählen. Heute delegieren die Lehrpersonen ihre Darbietung häufig an Medien: Spielfilme sind dafür geeignete und bei Lernenden beliebte Medien. Schülerinnen und Schüler werden mit historischen Zeugnissen, Sachanalysen, Sach- und Werturteilen konfrontiert.

Viele der in dieser Broschüre präsentierten Porträts eignen sich dafür, dass sie entweder die Lehrerin, der Lehrer oder einzelne Schülerinnen, Schüler der Klasse vortragen. Weil Porträts von Menschen raum-zeitliche Konkretionen sind, weil sie anschaulich und verständlich, dazu übersichtlich und abgeschlossen sind, eignen sie sich ausgezeichnet für Präsentationen aller Art. Zudem gibt es zu vielen der in der Broschüre vorgestellten Menschen Dokumentar- oder Spielfilme, die die oben erwähnten Vorteile noch ausgeprägter besitzen. Das trägt dazu bei, dass sie von Jugendlichen zur Geschichtsaneignung ausserordentlich geschätzt werden.

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, um die Schülerinnen und Schüler auch bei Darbietungen zu sichtbaren Lernaktivitäten anzuregen. Sie können beispielsweise eine Mindmap zum Gehörten und Gesehenen zeichnen, einen kleinen Text zu einem vorgegebenen Thema entwickeln oder ihre Eindrücke spontan formulieren, sich in Partner- bzw. Gruppenarbeit oder in der Klasse frei oder entlang von Fragen austauschen. Wir wissen allerdings auch aus Erfahrungsberichten, dass schlichtes Zuhören oder Zuschauen bereits zu inneren Verarbeitungsprozessen und zu individuellen Lernerfolgen führen kann. Gerade beim biografischen Verfahren ist deshalb durchaus zu erwägen, ausschliesslich auf die Darbietung zu setzen und der inhaltlichen Substanz der Lebensgeschichte sowie der Vorstellungskraft der Zuhörenden zu vertrauen.

b) Erarbeitender Geschichtsunterricht

Bei den in dieser Publikation vorgestellten Porträts lässt sich aus einem darbietenden Geschichtsunterricht dank der präsentierten Quellen und Bilder problemlos in einen erarbeitenden Geschichtsunterricht wechseln. Diesen erkennt man daran, dass sich Lehrende und Lernende im wechselseitigen Gespräch mit einem Thema beschäftigen. Oft stellen Lehrende Fragen, die die Lernenden beantworten sollen. Lehrpersonen, Schülerinnen und Schüler nehmen gemeinsam wahr, erschliessen, interpretieren und entwickeln vielleicht auch gemeinsam Werturteile.

Sowohl für die Lernenden als auch für die Lehrenden ist erarbeitender Geschichtsunterricht anspruchsvoll. Für die Schülerinnen und Schüler gilt es, konzentriert bei der Sache zu bleiben, auch wenn die Kohärenz nicht immer gegeben ist. Es ist für Lernende oft noch schwierig, den Kolleginnen und Kollegen zuzuhören und gleichzeitig einen eigenen Gesprächsbeitrag vorzubereiten und vorzuformulieren. Das führt gelegentlich zu wenig zusammenhängenden Diskussionen. Für Lehrende gilt es, trotz dieser Disparität einen Lernfortschritt zu ermöglichen. Am besten gelingt dies immer dann, wenn Fragen oder Gesprächsbeiträge auch verschriftlicht werden, sei es auf Papierkärtchen, die an die Tafel oder an die Wand geheftet werden, sei es direkt mit einer Tafel- oder Whiteboard-Skizze.

Für erarbeitenden Unterricht sind Rituale und Handlungsmuster günstig, weil sie bei allen Beteiligten zur Klarheit beitragen und Sicherheit vermitteln. So gibt es beispielsweise verschiedenste Vorschläge für den Gesprächsverlauf im Umgang mit Quellen. Geschichtswissenschaftlich und lernpsychologisch gut abgestützt ist der Dreischritt Beschreibung – Interpretation – Beurteilung:

- a) Beschreiben Sie die inhaltlichen und formalen Merkmale der Quelle.
- b) Interpretieren Sie die Quelle im historischen Kontext.
- c) Beurteilen Sie die Aussagen und Erkenntnisse der Quelle im historischen Kontext und aus heutiger Sicht.

Je nach Lernstand der Schülerinnen und Schüler müssen die drei Teilfragen im Gesprächsverlauf ausdifferenziert formuliert werden.

Zur Quellenkritik passen unter anderem folgende Teilfragen und Arbeitsimpulse: Wer hat den Text geschrieben? Was weißt du über den (politischen, sozialen, wirtschaftlichen, beruflichen, kulturellen) Hintergrund der Verfasserin, des Verfassers? Für wen ist der Text geschrieben worden? Wann ist der Text entstanden? Falls die Quelle nicht datiert ist: Welche Hinweise findest du im Quellen- oder im allfälligen Begleittext zum möglichen Zeitpunkt der Entstehung der Quelle? Um welche Textgattung handelt es sich? Welche zeitlichen Markierungen kommen im Text vor? Welche Orte werden erwähnt? Wo liegen diese Orte? Heissen diese Orte heute noch gleich? Welche Menschen werden genannt? Welches scheinen dir die wichtigsten geschichtlichen Fachbegriffe zu sein, die im Text vorkommen?

Fasse in wenigen Sätzen zusammen, was in der Quelle berichtet wird.

Zur Quelleninterpretation trägt Folgendes bei: Was sind die Ursachen der im Text erzählten oder erklärten Begebenheiten? Was geschah vorher? Was sind die Folgen davon? Was geschah danach? In welchem grösseren Zusammenhang steht das im Text Erzählte?

Ordne das in der Quelle Dargelegte in wenigen Sätzen in den historischen Kontext ein.

Zur Beurteilung der Quelle können zum Beispiel folgende weitere Fragen gestellt werden: Ist das Erzählte oder Erklärte durch andere historische Zeugnisse widerlegt oder bestätigt? Hat sich die Bedeutung der Quelle im Verlauf der Zeit verändert? Was hat das Dargelegte mit der Gegenwart zu tun? Was denkst du persönlich über den Text? Was möchtest du über den Text oder über den Kontext noch zusätzlich erfahren?

Beurteile in wenigen Sätzen den Aussage- und Erkenntniswert der Quelle im historischen Kontext und aus heutiger Sicht.

Selbstverständlich müssen die Fragen nicht nur den Schülerinnen und Schülern, sondern auch dem Material angepasst werden. Manchmal machen einzelne Teilfragen wenig Sinn oder können gar nicht beantwortet werden, manchmal werden Interpretation und Beurteilung erleichtert, wenn mindestens zwei Quellen vorliegen und also ein Vergleich möglich ist. Oftmals führt der Umgang mit Quellen dann zu einem grösseren Lerngewinn, wenn das historische Zeugnis allen Schülerinnen und Schülern je individuell oder in Gruppen vorliegt und wenn die Fragen schriftlich gestellt werden, wenn also statt des erarbeitenden Geschichtsunterrichts aufgabenbasierter Geschichtsunterricht gestaltet wird.

c) Aufgabenbasierter Geschichtsunterricht

Aufgabenbasierten Geschichtsunterricht erkennt man daran, dass die Lehrpersonen im Unterschied zum darbietenden oder erarbeitenden Geschichtsunterricht nicht mehr gleichzeitig und direkt das «Was?» und «Wie?» des Unterrichts steuern. Sie sind in der Rolle des Coachs, der Lernbegleiterin – nicht in derjenigen der direkten Vermittlerin. Die Lernenden erhalten die Quellen oder Darstellungen sowie schriftliche Fragen, Impulse und Aufträge – kurz: sie bekommen eine Aufgabe – und sie sollen selbstständig, aber durch Aufgaben geleitet, mit historischen Zeugnissen

umgehen. Wenn sie nicht weiterkommen, steht ihnen die Lehrperson als Beraterin zur Verfügung.

Aufgaben sind Anforderungen, «mit denen Schülerinnen und Schüler im Unterricht seitens der Lehrperson konfrontiert werden»³⁰. Aufgaben gelten heute als potentes Allzweckmittel für guten Unterricht: «Gute fachliche Lernaufgaben materialisieren jene Wissens- und Könnenskomponenten, lösen jene Denk- und Arbeitsprozesse aus und aktivieren jene analytischen und synthetischen Figuren des Problemlösens, Argumentierens, Betrachtens und Deutens, um die es in einem bestimmten Fach im Kern geht und die dessen intellektuelle Kultur ausmachen.»³¹

Im Kern geht es beim Geschichtsunterricht um historisches Lernen. Um dieses historische Lernen erfolgreich zu praktizieren, benötigen die Individuen Kompetenzen. Folgt man Rüsens Diktum von der Fähigkeit «durch historisches Erzählen auf eine bestimmte Weise Sinn über Zeiterfahrungen zu bilden»³², dann benötigen die Lernenden «narrative Kompetenz»³³, um historisches Lernen zu beherrschen. Diese narrative Kompetenz auszubilden, ist das zentrale Lernziel des Geschichtsunterrichts. Die narrative Kompetenz lässt sich in der Tradition von Weymar, Jeismann, Wehler und Rösen³⁴ in vier Kompetenzbereiche ausdifferenzieren:

- Wahrnehmungskompetenz für Veränderungen in der Zeit, zur Begegnung mit Zeugnissen aus dem Universum des Historischen und Präsentationen aus der Geschichtskultur; dieser Kompetenzbereich führt zu eigenen Fragen und Vermutungen an Quellen und Darstellungen.
- Erschliessungskompetenz für historische Quellen und Darstellungen, zur Überprüfung und Erzählung von historischen Sachanalysen, zum korrekten und kompetenten Umgang mit verschiedenen Gattungen; dieser Kompetenzbereich führt zur eigenen Sachanalyse.
- Interpretationskompetenz für Geschichte zur Analyse und Deutung, zur Herleitung und zum Aufbau sowie zur Darstellung von historischen Sachurteilen im Universum des Historischen; dieser Kompetenzbereich führt zum eigenen Sachurteil.
- Orientierungskompetenz für Zeiterfahrung zur Sinnbildung, zur Reflexion des historischen Lernens, zum Aufbau von Einstellungen und Haltungen, zur eigenen Orientierung in der gegenwärtigen Lebenspraxis; dieser Kompetenzbereich führt zu eigenem Werturteil.

Um mit Aufgaben historisches Lernen anzustossen und zu unterstützen, braucht es Materialien und Aufträge, die in Richtung der oben erläuterten Kompetenzen zielen. Aufgabenbasierter Geschichtsunterricht gelingt dann, wenn das Material anregend, spannend, herausfordernd ist. Solches Material findet sich in der vorliegenden Broschüre zu jedem Porträt auf einigen separaten Seiten, aber natürlich eignen sich auch die Darstellungstexte selber.

Ebenso wichtig wie das Material sind die Aufträge, sind die Fragen und Impulse. Diese zu formulieren (und auf einem Aufgabenblatt, an der Tafel, auf dem Hellraumprojektor, auf der Lernplattform oder wo auch immer schriftlich festzuhalten), ist eine Herausforderung für die Lehrperson. Die Aufträge lassen sich leichter formulieren, wenn man sich für die einzelnen Kompetenzbereiche an eine vorgegebene Liste von Verben hält.³⁵

Wer ausgehend von einem in dieser Publikation abgedruckten Porträt die Wahrnehmungskompetenz fördern möchte, lässt die Schülerinnen und Schüler zum Porträt Fragen stellen oder eigenständig weiteres Material suchen. Die Verben «suchen», «recherchieren», «fragen», «vermuten», «Hypothesen bilden» oder «auswählen» stossen die Wahrnehmung an.

Wer die Schülerinnen und Schüler zu einem Porträt eine Kurzzusammenfassung schreiben, einen Lückentext ausfüllen, eine Mindmap zeichnen lässt oder wer eine Strukturskizze verlangt, der fordert eine Sachanalyse und fördert die Erschliessungskompetenz. Die Verben «beschreiben», «aufzählen», «nennen», «zuordnen», «dokumentieren», «zusammenfassen», «wiedergeben», «charakterisieren» und viele andere mehr stossen die Erschliessung an.

Wer von den Schülerinnen und Schülern verlangt, dass sie die zu einem Porträt abgedruckten Materialien erläutern und einen Zusammenhang zum Porträt herstellen, der fordert ein Sachurteil und fördert die Interpretationskompetenz. Auch der Vergleich zweier porträtierte Menschen unter ausgewählten Gesichtspunkten oder der Vergleich des abgedruckten Porträts mit einem anderen Porträt derselben Person sowie Lerntätigkeiten, die mit den Verben «analysieren», «begründen», «vergleichen», «einordnen», «erklären», «erzählen» und natürlich «interpretieren» lanciert werden, stossen die Interpretation an.

Sobald Schülerinnen und Schüler zu einem Porträt selber Stellung nehmen können und reflektieren sollen, was die porträtierte Person mit unserer Gegenwart zu tun

hat, sobald sie etwas selber beurteilen müssen, brauchen sie Orientierungskompetenz und geben ein Werturteil ab. Die Verben «bewerten», «beurteilen», «Stellung nehmen», «einschätzen», «prüfen», «sich entscheiden» und andere Verben mehr stossen die Orientierung an.

Mit der vorliegenden Publikation lässt sich eine Vielzahl von Aufgaben formulieren. Es kann zum Beispiel ein Material (eine Quelle, ein Ausschnitt aus einer Darstellung, eine Fotografie, eine Karte, eine Statistik usw.) ausgewählt oder es können auch mehrere Materialien zu einem Aufgabenset zusammengestellt werden. Das ausgewählte historische Zeugnis oder das Aufgabenset bearbeiten die Schülerinnen und Schüler nach dem oben skizzierten Dreischritt Beschreibung – Interpretation – Beurteilung oder nach einem andern Muster. Natürlich lassen sich auch Aufgaben ohne Materialien stellen. Dann handelt es sich entweder um Wissensaufgaben, wenn die Schülerinnen und Schüler das reproduzieren sollen, was sie schon gelernt haben. Oder es handelt sich um Wahrnehmungsaufgaben, wenn die Lernenden selber historische Zeugnisse finden sollen.

Aufgaben können auch zu Lernumgebungen zusammengestellt werden. Bekannt sind etwa Lernwerk-

stätten, Leitprogramme oder Gruppenpuzzles.³⁶ Oder aber es sind Portfolioaufgaben, die einen Kern des entdeckenlassenden Geschichtsunterrichts (der auch als Projektunterricht bezeichnet wird) bilden.

d) Entdeckenlassender Geschichtsunterricht

Beim entdeckenlassenden Geschichtsunterricht wird den Lernenden weder das «Was?» (Quellen, Darstellungen) zur Verfügung gestellt, noch das «Wie?» vorgeschrieben. Die Schülerinnen und Schüler nehmen eigenständig und selbstgesteuert wahr, erschliessen, interpretieren, urteilen und stellen dar.

Natürlich bietet die vorliegende Publikation eine ausgezeichnete Grundlage für solchen Unterricht. Die Schülerinnen und Schüler können sich selbstgesteuert mit einem Porträt ihrer Wahl oder mit mehreren Porträts auseinandersetzen. Oder sie könnten gemäss dem Muster aus dieser Publikation selber zu einer von ihnen ausgewählten Person ein Porträt erstellen. Damit wäre dann ein zentrales Ziel, das mit der Entwicklung der Publikation angestrebt wurde, erreicht: Es kommen Menschen aus Geschichte und Gegenwart in den Blick, die mit Zivilcourage in der Gesellschaft verantwortlich handeln.

Anmerkungen

- 1 Meier, Christian: Die Faszination des Biografischen, in: Niess, Frank (Hg.): Interesse an der Geschichte, Frankfurt a. M., New York 1989, 100–111.
- 2 Brecht, Bertold: Fragen eines lesenden Arbeiters, in: Gesammelte Werke in 20 Bänden, Schriften zur Politik und Gesellschaft, Bd. 9, Frankfurt a. M. 1967.
- 3 Schmidt, Erhard: Grundriss des Geschichtsunterrichts, Bochum 1971, 97. Vgl. dazu auch den Kommentar in Schneider, Gerhard: Personalisierung/Personifizierung, in: Barricelli, Michele/Lücke, Martin (Hg.): Handbuch Praxis des Geschichtsunterrichts, Bd. 1, Schwalbach/Ts. 2012, 302–315, hier die Seite 305.
- 4 Kocka, Jürgen: Struktur und Persönlichkeit als methodologische Herausforderung der Geschichtswissenschaft, in: Bosch, Michael (Hg.): Persönlichkeit und Struktur in der Geschichte, Düsseldorf 1977, 152–169, hier 161.
- 5 Ausführlicher in Barricelli, Michele: Darstellungskonzepte von Geschichte im Unterricht, in: Barricelli, Michele/Lücke, Martin (Hg.): Handbuch Praxis des Geschichtsunterrichts, Bd. 2, Schwalbach/Ts. 2012, 202–223.
- 6 Vgl. dazu zum Beispiel die Studie «Das Geschichtsbild der Jugend» von Ludwig von Friedeburg und Peter Hübner, die 1964 in München publiziert wurde, insbesondere die Seiten 44–45.
- 7 Zum personenorientierten Zugang im Geschichtsunterricht vgl. auch Gautschi, Peter: Vorbilder aus der Geschichte?, in: Public History Weekly, 1 (2013) 4, DOI: dx.doi.org/10.1515/phw-2013-233, Stand: 2.10.2014.
- 8 Bergmann, Klaus: Personalisierung, Personifizierung, in: Bergmann, Klaus/Fröhlich, Klaus/Kuhn, Annette (Hg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, Seelze-Velber 1997, 298–300, hier 298.
- 9 Ebd.
- 10 Ebd., 299.
- 11 Schneider, Personalisierung/Personifizierung, 307.
- 12 Barricelli, Darstellungskonzepte von Geschichte im Unterricht, 218.
- 13 Vgl. Mayer, Ulrich/Pandel, Hans-Jürgen: Kategorien der Geschichtsdidaktik und Praxis der Unterrichtsanalyse. Zur empirischen Untersuchung fachspezifischer Kommunikation im historisch-politischen Unterricht, Stuttgart 1976.
- 14 Mayer, Ulrich: Qualitätsmerkmale historischer Bildung. Geschichtsdidaktische Kategorien als Kriterien zur Bestimmung und Sicherung der fachdidaktischen Qualität des historischen Lernens, in: Hansmann, Wilfried/Hoyer, Timo (Hg.): Zeitgeschichte und historische Bildung. Festschrift für Dietfried Krause-Vilmar, Kassel 2005, 223–243, hier Seite 238.
- 15 Vgl. dazu Gautschi, Peter: Guter Geschichtsunterricht. Grundlagen, Erkenntnisse, Hinweise, Schwalbach/Ts. 2011, insbesondere die Seiten 96–101.
- 16 Bergmann, Klaus: Personalisierung im Geschichtsunterricht – Erziehung zu Demokratie?, Stuttgart 1972, 83.
- 17 Vgl. dazu: Mayer, Ulrich/Gautschi, Peter/Bernhardt, Markus: Themenbestimmung im Geschichtsunterricht der Sekundarstufen, in: Barricelli, Michele/Lücke, Martin (Hg.): Handbuch Praxis des Geschichtsunterrichts, Bd. 1, Schwalbach/Ts. 2012, 378–404, zur Logik der Themenbestimmung insbesondere die Grafik auf Seite 382.
- 18 Vgl. dazu z. B. Sander, Wolfgang: Bildung – Einführung in das Schwerpunktthema, in: Zeitschrift für Didaktik der Gesellschaftswissenschaften, 2 (2014), im Druck.
- 19 Humboldt, Wilhelm: Theorie der Bildung des Menschen. Bruchstück, in: Ders.: Werke 1, 1785–1795, hg. von A. Leitzmann, Berlin 1903, hier zit. nach Tenorth, Heinz-Elmar (Hg.): Allgemeine Bildung. Analysen zu ihrer Wirklichkeit, Versuche über ihre Zukunft, Weinheim 1986.
- 20 Vgl. Klafki, Wolfgang: Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik. Beiträge zur kritisch-konstruktiven Didaktik, Weinheim 1985. Und: Klafki, Wolfgang: Grundzüge eines neuen Allgemeinbildungskonzepts. Im Zentrum: Epochaltypische Schlüsselprobleme, in: Ders.: Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik. Zeitgemässe Allgemeinbildung und kritisch-konstruktive Didaktik, Weinheim, Basel 2007, 43–81.
- 21 Bergmann, Klaus: Geschichtsdidaktik. Beiträge zu einer Theorie historischen Lernens, Schwalbach/Ts. 1998, 278.
- 22 Vgl. dazu z. B. den sog. «Beutelsbacher Konsens», der das Ergebnis einer Tagung im Herbst 1976 in Beutelsbach ist. Der Konsens legt die Grundsätze für die politische Bildung fest. Gemäss dem Überwältigungsverbot dürfen Lehrpersonen ihren Schülerinnen und Schülern nicht ihre Meinung aufzwingen, sondern sie sollen die Lernenden in die Lage versetzen, sich mithilfe des Unterrichts eine eigene Meinung bilden zu können. Dies sei eine Grundvoraussetzung für eine Demokratie.
- 23 Menck, Peter: Unterricht – Was ist das? Eine Einführung in die Didaktik, Norderstedt 2006, v.a. 41–47.
- 24 Vgl. dazu Staatsbürgertests im Kanton Aargau/Schweiz: <http://www.einbuergertest-aargau.ch>, Stand: 6.7.2014; zudem Gautschi, Peter: Der Einbürgerungstest. Geschichte als Eintrittskarte?, in: Public History Weekly, 2 (2014), DOI: dx.doi.org/10.1515/phw-2014-2345, Stand: 6.7.2014.
- 25 <http://entoen.nu>, Stand: 5.8.2014.
- 26 In Beyrouth etwa fand 2012 mit Unterstützung der Schweizerischen Eidgenossenschaft eine internationale Konferenz statt, in der diskutiert wurde, welche positiven Identifikationsfiguren studiert werden könnten, damit in diesem fragmentierten Libanon so etwas wie Dialogbereitschaft und Wertegemeinschaft entstehen. Vgl. dazu: Université Saint-Joseph, Beyrouth (Hg.): Figures du dialogue. Problématique, grands pionniers et perspectives comparées, Beyrouth 2013.
- 27 Vgl. hier die Konsultationsfassung des Lehrplans 21, Räumliche, Zeiten, Gesellschaften, <http://konsultation.lehrplan.ch/>, Stand: 15.8.2014.
- 28 Natürlich haben wir Herausgeber/-innen bei der Auswahl der Menschen für diese Publikation lange diskutiert. Letztlich kamen auch wir um diese Frage der Auswahl nicht herum. Schaffen wir eine ausgewogene Auswahl in Hinblick auf Geschlecht, Alter, Nationalität, Situation, Zeit, Raum usw.? Die Antwort lautet «nein». Unsere Auswahl ist durch viele Zufälligkeiten beeinflusst und selbstverständlich nicht abschliessend. Wir freuen uns auf alle weiteren Porträts.

- 29 Vgl. dazu z. B. Gautschi, Guter Geschichtsunterricht, 73–74.
- 30 Vgl. dazu Blömeke, Sigrid/Risse, Jana/Müller, Christiane u. a.: Analyse der Qualität von Aufgaben aus didaktischer und fachlicher Sicht, in: Unterrichtswissenschaft, 4 (2006), 330–357, hier 331.
- 31 Oelkers, Jürgen/Reusser, Kurt: Qualität entwickeln – Standards sichern – mit Differenz umgehen, Bildungsfor-schung, Bd. 27, hg. vom Bundesminis-terium für Bildung und Forschung, Berlin 2008, 408.
- 32 Rösen, Jörn: Historisches Lernen. Grundlagen und Paradigmen, Schwalbach/Ts. 2008, 62.
- 33 Barricelli, Michele: Schüler erzählen Geschichte. Narrative Kompetenz im Geschichtsunterricht, Schwalbach/Ts. 2005, 7.
- 34 Vgl. dazu Mayer, Ulrich: Keine Angst vor Kompetenzen. Kompetenzorientierung – eine typologische, historische und systematische Einordnung, in: geschichte für heute, 3 (2014), 6–19.
- 35 Am bekanntesten ist wohl die Verbenliste in «Einheitliche Prüfungsanforderungen in der Abiturprüfung Geschichte» (Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 1.6.1979 i. d. F. vom 10.2.2005), online unter: http://www.kmk.org/fileadmin/veroeffentlichungen_beschluesse/1989/1989_12_01-EPA-Geschichte.pdf, Stand: 15.8.2014, 7–8. Auch in der Kon-sultationsfassung des Lehrplans 21 wird eine Verbenliste vorgeschlagen. Zudem schlagen verschiedene Schulge-schichtsbücher wieder eigene Verben-listen vor.
- 36 Vgl. dazu z. B.: Gautschi, Peter: Geschichte lehren. Lernwege und Lern-situationen für Jugendliche, Bern 2012, 84–103.
- Literatur (Auswahl):*
- Barricelli, Michele: Darstellungskonzepte von Geschichte im Unterricht, in: Barricelli, Michele/Lücke, Martin (Hg.): Handbuch Praxis des Geschichtsunter-richts, Bd. 2, Schwalbach/Ts. 2012, 202–223.
 - Bergmann, Klaus: Personalisierung im Geschichtsunterricht – Erziehung zu Demokratie?, Stuttgart 1972.
 - Bergmann, Klaus: Personalisierung, Personifizierung, in: Bergmann, Klaus/Fröhlich, Klaus/Kuhn, Annette (Hg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, Seelze-Velber 1997, 298–300.
 - Bergmann, Klaus: Der Gegenwartsbezug im Geschichtsunterricht, Schwalbach/Ts. 2002.
 - Borries, Bodo von: Vorbilder im Ge-schichtsunterricht, in: Ders.: Lebendiges Geschichtslernen. Bausteine zu Theorie und Pragmatik, Empirie und Normfrage, Schwalbach/Ts. 2004, 416–424.
 - Gautschi, Peter: Vorbilder aus der Geschichte?, in: Public History Weekly, 1 (2013) 4, DOI: [dx.doi.org/10.1515/phw-2013-233](https://doi.org/10.1515/phw-2013-233), Stand: 2.10.2014.
 - Klein, Christian: Einleitung: Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme, in: Ders. (Hg.): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biografischen Schreibens, Stuttgart 2002, 1–22.
 - Kocka, Jürgen: Struktur und Persönlich-keit als methodologische Herausfor-derung der Geschichtswissenschaft, in: Bosch, Michael (Hg.): Persönlichkeit und Struktur in der Geschichte, Düssel-dorf 1977, 152–169.
 - Mayer, Ulrich/Gautschi, Peter/Bern-hardt, Markus: Themenbestimmung im Geschichtsunterricht der Sekundarstu-fen, in: Barricelli, Michele/Lücke, Martin (Hg.): Handbuch Praxis des Geschichts-unterrichts, Bd. 1, Schwalbach/Ts. 2012, 378–404.
 - Meier, Christian: Die Faszination des Biografischen, in: Niess, Frank (Hg.): Interesse an der Geschichte, Frankfurt a. M., New York 1989, 100–111.
 - Schneider, Gerhard: Personalisierung/ Personifizierung, in: Barricelli, Michele/Lücke, Martin (Hg.): Handbuch Praxis des Geschichtsunterrichts, Bd. 1, Schwal-bach/Ts. 2012, 302–315.

Paul Grüninger – ein Mensch mit Zivilcourage

- 1 Der Besetzung Österreichs durch die Hitler-Armee im Februar 1938 folgte automatisch die verbrecherische Verfolgung und Vernichtung auch der österreichischen Juden. Der Zustrom jüdischer Flüchtlinge, die völlig mittellos und verwaorlost über den Rhein in den Kanton St. Gallen gelangten, wurde täglich grösser. Da war es einerseits nicht zu verwundern, wenn
- 5 Bundesrat und Kantonsregierung den strikten Befehl herausgaben, diese rücksichtslos wieder über die Grenze zurückzuschieben. Andererseits hatte ich die Auffassung, dass es vielmehr Pflicht und Tradition der Schweiz sei, solchen Leuten, die der Willkür ihrer Verfolger, ja grösstenteils sogar dem Tode geweiht waren, Asylrecht zu gewähren. Als verantwortlicher, mitfühlender Mensch konnte ich viele der durch solche Zurückweisungen entstandenen Jammerszenen nicht mit ansehen und gestattete auf eigene Verantwortung über 2000 Flüchtlingen hier
- 10 zu bleiben, liess sie in Flüchtlingslagern unterbringen und übergab sie der Fürsorge ihrer schweizerischen Glaubensgenossen.

- Auf Veranlassung meines Chefs, Regierungsrat Valentin Keel (Soz.), gegen den selbst eine administrative Untersuchung wegen Begünstigung von politischen, (sozialdemokratischen)
- 15 Flüchtlingen lief, wurde gegen mich Strafklage wegen Nichtbeachtung von bundesrätlichen und kantonalen Weisungen über die Behandlung von Flüchtlingen erhoben. Die ganze «Flüchtlingsangelegenheit» ging nun über meine Person. Regierungsrat Keel kam mit einem blauen Auge davon, mich aber verurteilte das Bezirksgericht St. Gallen wegen Amtspflichtverletzung zu einer Busse von Fr. 300.– und den Kosten, was meine sofortige Entlassung als Polizeihauptmann zur Folge hatte. [...]
- 20

Allerdings schäme ich mich dieser Verurteilung wegen nicht. Ich bin gegenteils stolz darauf, vielen Hunderten von schwer Bedrängten das Leben gerettet zu haben! Meine Hilfeleistung an die Juden war begründet in meiner christlichen Weltauffassung! Die Politik ist die Kunst des Möglichen. Zu oft weicht das Recht dem Druck der Macht.

Auszüge aus einem Lebensrückblick von Paul Grüninger, den er im Auftrag von Oskar Rietmann, seinem Klassenkameraden, wohl zwischen 1951 und 1954 für eine Klassenzusammenkunft verfasst hat. Vgl. Beitrag von Karin Fuchs, S. 53–62.

Kantonsbibliothek Vadiana, St. Gallen, Fotoarchiv Rietmann, VSR D GRÜN, Seite 4 und 5.

1. Beschreibe die inhaltlichen und formalen Merkmale der Quelle:

- a) Wer hat den Text geschrieben? Was weisst du über den (politischen, sozialen, wirtschaftlichen, beruflichen, kulturellen) Hintergrund der Verfasserin, des Verfassers?
- b) Für wen ist der Text geschrieben worden?
- c) Wann ist der Text entstanden?
- d) Um welche Textgattung handelt es sich?
- e) Welche zeitlichen Markierungen kommen im Text vor?
- f) Welche Orte werden erwähnt? Wo liegen diese Orte?
- g) Welche Menschen werden genannt?
- h) Welches scheinen dir die wichtigsten geschichtlichen Fachbegriffe zu sein, die im Text vorkommen?
- i) Fasse in wenigen Sätzen zusammen, was die Verfasserin, der Verfasser berichtet.

2. Interpretiere die Quelle im historischen Kontext:

- a) Was sind die Ursachen der im Text erzählten oder erklärten Begebenheiten? Was geschah vorher?
- b) Was sind die Folgen davon? Was geschah danach?
- c) In welchem grösseren Zusammenhang steht das im Text Dargelegte? Ordne das in der Quelle Dargelegte in wenigen Sätzen in den historischen Kontext ein.

Weitere quellenspezifische Fragen zur Interpretation:

- d) Aus welchen Gründen befahlen Bundesrat und Kantonsregierung, die jüdischen Flüchtlinge «rücksichtslos wieder über die Grenze zurückzuschieben»?
- e) Woran könnte der Autor gedacht haben, als er von der «Pflicht und Tradition der Schweiz» schrieb?

3. Beurteile den Aussage- und Erkenntniswert der Quelle im historischen Kontext und aus heutiger Sicht:

- a) Ist das Erzählte oder Erklärte durch andere historische Zeugnisse widerlegt oder bestätigt?
- b) Hat sich die Bedeutung der Quelle im Verlauf der Zeit verändert?
- c) Was hat das Dargelegte mit der Gegenwart zu tun?
- d) Was denkst du persönlich über den Text?
- e) Was möchtest du über den Text oder über den Kontext noch zusätzlich erfahren?

Aufgabenset für aufgabenbasierten Geschichtsunterricht

Das Aufgabenset enthält vier Materialien und dazu drei Aufgabenstellungen.
Im ersten Teil findest du die Materialien M1–M4, anschliessend folgen die Aufgaben 1–3.

Für das Wohl anderer: Gertrud Lutz-Fankhauser

M1

Mannigfaltig waren die Probleme, denen sich die Mitglieder der Schweizerischen Gesandtschaft vor, während und nach der 50 Tage dauernden Belagerung von Budapest gegenübergestellt sahen. Hier sei jedoch einmal nicht von den ausserordentlich schwierigen amtlichen Aufgaben die Rede, sondern von den vielseitigen, sog. «kleinen» Problemen einer Hausfrau.

Mitte Dezember 1944 liess uns der immer näher rückende Schlachtendonner erkennen, dass nun auch die ungarische Hauptstadt bald in den Bereich des Schlachtfeldes selbst kommen werde. Immerhin blieb damals noch die Hoffnung, sowohl Sieger wie Besiegte würden ein Einsehen haben, Budapest verschonen und die Zivilbevölkerung nicht den bitteren Leiden und Entbehrungen eines mehrwöchigen Kampfes aussetzen. Welch trügerische Hoffnung!

Da mein Mann mit der Leitung der Schutzmacht- abteilung der Schweizerischen Gesandtschaft betraut war, bewohnten wir einen Teil des grossen, an die 60 Räume zählenden britischen Gesandtschaftsgebäudes. Was gab es da für Vorbereitungen zu treffen! In erster Linie musste für grösstmögliche Sicherheit – soweit dies nach menschlichem Ermessen einigermassen möglich war – sowie für die Verpflegung, vor allem auch Wasser, gesorgt werden. Für erstere wurde der bereits vorhandene, ausbetonierte Luftschutzkeller noch mit Holzpfosten gestützt, dann mit einer Luftpumpe und einer Notstandsbatterie für Licht versehen. Zur Anlegung von Lebensmittelreserven wurde im wahrsten Sinne gehamstert! Wer über Autos verfügte, fuhr so oft wie möglich aufs Land, um ganze

Säcke voll Kartoffeln, Mehl, Fett und Fleisch hereinzubringen. Diese Lebensmittel waren in Budapest selbst, infolge Mangel an Transportmitteln, nur schwer aufzutreiben. Mit Rationierungskarten war in der Stadt überhaupt nichts mehr zu kaufen, während in ländlichen Gegenden des mit landwirtschaftlichen Gütern gesegneten Ungarn viele Produkte noch reichlich vorhanden waren, ja teils sogar keinen Absatz fanden.

Wie mehr sich aber der Kreis um Budapest schloss, desto gefährlicher wurden diese Fahrten aufs Land. Am 21. Dezember noch machte ich in Begleitung eines Mitarbeiters der Schutzmacht- abteilung eine Fahrt in die Provinz, nach dem ca. 35 km entfernten Bicske, wobei, infolge der sich zurückziehenden deutschen und ungarischen Truppen, die Fahrt auf der ganzen Strecke schon ausserordentlich schwierig war. Kurz nach der Abfahrt von Bicske kamen wir in einen russischen Tieffliegerangriff und einige Kilometer weiter sind wir im Halbdunkel beinahe in einen Panzerkeil der russischen Armee hineingeraten. Nichtsdestoweniger wollten wir tags darauf die Fahrt wiederholen, da gemeldet worden war, die Russen seien zurückgedrängt worden. Wir wollten ja nochmals Fleisch für alle Mitarbeiter der Schutzmacht- abteilung holen [...].

Auszug aus: Lutz-Fankhauser, Gertrud: Wiederum wird es Weihnachten! Erinnerungen einer Hausfrau an den Kampf um Budapest, 1944/45, in: Gosteli-Stiftung – Archiv zur Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung, Nr. 550, Bd. 1, Mappe 1/1. Faksimile in: Kanyar Becker, Helena (Hg.): Gertrud Lutz-Fankhauser. Diplomatin und Humanistin, Basel, Bern 2006, 18.

M2



Carl und Gertrud Lutz in Budapest vor der Donau und dem nationalen Parlament, vermutlich 1942/43.

© Archiv für Zeitgeschichte/NL Carl Lutz

M3



Carl und Gertrud Lutz mit Chauffeur im Autowrack in Budapest, vermutlich Anfang 1945.

© Archiv für Zeitgeschichte/NL Carl Lutz

M4

Lutz [-Fankhauser], Gertrud

geboren 7.3.1911 Rechthalten, gestorben 29.6.1995 Burgdorf, ref., von Walzenhausen. Tochter des Johann, Käasers, und der Emma geb. Gurtner. ∞ 1935 Carl L. Nach der Handelsschule 1931–34 Büroangestellte am Schweizer Konsulat in St. Louis (Missouri, USA), wo sie ihren späteren Mann kennenlernte. 1935–41 hielt sie sich in Palästina und 1942–45 in Budapest auf, wo ihr Gatte als Vizekonsul tätig war. Hier beteiligte sich L. an der Rettung verfolgter Juden. Nach der Scheidung 1946 arbeitete sie bis 1951 als Delegierte der Schweizer Spende in Jugoslawien, Finnland und Polen, dann als Unicef-Delegierte bis 1964 in Brasilien und anschliessend bis 1966 in der Türkei. Daraufhin amtierte L. bis 1971 als Vizedirektorin von Unicef-Europa in Paris. 1972–73 war sie die erste Gemeinderätin Zollikofens (SVP). 1964 Medaille der Gerechten der Völker der Holocaust-Stiftung Yad Vashem.

Steffen Gerber, Therese: Lutz [-Fankhauser], Gertrud, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), 28.7.2008, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D46080.php>, Stand: 30.8.2014.

Aufgabe 1

[insgesamt 10 Punkte]

- a) Was interessiert dich am meisten?

[1 Punkt]

Kreuze (unten bei den Kästchen) dasjenige Material M1–M4 an, das dich am meisten interessiert.

Am meisten interessiert mich

Material M1

Material M2

Material M3

Material M4

Sich mit Geschichte auseinandersetzen heisst auch, Fragen an die Geschichte zu stellen.

Schreibe zu dem Material, das dich am meisten interessiert, zwei Fragen auf. Es müssen geschichtliche Fragen sein, also zum Beispiel Fragen zur Vergangenheit, zu Veränderungen, zu Menschen und ihren Erfahrungen in der Geschichte:

1.

2.

- b) Welches der vier Materialien M1–M4 ist das älteste, und wann ist es entstanden? Schreibe die Antwort unten auf die Linie.

[1 Punkt]

- c) Um welche Textsorte handelt es sich bei M1?

[2 Punkte]

Kreuze (bei den Kästchen auf der nächsten Seite) die richtigen Aussagen an und begründe in einem Satz, wieso du die Aussage als richtig erachtest. Beachte, dass mehrere Aussagen richtig sein können oder dass keine Aussage richtig sein kann.

Es handelt sich um

eine Quelle, weil

eine Darstellung, weil

einen historischen Roman, weil

eine Biografie, weil

[3 Punkte]

d) Was ist wann geschehen?

Zeichne auf dem unten abgebildeten Zeitenstrahl sechs Ereignisse ein, die in den Lernmaterialien erwähnt sind. Schreibe dazu auf den Zeitenstrahl eine Jahreszahl, darunter wenige Stichworte und zuunterst, woher du die Information hast.



e) Du findest unten einige Aussagen zu Material M1.

[2 Punkte]

Kreuze an, ob die Aussagen 1–7 gemäss dem Text richtig oder falsch sind:

	nach Text	
	richtig	falsch
1. Carl und Gertrud Lutz wohnten im Dezember 1944 in der Schweizer Gesandtschaft.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
2. In Ungarn hatte es damals viel zu wenige Lebensmittel.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
3. In Ungarn kämpften im Dezember 1944 deutsche gegen russische Truppen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
4. Deutsche Truppen belagerten damals Budapest während 50 Tagen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
5. Budapest wurde im Zweiten Weltkrieg von deutschen Truppen zerstört.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
6. Es war in Budapest im Dezember 1944 ein grosses Problem, Trinkwasser zu bekommen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
7. Nur wer Rationierungskarten hatte, konnte zu jener Zeit Kartoffeln, Mehl usw. bekommen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

f) Was wollten die russischen Truppen im Dezember 1944 in Ungarn?

[1 Punkt]

Kreuze die richtigen Aussagen an. Beachte, dass mehrere Aussagen richtig sein können oder dass keine Aussage richtig sein kann.

Sie wollten Budapest zerstören.

Sie wollten die deutschen Truppen besiegen.

Sie wollten Lenin aus der Gefangenschaft von Hitler befreien.

Sie wollten alle Jüdinnen und Juden vernichten.

Sie wollten die kapitalistische Weltgesellschaft einführen.

[8 Punkte]

Aufgabe 2

Schreibe einen kurzen geschichtlichen Text im Umfang von etwa zwölf Sätzen. Du musst dabei auf mindestens vier der sechs Ereignisse Bezug nehmen, die du auf deinem Zeitenstrahl bei der Aufgabe 1d festgehalten hast, und sie in einen Zusammenhang bringen. Was sind die Ursachen dieser Ereignisse, was die Folgen? Vergiss nicht, deinem Text einen Titel zu geben.

[2 Punkte]

Aufgabe 3

Was lernst du, wenn du dich mit dieser Geschichte auseinandersetzt?
Erkläre in vier bis sechs Sätzen, was die dargestellte Geschichte für die Gegenwart oder Zukunft bedeuten könnte.
Begründe also, warum es aus heutiger Sicht wichtig scheint, sich mit Gertrud Lutz-Fankhauser zu beschäftigen.

[2 Punkte]

Zusatzaufgabe für Schnelle und Interessierte

Wer heute in Budapest der Donau entlang spaziert, trifft etwa 300 Meter südlich des Parlamentsgebäudes unvermittelt auf 60 Paar Schuhe aus Metall. Sie stehen oder liegen wie zufällig ausgezogen oder vergessen am Ufer. Es ist ein Holocaustmahnmal, das auf den ersten Blick nicht verrät, welches Geschehen dahintersteckt. Formuliere eine Vermutung, was sich hier abgespielt haben könnte, dass zwei Künstler diese Inszenierung für ein Holocaustdenkmal gewählt haben. Nimm kurz Stellung zu der Frage, was du von Denkmälern hältst, die nicht auf Anhieb zu erschliessen sind.

Vier Menschen mit Zivilcourage

Mit der vorliegenden Publikation lernst du Menschen kennen, die Zivilcourage gezeigt haben. Sie taten dies aus unterschiedlichen Gründen, zu unterschiedlichen Zeiten, an unterschiedlichen Orten, mit unterschiedlichem Erfolg. Bei dieser Gruppenarbeit beschäftigst du dich intensiver mit einem solchen mutigen Menschen, und du begegnest drei anderen Menschen mit Zivilcourage.

Aufgabe

Zusammen mit drei Kolleginnen, Kollegen bildest du eine Vierergruppe, und ihr wählt zusammen vier Porträts von unterschiedlichen Menschen mit Zivilcourage aus. Danach studierst du aus der vorliegenden Publikation das Porträt jener Person, die dich am meisten interessiert. Als Vierergruppe beschäftigt ihr euch in einer ersten Erarbeitungsphase also mit vier unterschiedlichen Menschen. Du hältst zu der von dir gewählten Person das Wichtigste schriftlich fest. In der zweiten Austauschphase stellst du den mutigen Menschen, mit dem du dich beschäftigt hast, anhand deiner Notizen den Kolleginnen und Kollegen kurz vor, und du hörst den anderen Präsentationen aufmerksam zu. Jede/r macht für sich eine kurze Zusammenfassung zu allen vier Menschen mit Zivilcourage. Ihr könnt das zum Beispiel in einer Tabelle oder mit einer Mindmap machen. Zum Schluss erfindet ihr ein imaginäres Gespräch zwischen den vier von euch porträtierten Menschen und spielt das Gespräch in der Klasse vor.

Vorgehen

1. Bildet eine Vierergruppe. Dann sucht sich jede/r aus der vorliegenden Publikation einen Menschen aus, der Zivilcourage gezeigt hat.
2. Klärt die Rahmenbedingungen der Aufgabe: Wie viel Zeit kannst du für die Aufgabe aufwenden? Wird deine Arbeit benotet? Wie wollt ihr das Ergebnis eurer Arbeit festhalten?
3. Anschliessend liest jede/r für sich den gewählten Text und hält in einer individuellen Erarbeitungsphase Folgendes in seinen Notizen fest:
 - a) Name und Lebensdaten der gewählten Person.
 - b) Was hat sie gemacht?
 - c) In welchem Umfeld hat sie gehandelt?
 - d) Wann und wieso hat sich die Person entschieden, sozial mutig zu handeln?
 - e) Was waren die Ursache für das Handeln der Person, was die Folgen?
 - f) Ein ausgewähltes Zitat, das einen Eindruck der Person vermittelt und für ihre Werte und Haltungen steht.
 - g) Stärken und Schwächen der porträtierten Person.
 - h) Persönliche Begründung, weshalb du diesen Menschen ausgewählt hast.
4. Danach setzt ihr euch in der Vierergruppe zusammen, tauscht eure Notizen aus und stellt sicher, dass jede/r das Wichtigste zu den vier Menschen mit Zivilcourage festhält.
5. Zum Schluss erfindet ihr ein imaginäres Gespräch zwischen den vier von euch porträtierten Menschen. Darin sollen eure Personen über Zivilcourage diskutieren und sich gegenseitig über ihre Erfahrungen ausfragen. Ihr spielt das Gespräch in der Klasse vor, ohne dass ihr die Namen der Menschen erwähnt, und eure Kolleginnen und Kollegen sollen herausfinden, um welche Personen es sich handelt.

Hinweise

- Wenn dich der Mensch interessiert, den du porträtierst, dann wird auch die Arbeit in der Gruppe interessant.
- Achte darauf, dass klar herauskommt, wo und wie die gewählte Person Zivilcourage gezeigt hat.

Porträt eines Menschen mit Zivilcourage

Im Verlauf der Geschichte gab es immer und überall Frauen, Männer, Jugendliche und Kinder, die Zivilcourage gezeigt haben. Sie zeigen öffentlich Mut in Situationen, die konflikthaft und gefährlich, manchmal sogar lebensgefährlich sind. Sie hätten ein einfacheres Leben, wenn sie wegschauen, schweigen und nichts tun würden. Aber sie entscheiden anders. Sie schauen hin, protestieren und werden aktiv – oft gegen Mächtige, oft gegen die Mehrheit, weil sie überzeugt sind, dass das, was geschieht, nicht recht ist.

Aufgabe

Du sollst für dein Portfolio einen Menschen porträtieren, der Zivilcourage gezeigt hat. Du findest in der vorliegenden Broschüre eine Reihe von Beispielen, an denen du dich orientieren kannst. Deine Dokumentation umfasst jedenfalls folgende fünf Elemente:

- **Titelseite/Titelfolie/Homepage:** Neben dem Namen und den Lebensdaten der gewählten Person präsentierst du ein Bild des porträtierten Menschen. Zudem suchst du ein ausgewähltes Zitat, das einen Eindruck der Person vermittelt und für ihre Werte und Haltungen steht. Wichtig ist zudem, dass du einen guten Titel für dein Porträt findest.
- **Darstellung:** In deinem Porträt stellst du in eigenen Worten den Menschen ins Zentrum – sein Handeln, seine Überzeugungen, seine Stärken und auch seine Schwächen. Das Handeln des Menschen bettest du in einen gesellschaftlichen und historischen Kontext ein. Was geschah damals in der Welt? Was hat den Menschen bewegt, Zivilcourage zu zeigen? Wann und wieso hat er/sie sich entschieden, sozial mutig zu handeln?
- **Begründung:** Ein wichtiger Teil deines Porträts ist eine persönliche Begründung, weshalb du diesen Menschen ausgewählt hast.
- **Quellenmaterial:** Zusätzlich zum Text, den du über die Person schreibst, suchst du auch Bilder, Texte, Statistiken, Karten oder anderes Material mehr, das von deiner gewählten Person stammt oder das etwas Wichtiges über die Person aussagt. Jede dieser Quellen ist natürlich mit einem Nachweis (wer hat die Quelle wann und wo gemacht?) und einer Legende versehen, die die Quelle kommentiert und einordnet.
- **Literatur:** Wenn du etwas zitierst, belegst du genau, woher du dein Zitat hast. Am Schluss des Porträts machst du auf wichtiges Material zum gewählten Menschen aufmerksam, zum Beispiel auf Bücher oder auf Filme.

Vorgehen

1. Suche in Geschichte oder Gegenwart einen Menschen, der Zivilcourage gezeigt hat. Überlege dir, wieso du gerade sie oder ihn porträtieren möchtest.
2. Kläre die Rahmenbedingungen der Aufgabe: Welche Form soll dein Porträt haben? Wie viel Zeit kannst du für die Aufgabe aufwenden? Wird deine Arbeit benotet? Wann musst du dein Porträt abgeben?
3. Überlege dir, wo und wie du zu Material kommst, das du für dein Porträt gebrauchen kannst. Wenn du auf Anhieb nichts oder nur wenig findest, suchst du Menschen, die dir Hinweise geben können, wo allenfalls weiteres Material vorhanden ist.
4. Danach entwickelst du dein Porträt. Achte auf die Aufgabenstellung, damit du nicht wesentliche Teile vergisst.
5. Bevor du dein Porträt in deinem Portfolio ablegst oder in der Klasse öffentlich machst, zeigst du es jemandem, der deine Arbeit kritisch und gleichzeitig wohlwollend durchliest und dir Rückmeldungen gibt.

Hinweise

- Wenn dich der Mensch interessiert, den du porträtierst, dann wird auch das Porträt interessant, und dann interessiert deine Dokumentation auch deine Kolleginnen und Kollegen.
- Achte darauf, dass klar herauskommt, wo und wie die gewählte Person Zivilcourage gezeigt hat.
- Wie immer bei Dokumenten fürs Portfolio sind auch formale Aspekte wichtig: Dein Text soll einfach sein und möglichst fehlerfrei; das Porträt umfasst mehrere Teile und ist klar gegliedert; wer deine Arbeit liest, erfährt das Wesentliche über die porträtierte Person; dein Porträt ist anregend und abwechslungsreich.
- Natürlich kann dieser Portfolioauftrag auch gut in Partner- oder Gruppenarbeit gelöst werden. Die Arbeitsteilung verringert den Aufwand und erhöht oft die Freude am Prozess und am Produkt.
- Wenn dir dein Porträt gut gefällt, überlegst du, wo du es veröffentlichen kannst. Deine Lehrerin, dein Lehrer kann dir dazu Hinweise geben.

Paul Bernet-Baumann Dr. phil., Studien für Geschichte, Französisch und Philosophie an den Universitäten Basel und Genf. Viersemestriger Studiengang Imaka mit Management-Diplom. Lehrer für Geschichte und Philosophie an der Kantonsschule Seetal, Baldegg.

Yves Bremer unterrichtet Deutsch und Geschichte an der BMS am BBZB in Luzern. Studium auf dem Zweiten Bildungsweg an den Universitäten Hamburg und Zürich. Wissenschaftlich tätig von 1998 bis 2000 als Mitarbeiter des Nationalfondprojektes «Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg. Zur Resonanz und Dynamik eines Geschichtsbildes anhand einer Analyse politischer Leitmedien zwischen 1970 und 1996».

Karin Fuchs Prof. Dr., lehrt an der Pädagogischen Hochschule Luzern und an der Universität Fribourg Geschichtsdidaktik der Sekundarstufen I und II. Arbeitsschwerpunkte im Bereich des ausser-schulischen Lernens und in der Entwicklung von Unterrichtsmaterialien zu Ausstellungen (14/18 – Die Schweiz und der Grosse Krieg), ausser-schulischen Lernorten (Waldstätterweg) und Spielfilmen (Der Verdingbub, Akte Grüninger).

Peter Gautschi Professor für Geschichts-didaktik, Leiter des Zentrums Geschichts-didaktik und Erinnerungskulturen an der PH Luzern, hat als Lehrer auf allen Volksschulstufen unterrichtet. Mitherausgeber geschichts-didaktischer Reihen sowie der «Zeitschrift für Didaktik der Gesellschaftswissenschaften» im Wochenschau Verlag. Mitarbeit bei verschiedenen Schulgeschichtsbüchern und Lehrplänen. Regelmässig eigene Publikationen.

Peter G. Kirchschräger Dozent und Co-Leiter des Zentrums für Menschenrechtsbildung (ZMRB) der PH Luzern, Privatdozent an der Universität Fribourg, Fellow am Raoul Wallenberg Institute of Human Rights and Humanitarian Law, Research Fellow an der University of the Free State, Bloemfontein. Mitglied des Direktoriums des Schweizerischen Kompetenzzentrums für Menschenrechte. Beratender Experte u. a. der UN, der UNESCO, verschiedener Regierungen, Unternehmen und NGOs.

Patrick Kury PD Dr. phil., Historiker, lehrt neuere Allgemeine und Schweizer Geschichte an den Universitäten von Luzern und Bern. Forschungsschwerpunkte: Migrationsgeschichte, Jüdische Geschichte, Sozial-, Kultur- und Diskursgeschichte des Politischen und des Staates, Wissenschaftsgeschichte der Bevölkerung, Medizin und Gesundheit. Regelmässige Publikationen. Kurator der Wanderausstellung «14/18 – Die Schweiz und der Grosse Krieg».

Verena Lenzen Professorin für Judaistik und Theologie/Christlich-jüdisches Gespräch und Leiterin des Instituts für Jüdisch-Christliche Forschung an der Universität Luzern. Publikationen zu Themen der jüdischen Kultur und Religion, zum jüdisch-christlichen Dialog, zur deutschen und italienischen Literatur. Illustration eines Kinderbuchs zur interreligiösen Verständigung.

Martin Lücke Professor für Didaktik der Geschichte an der Freien Universität Berlin, arbeitet als Geschichts-didaktiker und Geschlechterhistoriker. U. a. Arbeiten zur Geschichte der Prostitution. In der Lehre engagiert in deutsch-israelischen Austauschprojekten. Einer der Initiatoren des Berliner Queer History Month, einem Unterrichtsprojekt zur Geschichte sexueller Vielfalt.

Aram Mattioli Prof. Dr., Studium der Geschichte und Philosophie an der Universität Basel, seit 1999 Ordinarius für Geschichte der Neuesten Zeit an der Universität Luzern. Forschungsschwerpunkte sind unter anderem die Geschichte Italiens sowie die Geschichte der USA, insbesondere die Zerstörung des indianischen Nordamerika zwischen 1750 und 1900.

Carla Marfurt ist 1997 geboren und besucht die Kantonsschule Alpenquai in Luzern. In ihrer Maturaarbeit befasst sie sich unter anderem mit Malala Yousafzai.

Julia Müller Freischaffende Historikerin, Mitarbeiterin im Staatsarchiv Luzern, Kuratorin zweier Ausstellungen im Nidwaldner Museum. Verschiedene Projekte in den Bereichen Publikationen, Museum und Archiv. Interessens- und Forschungsschwerpunkte sind die Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts sowie die Fotografiengeschichte.

Simone Prodoliet Studium der Ethnologie, Geschichte und Religionswissenschaften. Geschäftsführerin der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen und Herausgeberin der Zeitschrift «terra cognita – Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration». Zahlreiche Publikationen zu migrations-spezifischen Themen. Gross-nichte von Ernst Prodoliet.

Therese Schmid-Ackeret Pfarrerin und Autorin einer Biografie basierend auf Gesprächen mit letzten Freunden und Angehörigen von Elsbeth Kasser. Betreuung von Teilen des Nachlasses von Elsbeth Kasser.

Walter Schmid Direktor der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit und Präsident der Stiftung Elsbeth Kasser. Davor Chef des Amtes für Jugend- und Sozialhilfe der Stadt Zürich und Zentralsekretär der Schweizerischen Flüchtlingshilfe.

Jürg Stadelmann unterrichtet seit 1994 Geschichte und Politische Bildung an der Kantonsschule Alpenquai Luzern sowie, seit 2001, auch an der Maturitätsschule für Erwachsene in Luzern. 1997 Promotion in Zürich mit einer Dissertation über die Flüchtlingspolitik der Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Seit 2001 Inhaber des Büros für Geschichte, Kultur und Zeitgeschehen GmbH in Luzern.

Hans Utz Lehrer für Geschichte und Latein am Gymnasium Oberwil, dort Konrektor und Rektor. Unterrichtet am Lycée J. J. Henner in Altkirch, Lehreraus-bildner an der Pädagogischen Hochschule Nordwestschweiz und seit der Pensionierung als freier Mitarbeiter am Zentrum Geschichts-didaktik und Erinnerungskulturen der Pädagogischen Hochschule Luzern. Lehrmittellautor (Weltgeschichte im Bild u.a.), Projektleiter der History Helpline.

Wolfram Wette Prof. Dr. phil., Historiker und Friedensforscher. Seit 1998 apl. Professor für Neueste Geschichte am Historischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. Mitbegründer der Historischen Friedensforschung, Mitherausgeber der Reihe «Geschichte und Frieden» und des Jahrbuchs «Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung». Autor des Buches «Feldwebel Anton Schmid. Ein Held der Humanität».



Bildungs- und Kulturdepartement

Impressum

Herausgeberin: Bildungs- und Kulturdepartement
des Kantons Luzern (BKD)

Konzeption: Paul Bernet, Peter Gautschi,
Aram Mattioli, Julia Müller

Redaktion: Julia Müller, Luzern

Gestaltung: Bernet & Schönenberger, Zürich

Korrektorat: Stephanie Tresp, Zürich

Druck: UD Medien AG, Luzern

Auflage: 1000 Exemplare

Bestellungen: Bildungs- und Kulturdepartement,
Bahnhofstrasse 18, 6002 Luzern, info.dgym@lu.ch

Download der Publikation sowie weitere
Informationen zum Holocaust-Erinnerungstag
unter www.27-januar.lu.ch

Luzern 2015

ISBN 978-3-271-60002-5

Diese Publikation wurde durch einen Beitrag aus dem
Lotteriefonds des Kantons Luzern unterstützt.